

Anneliese Dornseif

*Lyrik
als Lebens-
begleitung*

Gesammelte Werke,
Band 2

 Cuvillier Verlag



Gesammelte Werke

Band 2





Anneliese Dornseif

Lyrik als Lebensbegleitung

Hrsg. von

Ev.-Luth. Martini-Gemeinde, Radevormwald

 Cuvillier Verlag



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen: Cuvillier, 2015

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2015

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2015

Gedruckt auf umweltfreundlichem, säurefreiem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

ISBN 978-3-7369-9090-6

eISBN 978-3-7369-8090-7



Vorwort

Dr. phil. Anneliese Dornseif wurde am 21. Oktober 1922 in Radevormwald als Tochter des Fabrikanten Fritz Dornseif und seiner Frau Ida, geb. Buschhaus, geboren. Mütterlicherseits entstammte sie der Familie des Pastors Theodor Crome der evangelisch-lutherischen (altluth.) Martini-Gemeinde in Radevormwald (heute SELK). Die entschiedene Zugehörigkeit ihres Urgroßvaters zum lutherischen Bekenntnis – gegen die obrigkeitlich verordnete Kircheneinheit in Preußen – blieb für ihr Elternhaus und auch Anneliese selbst lebenslang prägend. Die Verbundenheit mit der Kirche und der sie begründenden biblischen Wahrheit gehörte zu den unverzichtbaren Leitlinien ihres Lebens, wie sich etwa an der Wahl des Themas ihrer Dissertation über Evangelische Kirchenlieder zeigt, das sie von ihrem Hauptfach Germanistik hinüber in das Feld der Theologie führte.

Der Vater war ein Selfmademan, sozial denkender Gründer einer Sägenfabrik in Radevormwald, Grundlage für die spätere gesicherte wirtschaftliche Existenz der einzigen Tochter. Deren Jugend und Studentenzeit wurden von den bitteren Erfahrungen der Nazidiktatur, des Bombenkriegs und der eigenen schweren Erkrankung überschattet, die sie später literarisch verarbeiten musste.

Wie vielen Angehörigen ihrer Generation blieb ihr das persönliche Glück von Ehe und Familie versagt. Umso stärker entwickelte sie ihren Familiensinn, ihre Verbundenheit mit einer weit gestreuten Verwandtschaft und der Familiengeschichte. Ihre große Wohnung in Wuppertal, angefüllt mit zahlreichen Erinnerungsstücken der Familie und jeder Menge Büchern, stand stets offen für Gäste und ein intensives Gespräch über Gott und die Welt, umso weiter, je mehr sie im Alter krankheitsbedingt an den Lebensbereich der eigenen Wohnung gebunden war.

Ihr Arbeitsleben hatte sie mit großer Hingabe ihrem Beruf als Oberstudienrätin des Else-Laske-Schüler Gymnasiums in Wuppertal gewidmet, den sie mit weit mehr Engagement ausübte, als für eine bloße Erwerbstätigkeit notwendig gewesen wäre, und für den sie andere Betätigungen nicht selten und zuweilen wohl auch nicht ungern zurückstellte.



Ihr literarisches Werk darf nach ihrem Willen erst nach ihrem Tode am 10. Februar 2014 veröffentlicht werden. Ihre Familie dankt der Evangelisch-lutherischen Martini-Gemeinde in Radevormwald mit ihrem Pastor Johannes Dress, die die Herausgabe dieser nachgelassenen Schriften übernimmt, und besonders Frau Elisabeth Nickisch, die mit großem Fleiß die Korrekturen besorgt hat.

Der hier vorliegende zweite Band enthält Gedichte sowie Interpretationen der Autorin. Der gleichzeitig erscheinende erste Band trägt den Titel „Still will ich nicht werden“ und enthält Memoiren und Prägungen der Autorin.

Möge sie unter ihren Lesern ein Andenken gewinnen, wie es ihre Familie ihr in dankbarer Erinnerung bewahrt.

Göttingen, im November 2015

Dr. jur. Dietmar Buschhaus



Inhaltsübersicht

Gedichte.....	9
Zu Gottfrieds Benns Gedicht „Astern“	473





Gedichte



Inhalt

Begegnungen	11
Liebe	41
Stationen einer Liebe.....	71
Natur	127
Weltall	165
Zeitgeschehen.....	179
Kunst und Künstler, Zu Bildern in einem Kinderbuch	237
Glaube und Gebet.....	265
Krisen	331
An einen Verstorbenen.....	389
Alter und Tod	445
Verzeichnis der Gedichtanfänge	461



Begegnungen



Erstbegegnung

Mein Wagen, mein Wagen, mein Wagen,
wie werden wir uns vertragen!
An der Garagentür allein
stieß ich dir schon dein Schwänzchen ein.
Mein Wagen, mein Wagen, mein Wagen,
wie werden wir uns vertragen?



Ein Gartenfest

Ein Gartenfest,
ab achtzehn Uhr zwanglos.
Wir werden stehen und nicht wissen,
wo wir unser Glas abstellen sollen.
Heimlich von einem Fuß auf den andren.
Die Sessel für die älteren Damen!
Himmel, was sagt man nur jetzt?
Mit der Frau X
muß ich ja auch noch ein paar Worte sprechen.
Glücklich die Leute,
die ihre Redekunst spielen lassen.
Sie haben aufgeschnappt
und wissen zu verwerten.
– Doch es wird reizend gewesen sein.
Aber das sagt man erst hinterher
zur Gastgeberin.

Um endlich sich besser kennenzulernen,
blicken sie beide nun nach den Sternen
und reden recht schön und schließen in Ruh
ihr Inneres weiter einander zu.



Es war etwas da und ist fortgegangen,
nun muß ich warten.
Aber wahrscheinlich kommt es nicht zurück.
Daß wir nicht Herr sind über die Kommenden,
macht sie zum Gast,
daß wir nicht Genosse sind,
zum Fremdling.
Sie gehen frei aus,
das weißt du doch,
nur sehr unwillig
klingeln sie an deiner Tür,
und die Verpflichtung wird schon zuviel.
Jeder bleibt immer gleich in sich selbst.
Und unermeßlich selten
ist der Augenblick des Verstehens.



Gebet

Vater, ich klage mich an,
ich hab einem Menschen wehe getan.
Nicht, daß ich es so gewollt.
Ich wußte nicht recht, wie ich's sagen sollt.
Und eh' ich mich dessen versehn',
war es schon alles geschehn.
Vater, ich bitt' Dich so sehr,
schick die Gelegenheit noch einmal her!
Sag mir dann richtig,
und sag es mir leis,
daß ich die herzliche Sprache weiß.
Hilf uns nun beiden, ganz väterlich,
wir wollen hoffen, hoffen auf Dich.



Weil ich stets denke:
„So müßte es sein“,
komm ich mit niemand
mehr überein.

Und weil ich immer
schon fertig bin
und trage die Worte
zum voraus im Sinn,
wurde ich lange
schon nicht mehr froh.
Ich denke und will,
– und es ist doch nicht so.



Du zehrst in kleinen Bissen
eines Lächelns Berührung
auf einem verschlossenen Gesicht.
Schmale Lippen ziehen sich zum Dreieck,
und Wille macht sie im Lächeln steif.
Ganz langsam kriechen am Halse
rosige Flecken über das Fleisch,
starre Augen,
durch eine Brille vor dir geschützt,
wollen nichts sagen.



Verschlossenheit

Ich möchte so gerne über dein Haar streichen,
aber die Brillengläser
stehen im Wege.

Aus deiner Stirne liegt es zurück,
grau meliert.

Aber die Gläser stehen, – versteh doch –
vor einer hohen Stirn.

Sie könnte offen sein,
– aber die Gläser.

Kummer, Kummer für dich,
daß du nicht ohne sein kannst!

Es ruht etwas
unter der Fläche dieses glatten Gesichts.
Etwas ist in dir betäubt,
betäubt wie vom Schlag.
Es möchte ans Licht,
es droht, – du willst aber nicht,
es bittet, – du hörst nicht,
es steht auf, – doch du wendest dich ab.
Ich fühle es in dir als Feuer, das quillt
unter der Erde.



Es liegen Ränder unter deinen Augen,
morgens beim Aufstehn.
Du sahst der Sonne Sterben im Nebel,
als es kein anderer sah.

Verstehst du denn nicht, daß ich mit dir reden muß,
unbedingt mit dir reden?
Ein Jahr ist nichts, nicht sechs,
nicht ein Leben.
Und wenn ich hundert Leben vertuen müßte wie dies,
ich werde dich nicht in Ruhe lassen.
Unwahrheit steht zwischen dir und mir.
Ich bleibe auf deiner Spur.



Unverbesserlich

Von jetzt ab werden wir gut sein.
Und wenn wir trotzdem
etwas angestellt haben,
laufen wir weg.
Und wenn es uns nachkommt,
halten wir uns die Augen zu.
Und wenn es nach uns greift,
so schlagen wir.
Unser Gewissen
heilt hinterher die Mutter Natur.
Dann wollen wir wieder gütig sein.



Du lädst alles auf deinen Gaul,
was du hinter dich wirfst.
Du hast dich befreit.
Herrlich, so ohne Last!
Aber du lädst alles auf deinen Gaul.



Medusa

Sie hat ein bedeutendes Haupt,
was man von uns anderen nicht sagen kann,
ein Haupt mit Wendehals.

Und das Zeichen hat sie mitten auf der Stirn,
ein Dreieck, deutlich unter der Wurzel des Haars.

Es bleibt übrigens immer hell und tritt hervor.

Das Ganze nämlich färbt sich rot,
wenn sie sich wenden will.



Ärger

Warum ist eigentlich so selten
über den Ärger geschrieben worden?
Ärger kann schlimmer sein als das Leid.

Er zerschlägt alle Freuden
und macht das Leben kleinlich.

Sage nicht: Es lohnt kaum,
du kannst ihn überwinden.

Dem Leiden kannst du nicht entgehen,
aber den Ärger zu lassen, das steht bei dir.
– Sage das nicht!

Warum ist denn nie
über die Schwäche geschrieben worden,
die des Ärgers nicht Herr wird?

Er schwelt, –
eine Wunde,
in die man immer wieder sticht.
Sie heilt nicht, du bist wie gelähmt,
müde vom Schmerz,
voll Angst vor dem nächsten Stich.

Aber es reizt wohl kaum,
etwas darüber zu sagen,
Ärger ist Machtlosigkeit,
Ärger beschämt.



Haß

Kennst du deine Augen?
Deine Augen sind scharf, – und böse,
und ich habe Angst vor deinen Augen.
Ich hasse dich,
hasse deine Augen!
– Und meine Augen werden scharf, – und böse.
Ich möchte sagen, schreien:
Ich hasse dich!
Deine Augen, – deinen Mund, – deiner Hände Spiel!
Du machst böse:
Böse mein Herz, böse mein Blick,
böse mein Wort und falsch.
O, wie ich dich dafür hasse!
Dein gelassenes, zwingendes Wort,
die Kälte, die Kraft
– und mein Müssen, den Haß aus deiner Gewalt.



Sizilien

Der Kopf ist mir müde,
das Meer war so weit
und am Ufer der Stein
und die spülende Welle
hin und zurück,
hin und zurück.

Meine Tasche lag auf dem Stein,
da kam ein Kind und wollte sie stehlen,
ich wandte den Kopf, und es lief davon.

Und wieder die Welle,
der tönende Schlag,
– hin und zurück.

Von meinen Füßen
perlen die Tropfen,
fallen wie Lichter
ins funkelnde Meer.

Und dann hinauf in den Berg.
Die Stufen sind schwer,
steil steht die Sonne
und Meer –
Meer tief oben am Himmel,
Meer tief unten im Grunde –
Meer –

Zwischen den Mauern,
den staubigen Wegen
stehen die Menschen,
stehen, warten auf dich,
dunkel.

Treten hervor und singen,
singen und breiten die Hände,



bitten, betteln. –
Zuneigung? – Geld?
Du kennst sie nicht. –
Fremde, – Angst. –
Sie folgen dir nach,
stehen auf steinernem Bogen,
im Marmor, an Säulen,
reden und singen.
Und du verstehst nicht ihr Wort,
aber den Blick.

O Land –
bedrängendes Geheimnis, –
o menschliches Angesicht,
menschliche Not.
Und Meer und Sonne
und Angst und Bettel,
Verlangen nach Liebe
und Leben, Leben.
Schlangen liegen
auf Trümmern von Tempeln,
Schlange im Paradies.
Nimm dich in Acht!
Sie hebt den Kopf,
zierlich und zischt,
und Schönheit ist ihr gewundener Leib,
Schönheit im weißen Gestein
unter dem farbigen Licht.
Nimm dich in Acht!
Ist es recht,
zu leben im Licht?
Magst du noch gehen
unter den hängenden Blüten,
schwer vom Duft,



auf dem Berg der geschundenen Füße,
der bettelnden, stehlenden Kinder
– mit deinem leichten Schuh?

Der Berg ist erstiegen. –

Das Meer liegt weit
und blau und grün.

Die Sonne sticht,
– o Weite!

Und die Gasse lärmt,
o Enge und Not.

Wie verketten sich gut und böse?
Mein Geldschein kann nicht genügen.
Was soll ich tun?



Was hat sich Neues zugetragen?
Eine Mutter hat ihr Kind geschlagen
und sitzt und weint sich die Augen aus.
Und der Bube steht beschämt hinterm Haus.
Er wagt nicht, über die Schwelle zu gehn,
und scheut sich, die Mutter anzusehn.
Ach, beiden ist nun so elend zu Mut,
und morgen ist alles schon wieder gut.



Mädchen im Frühling

Du bist kühl, –
bleib, wie du bist.
Aber sei ganz wie der Baum.
Laß deine Äste Himmel tragen
auf knospenden Händen.
Sei wie die Buche im Licht,
gib Raum den ziehenden Wolken
durch dein Geäst,
sei eine strömende Kraft
– hinauf zum Licht.



Junges Mädchen

Sie ist schön,
in sich geschlossene, blühende Weite,
die noch nicht ahnt,
daß Dürre kommt,
daß Traum nicht nährt
auf die Dauer der Jahre.

Jede Bewegung
ein widerstoßhaftes Ergreifen,
rasche Berührung im Wollen
und flüchtigen Spiel.

Was aber soll werden,
wenn es, verblühend,
keine Verheißung mehr sieht?
Hat doch ein Augenblick
Wendegewalt,
im Traume vertan und verschenkt.



Porträt eines jungen Mannes

Kraft vom jagenden Sturm,
der Leib gereckt wie ein Turm,
Geist, wie Himmel bei Sternenlicht
und ein hügelichtes Land das Angesicht.
Wie Wellenkämme reitendes Blut.
Seele in strahlender, steigender Glut,
Wille, ein stetig rinnender Strom,
Mut wie Orgelwoge im Dom.
Und zu dem allen geb' Gott dir bald
Glaube wie ruhende Teiche im Wald.



Begegnung am See

Zum Ufer zog mich's in der Abendstunde.
Ich ging und ruhte, – und die weite Runde
erglomm und goß ihr Feuer abendwärts.
Das Wasser schlug bedächtig in die Stille.
Und in des Tages sommerlicher Fülle
blieb eine Leere dunkel um mein Herz.

Die Dämmerung stieg. – Dicht über meinem Haupte
sank es wie Schlaf, der mich des Sinns beraubte.

Ich gab mich auf und ließ den Traum geschehn.
Da plötzlich, als des Abends bunte Farben
schon auf den weißen Wellenhügeln starben,
sah ich dich einsam nah am Ufer stehn.

Wie eine Säule auf geschliffnen Stufen.
Der Stunde nebelhafte Bilder schufen
um dich ein Meer. – Und ahnend standest du.
Der See schlug an in breiten, weißen Wogen.
Von meiner Schwere in den Grund gesogen,
wie aus der Ferne sah ich scheu dir zu.

Denn ich gab viel, den Tag mir zu gewinnen.
Du bliebest dein, und angeglüht von innen,
sah ich's in deinen Augen sich erbaun.
Da ging ich fort aus deines Abends Fülle.
Bedächtig schlug das Wasser in die Stille,
ich wagte nicht, ins Abendrot zu schau'n.



Nun bin ich still in der innersten Seel,
grabe nun nicht mehr nach meinem Fehl,
grab nicht mehr nach Wunscherfüllung und Sinn,
weiß nichts von Zweifeln. Nun geb ich mich hin,
sehe am Himmel das wandernde Licht
und Gedanken im menschlichen Angesicht.
Und wenn meine Augen zu Augen hingehn,
leuchtet der Blick: Begegnung ist schön.
Es ist nun ein Fluten,
das Wort wird uns leicht,
wenn von selber das Herz aus der Kammer sich reicht.
Wir fühlen uns glücklich und fragen nicht viel,
sehen gemeinsam das glänzende Spiel,
sehen und sehen: Die Wolken sind weit,
gelassen streicht durch den Himmel die Zeit,
gelassen der Mond. Die Erde rollt hin,
der Schnee fällt nieder, und Bäume blühn,
und wo eine Hand zu Händen sich legt,
tröstet der Bund, der alle trägt.



An das Bild meines Großvaters

Meine Seele ist wie der Schnee,
der über den Dächern liegt,
so weich und so schwer und so kalt.

Meine Seele ist wie der Wind,
der die Zweige zur Erde biegt,
so flackernd und singend in Todesgewalt.

Und dein Antlitz ist wie die Sonne,
die über den Feldern steigt,
wenn die Wasser zerfließen im Mai,
und dein Antlitz ist wie die Wärme,
die über den Saaten schweigt,
wenn die Erde erschlossen und der Stürme Gezeiten vorbei.

Variante

Meine Seele ist wie der Schnee,
der über den Dächern liegt,
so weich und so schwer und so kalt.

Meine Seele ist wie der Wind,
der die Zweige zur Erde biegt,
so ruhlos und flackernd und singend in Todesgewalt.

Und Dein Antlitz ist wie die Sonne,
die über den Feldern steigt,
wenn die Wasser zerfließen im Mai,
und Dein Antlitz ist wie die Wärme,
die über den Saaten schweigt,
wenn die Erde erschlossen und der Stürme Gezeiten vorbei.



Großmutter

Es war so schön, ich war noch ganz ein Kind
und deinen lieben Märchen wohlgesinnt.

Wenn dann die Sonne endlich unterging
und längst mein Spielzeug in der Ecke hing,
wenn Dämmerung grau in unsre Fenster fiel,
dann suchst ich mein vertrautes Abendziel.

Zu dir, ins warme Sofa schmiegt' ich mich,
mit großen Augen bat und drängt ich dich:

„Großmutter, jetzt erzähl!“ – Und leiser dann:
„Fängst du auch heute etwas Neues an?“

Ganz dunkel war es, einer Lampe Schein
fiel von der Straße manchmal noch herein.

Du sprachst im lieben, altvertrauten Ton
von Riesen, die in Felsenhöhlen drohn,
vom heiligen Hain und lichtumspülten Feen,
die nächtlich zu den braven Kindern gehn,
von Zwergen, tief im finstren Erzesschacht,
von goldnen Königsschlössern, Rosenpracht,

von Prinzen, die in märchenferner Zeit
Prinzessinnen vom Zauberschlaf befreit.

Begeistert lauschte ich aus wachem Traum,
zum heiligen Haine ward dein Gummibaum,
zum Tischlein-deck-dich ward dein Nähtisch schier,
zum wilden Strom die Straße unter mir.

Zum Königsschlosse unser Nachbarhaus.
– Ich saß und staunte in die Nacht hinaus.



Unmerklich wuchsen Geist und Glieder fort.

Ich lauschte deinen altvertrauten Wort
nicht mehr mit gleichem treuen Kindersinn.

Die Jahre gingen über uns dahin.

Mich stärkten, reiften und erfüllten sie,
dich nahmen sie hinweg, ich weiß nicht wie.



Der Teddybär

Verträumt blick ich hernieder
auf meine Kinderzeit
und fühl mich plötzlich wieder,
fern von der Wirklichkeit,
in längst vergeßnen Räumen
ein winzig kleines Kind,
das nur bei hellen Träumen
am fernen Leben spinnt.

Mit heimlich späten Zähnen
denk ich der Puppenschar,
denk an den braunen Bären,
der stets mein Liebling war.

Denn, war mir abends bange,
der Bär hat manche Nacht,
den Kopf an meiner Wange,
im Kissen mich bewacht.

Ich sehe schwache Kerzen,
bei deren Schummerschein
die Angst im kleinen Herzen
am Ende schlummert ein.

So taucht aus weiter Ferne
der ersten Tage Glück.
Ach Gott, wie rief so gerne
den Bären ich zurück!



Liebe



Erste Liebe

Sag Du ihm, lieber Vater mein,
ich lieb ihn und gedenke sein.
Sag Du ihm, lieber, lieber Gott,
ich leid' um seinethalben Not!
Sonst sind wir wirklich in Gefahr,
er wird's im Leben nicht gewahr.
Denn ich, ich werde rot und still,
vergesse, was ich sagen will.
Und was mein allergrößtes Leid:
Ich speis' ihn ab mit Borstigkeit,
– so herzlich lieb ich ihn, für wahr. –
Du, guter Vater, mach's ihm klar!



Unausgesprochene Liebe

Schreib keinen Unsinn nieder!
Was sollen mir diese Lieder?
Darf niemand von ihnen sagen.
Soll ich sie zu dir tragen?
Heimlich, auf nächtlichen Wegen
dir vor die Türe legen?
Wüßtest doch, sie sind mein,
würdest befremdet sein.
Würdest mich nicht verstehn,
müßte dir scheu aus dem Wege gehn.

Einmal sagt ich es doch!
Du siehst meine Lieder noch
und siehst, es ist mein Verlangen
aufrecht vorm Schöpfer gegangen.

Weiß nicht mehr, was ich nun tuen soll,
ist mir bei alle dem nicht mehr wohl.
Soll ich dir sagen: Komm du zu mir,
seit Tagen, seit Tagen erwart ich dich hier?
Soll ich nun stehn, wo die Straße sich zweigt,
und schauen und schauen, ob sich nichts zeigt?
Soll ich dir scheu aus dem Wege gehn
und immer doch sorgen, dich irgend zu sehn?
Komm du zu mir. Es wartet das Haus.
Ich schmückte mein Zimmer mit Blumen dir aus.
Komm du zu mir! Das Licht scheint herein.
Wir wissen zu reden, wir werden uns freun.
Wir knüpfen ein neues, ein bleibendes Band.
Dann Lachen und Singen, Verschlingen der Hand.
Wie du auch willst. – Nur zeige mir an,
ob ohne Scheu ich dir nachgehen kann.
Komm du zu mir und sag mir ganz schlicht:
Ich weiß und versteh und verschmähe dich nicht.



Neckerei

Du Aas, du Biest, du Lausetier!
O, sacht, du hörst noch mehr von mir,
zu seiner Zeit, zu seiner Zeit,
noch, Liebster, sind wir nicht so weit.

Dies eine sag ich dir klipp und klar,
daß ich schon dreimal bei dir war.
Ich nickte, es käme nicht darauf an,
weil ich auch morgen herkommen kann.
Doch wenn ich noch einmal warten muß,
rühr' ich in Zukunft dir keinen Fuß.
Glaubst du denn, unsre Beziehung sei
deine persönliche Spielerei?
Sprichst mir von Liebe, erläuterst recht breit,
und hältst mich doch hin in Gleichgültigkeit.
Meinst du, du führtest mich hinters Licht?
– Oder merkst du es selber nicht!
Ach, diese Rede, sie ist nicht gut,
weil sie mir jämmerlich wehe tut.



Es ist ein Jammer um jeden Tag.
Bedenkst du das?
Um jeden Tag in der Einsamkeit.
Bedenkst du das?
Es ist ein Jammer um jede Nacht.
Bedenkst du das?
Um jede Nacht ohne Schlaf und Rast.
Bedenkst du das?
Es gibt eine Straße, dicht am Rand.
Bedenkst du das?
Unsere Straße, am Rande der Einsamkeit.
Doch, – wagst du das?



Reden müssen und nicht dürfen!
Vor dir eine Wand,
Mauer des menschlichen Herzens.
Es schlägt immer den gleichen Schlag,
es werkt immer die gleiche Tat,
es hat keine Zeit.

Durst haben und nicht trinken.
O, Tantalus!
Angebunden,
gekettet an einen Baum.
Und das Wasser des Lebens rauscht,
rauscht dir davon.



Angst steht zwischen dir und mir,
Angst um das Nichtverstandene,
Angst um das Nichtgesagte,
von dem man nicht weiß.
Wie Gespenster umgeben uns unsre Gedanken,
hinter deren Schleiern die Wahrheit uns versinkt.
Das bist ja eigentlich du:
All deine Gedanken,
deine Ängste,
der Schlüssel, den du selber verloren hast,
– das bist du.



Ich wußte es von Anfang,
daß du auf meinen Weg gegeben warst,
von Anfang an.
Wir lebten zusammen,
fremd und doch wissend zugleich
von unserem Miteinander,
– immer nicht aufgedeckt.
Ich sprach zu dir
in vielen Worten meiner Gedanken,
verborg sie und nahm den Schlüssel in die Hand.

Aber heute, – heute
habe ich dir alles gesagt!
Du hörtest
und gabst mir den Blick nicht zurück.

Weißt du jetzt?
Hast du es vorher gewußt?
Gewußt, daß du mir den Befehl gabst,
zu graben durch Fels,
zu erleuchten der Höhle Gänge,
aus denen das Echo wächst?
Grundwasser sickert von Spalten,
wäscht das Gestein
im Scheine meines Lichts
zu silbrig schwarzem Schiefertone.
Aber das Echo blieb aus.

Dass du mich so alleine
auf diesen Weg geschickt hast
und daß ich beinahe
die Spur verloren hätte,
weißt du es jetzt?



Können wir manchmal jetzt
zusammen gehen
– oder uns Kopfzeichen geben?



Nutzloses Schreiten auf Steinen und Sand,
nutzloses Warten am Wegesrand,
nutzlos, weil ich dich gar nicht kenne,
den Schatten mit deinem Namen benenne.
Nutzloses Suchen.



Du Doppelgesicht

Du bist mir mein Studium,
du bist mir mein Mensch.

In deinen Worten
gewinnt die Welt Gestalt,
wird Ausdruck dessen,
was in mir ist.

Du Doppelgesicht,
du Angst, die mich füllt,
wo ich einsam geh.

Immer stößt du mich ab.

Wut quillt auf, dir weh zu tun,
mich selbst zu zerstören, fliehe ich dich.

Doch flammend wächst zusammen,
was mit uns war,
wenn mich die Welt faßt
in deinem Blick.

Leuchtend ist, letztlich füllt,
was aus deiner Quelle mir strömt.

Du mir mein Abgott,
du meine Welt,
du mir mein Glück und mein Tod!



Wurzeltrieb aus entfremdetem Strauch

Freund, wir sind beide einsam,
wir bleiben es auch,
wie die weiße Rose am roten Strauch.
Freund, wir wollen zusammen gehn.
Wir müssen nicht fühlen, einander nicht sehn.
Wir singen ein jeder im eigenen Ton
und opfern gemeinsam dem großen Dämon.
– Wie der Wurzeltrieb, weiß, aus entfremdetem Strauch.
Wir sind beide einsam, wir bleiben es auch.



Altlasten

Ich habe heute viel gedacht,
was ich mit niemand teilen kann,
auch nicht mit dir an meiner Seite.

Du, so voll Plan und tätig
und sprunghaft abgewandt
beim nächsten schon.

Du weißt nicht, wie du mich tief ergreifst
und wieder fallen lässt
in Nebel der Ratlosigkeit.

Deine Hand fasst verlegen und sicher zugleich,
– das ist schlimm.

Wie sollte dich auch binden können
nur einen Augenblick lang,
was vorher gewesen ist
für mich?

Was ich seither getan,
ist wie im Traume geschehn.

Unsere Liebe des Wohlgefallens
war doch nur Liebe auf Zeit.

Ich schwinge zurück in die Tage,
ehe du zu mir kamst,
und ahne gleiches von dir.

Und wir bekritteln uns,
wollen uns manchmal flüchtig erzählen,
als sei das alles nichts.

Im Lichte fliehender Bahnstationen
kreuzen sich unsere Züge,
fährt unser Traum auseinander,
bohren sich die Gedanken
zurück in gewesene Zeit.

Hilf mir, Gott,
hilf,
hilf uns!
Ich brauche einen Menschen.
Wie kann man noch singen:
„Die Liebe liebt das Wandern.“ ?
Ach, wie banal!
Ich habe so geliebt,
mit aller Kraft geliebt.
Welch täuschende Infamie!
Ich bin nur ein Schatten,
der Worte spricht.
Schuhe aus, laufen?
Laufen, laufen, fliehen!
Geschlechterfluch?
Nein!
Vater, Du fluchest nicht.
Hilf mir, Gott,
daß ich etwas daraus mache!
Du hast mich ja geschaffen.
Ich glaube Herr,
segne mich!



Eine Nacht ist hinter mir,
und ich schlafe nicht,
drei, vier, fünf Stunden lang,
eine halbe Ewigkeit lang
müht sich mein Herz.

Wo ich mich erhebe,
klopft mir mein Blut
und dreht und wälzt sich
und zwingt mich nieder.

Einen aufgehenden Morgen lang
müht sich mein Herz.

Sinnlose Qualen!

Was soll ich denn tun?

Hätte ich dich vor Augen,
vertrautes menschliches Angesicht,
dann fände ich Ruhe.

Nähmest du meine zitternden Hände
in deine Hand,
dann könnte ich schlafen.

Aber nun ist dein Antlitz vergangen.

Deine Züge verschwimmen.

Wie ich mich mühe und müh,
keins deiner Worte klingt noch in mir.

Könnte ich, ich wollte.

Aber das Herz ist ein seltsames Ding.

Es weiß und ringt um Vergessen.

Ist das Dein Wille Vater im Himmel,

daß Deine Kinder

so wissend ins Unglück gehen?



Alles wird Feuer,
bis in die brennenden Hände,
den brennenden, brennenden Kopf.
Und die Not meiner Seele
sehnt sich im Aufbegehren
fort nach der Demut im Tode.



Wenn ich doch einmal wüßt,
warum mein Leben verlassen ist,
könnt ich doch einmal verstehn,
daß alle von mir gehn.
Ich hab doch nichts Böses getan.
Du schaust mich wie ein Wunder an,
doch fühlst du, mich nicht zu lieben.
Wo ist meine Freude geblieben?
Kaum wag ich es noch, dich anzusehn,
zu reden gar nicht, – ich kann nur stehn,
bewundernd fühlen und schauen
das Lachen anderer Frauen.
Wie ihr euch findet, sorglos und leicht,
wie ihr euch löset und weiterreicht,
das wurde mir nie, noch nie zuteil.
Nur wenn ich in Trug und Träumen verweil,
dann bin ich manchmal durchschauert vom Glück.
Aber der Morgen ruft mich zurück.
Ich weiß dann wieder: Es ist nicht so.
Aber warum? Ich werd nicht mehr froh.



Die Kranke

Heut muß ich von meinem Bett aufstehn
und in den kalten Abend gehn.
Wüßt' es der Arzt und die Mutter mein,
sie würden zu Mittag schon bei mir sein.
Seit gestern haben wir Nordwind und Schnee.
Mir tuen all meine Glieder weh
und muß doch hinaus ohne Lampenschein
und bleiben bis in die Nacht hinein.
Es rauscht mir im Kopf, meine Füße, – wie schwer,
als zöge ich Fesseln hinter mir her.
Und trotzdem will ich und werde heut gehen,
das Fieber bezwingen. – Ich muß dich noch sehn.
Und gingst du für immer, – vielleicht, vielleicht, –
ich stürbe, hätt' ich dich nicht mehr erreicht.
Ach, lieber Gott, lenk Du meinen Schritt
und wende sein Herz, erhör meine Bitt!
Ach, daß Du mir hast in den angstvollen Tagen
die Füße gebunden, die Kräfte zerschlagen.
Ich nähme es hin, es fiel mir nicht schwer,
wär nur das andre nicht hinter mir her.
Ich fürchte, im Fieber schrei ich's heraus,
am Ende weiß es das ganze Haus.
Ach, alles ist gleich, und nun muß es sein.
Er geht ja fort, er läßt mich allein.
Will später auch nie mehr vom Bett aufstehn.
Mein Gott, verzeih mir! – Ich dürfte nicht gehn.



Das Spiel ist verloren,
der Einsatz war klein,
ich setzte zuweilen auch Tränen ein
und hätte es nicht gedacht.
Wie habe ich damals gelacht!
Nun ist es verloren,
der Einsatz war klein.
Ich setzte doch all meine Liebe ein.



Gebet

Ach, mach zu jenem Kind mich wieder,
das fröhlich-ernst durchs Leben geht!

Ach, warum warfest Du mich nieder
dort, wo am Weg die Sorge steht?

Weh mir, das Wort ist schon gegeben,
das hart und streng mein Urteil spricht,
und über meinem ganzen Leben
steht der Befehl und heißt Verzicht.



Nur Kummer hat uns verbunden
die Jahre hindurch.
Angst vor Verlust, der doch nicht zu vermeiden war.
Quälte sich jeder mit Bildern vom andren
und wußte,
daß sie nicht wirklich sind,
und wollte formen nach seinem Bilde,
und niemals wurden wir eins.



Absage

Im Ernst, es hätte nicht gepaßt,
wir fielen uns schon bald zur Last.
Du willst mich anders, als ich bin,
und ich? – Ich geh so für mich hin.
Entschlossen leg ich zum Schlaf mich nieder.
– Da sind deine Augen schon wieder.



Nach Jahren

Recht gute Nacht, und träum nicht zu sehr!
Daß du mich liebtest, glaub ich nicht mehr.
Ob ich dich ernstlich im Herzen getragen,
mußt das Orakel statt meiner befragen.
Kann meine Torheit von damals nicht fassen.
Hast mich zu lange alleine gelassen.



Der Schachspieler

War doch, so lang ich denken kann,
ein schlechter Spieler nie,
fing jede Runde glücklich an,
und ging es auf das Ende, – dann
verlor ich die Partie.

Im Geist sah ich den andren matt,
doch mindestens remis.
Und wie mich das belustigt hat,
paß ich nicht auf und setze patt,
versau mir die Partie.

Verliebte spielen um den Preis:
Sie mag ihn, er mag sie.
Und weil ich schon den Ausgang weiß
und auf den ganzen Einsatz scheiß,
dank ich für die Partie.



Aphorismus

Gegensätze leiden an einander.



Ich sing Dir ein stilles Lied
von grünen, schimmernden Bäumen,
von der Lerche, die zur Wolke zieht,
von bunten Wiesensäumen.

Ich sage Dir ein leis Gedicht,
verschollen in Finkenschlangen,
wie Schmetterlingsflügel, funkelnd vom Licht,
wie Rauch, ins Blau getragen.

Mein Atem ist Dir ein Gebet
aus Rosen, die Sonne trinken,
und wenn die Luft vorübergeht,
erfüllt zur Erde sinken.



Du hättest gehen sollen.
Wußte ich denn, ob es richtig sei?
Dennoch hättest Du gehen sollen!
Ich wäre beschämt gestanden.
Dennoch hättest du es tun sollen!
Aber ich wag's doch nicht.
Du hättest dich zwingen müssen.
Ich habe Angst.
Dann ist dir nicht zu helfen.
Ich bitte Dich, wer hilft mir, wenn Du mir nicht hilfst?
So geh!
Morgen, über Sonntag, in der nächsten Woche.
Nein morgen!
O mein Gott, warum hast Du mich mit mir selber bestraft?





Stationen einer Liebe



Beginnende Liebe

Es ist nicht klar, ich weiß es kaum,
ein Mensch trat in den tiefen Raum,
und was er will, ich frage nicht.
Durch meine Adern irrt ein Licht
und treibt mich, etwas anzuflehn
und singend in den Tag zu gehn
und dich zu suchen, wie im Traum.
Ein Mensch trat in den tiefen Raum.



Als du mir die dunkelen Rosen brachtest
und ich sie in meine Vase stellte,
als du mit blauen Fingern
im Schnee nach Christrosen suchtest,
als du die ersten Kätzchen
unter dem Arm nach Hause trugst,
– immer, immer –.
Es ist nicht entschieden in mir,
und trotzdem weiß ich es schon:
Von Herzen bin ich dir zugetan.



Hemmung des Anfangs

Ich führe so viele Gespräche mit dir,
in allen Gedanken erscheinst du mir,
und weiß doch, werd ich gleich vor dir stehn,
so wird es uns beiden ganz anders ergehn,
denn keiner kennt, was im anderen sei.
Wir wünschen, es wäre schon wieder vorbei.
Enttäuscht und verzweifelt gehen wir dann
und reden uns darnach im Geiste an
und sagen uns alles und sind befreit,
– aber daheim in der Einsamkeit.

Bist du so weit, dann rate ich dir,
schreibe nur wenige Zeilen mir,
siegle den Brief, und schick ihn auch fort,
und scheue dich nicht vor dem offenen Wort!
Halt ich dein Schreiben in meiner Hand,
sind meine Sinne dir zugewandt.
Versuchen wir einmal, es muß doch gehn',
daß wir uns über die Ferne verstehn.



Beginnende Liebe

Wag's nicht zu sagen, wird schon so sein.
Will einer fragen, entrüst ich mich: „Nein!“
Bin nun so offen, keins mir mehr fehlt,
hat mir mein Hoffen alles beseelt.
Kümmern mich Sorgen? – Kümmern mich nicht.
Sieh nur den Morgen, Wege voll Licht!
Will einer fragen, entrüst' ich mich: „Nein!“
Wag's nicht zu sagen, wird schon so sein.



Lieber Freund, es ist kein Leid,
nicht stürmende Freude, nicht brandende Zeit.
– Es ist eine stille Heiterkeit.
Lieber Freund, ach sage mir doch:
Wie heißen diese Gefühle noch?
Ach, lieber Freund, ich dank dir so sehr,
und – lieber Freund, – ich frag dich nicht mehr.



Keine Ruhe dort und hier,
zittert doch mein Herz in mir,
zittert und flattert, in jedem Schritt
trag ich das ruhlose Weltall mit.
Gott, meine Seele in Deine Hand,
zitterndes Herz, ins Leere gewandt,
fliegende Hände ohne Ruh
bergen und halten die Flamme zu.
Sag mir, du grauer, verhangener Tag,
was sich schon morgen ereignen mag,
Bäume und Wiesen, bleiernes Licht,
sagt es mir, ich ertrage es nicht.



Meine Liebe ist wie der Wellenschlag,
ist wie Ebbe und Flut und Nacht und Tag,
meine Liebe klagt wie der nächtliche Wind,
meine Liebe träumt wie ein spielendes Kind,
meine Liebe schläft und kommt nicht zur Ruh,
meine Liebe drückt mir die Kehle zu,
meine Liebe wacht und singt übers Land,
hält die Hände zum jagenden Himmel gewandt.
Die Wolken regnen, wenn sie mir weint,
und strahlen, wenn ihr die Sonne scheint.



Kein Sommerabend ist so still,
so still wie ich dich lieben will,
kein Himmel kann so wolkenrein
wie unser beider Schweigen sein,
wenn wir uns fühlen ohne Wort,
kein Sturm reißt Laub und Blüten fort.
Zur Ewigkeit wird uns die Zeit
in unsrer stillen Vergnüglichkeit.



Es gibt nichts andres als dich und mich,
ach, Wind und Brandung finden sich.
Hätt' ich dich niemals nicht gesehn,
du müsstest aus mir selbst erstehn.
Ich trug dich in mir, Jahr um Jahr,
bis alles mir zur Wahrheit war.
Und liebt' ich je, so war es Schein,
du gingest durch die Träume mein.



Einer Blüte stiller Duft
füllt die warme Abendluft.
Amsel singt im nahen Baum,
und der Mond steigt in den Raum.

Amsellied und Sternschein.
Meine Seele hüllt sich ein.
Meine Seele, abendschwer,
sinkt ins duftbewegte Meer.

Schlafen, schlafen in der Nacht!
Warten hat mich müd' gemacht.
Meine Seele, weit im Raum,
sucht nach Traum aus deinem Traum.



Orakelstein

Donaustein, Donaustein,
in den Felsen am Ufer allein,
 heißes Blut,
 hoher Mut
 und Gesang
 tagelang
 ungestillt,
 klangerfüllt,
Stimme, Stimme, übergroß,
kommt vom Seelengrund nicht los.
Gott, ich bitte, Herz und Sinn
 ströme wie der Fluß dahin.
Donaustrand, Donaustrand,
Herz, ans Ufer festgebannt.
Leben, Leben, Wellenschlag,
morgen, morgen, ferner Tag!
Donaustein, – wirf hinein!
Frag, wo mag er morgen sein?



Ich bin wie der Baum in der Blütezeit,
wenn morgens der Tau ausbleibt.

Ich bin ohne Tat, ohne Kraft
und bin doch so Glückes voll.

Verzeih, daß ich dir Kummer mache
in Ungeduld!

– Weil ich nicht fassen kann,
daß du bist,
daß du wirklich bist,
weil ich alles auf einmal will!

Warte, – o nimm es mir vorsichtig ab,
damit nicht zerbricht, was mich hält.

Ich habe niemand, der mit mir spricht.
Nur heimlich lernte ich dein Gesicht
und kann es im Traume nun immer sehn.
Grüne Kätzchen bei mir im Glase stehn.
Ich wartete heute die ganze Zeit.
Ich trage ein rotes, leuchtendes Kleid,
ich habe in allen Ecken gefegt,
weiße Decken auf braune Tische gelegt.
Unser Brot steht am Fenster, unberührt,
wo draußen die Straße vorüberfährt.
Ich höre doch jeden Laut ums Haus
und zwing mich und schaue nicht einmal hinaus.
Ich lerne dein stilles Gesicht zu verstehn
und kann es nun immer im Traume sehn.



An seinen Kätzchenstrauß

Lieber, lieber Kätzchenstrauß,
mit unserer Hoffnung ist es jetzt aus.
Deine weichen Miezen werden dir breit,
deine gelben Haare verstreut die Zeit.
In meinem Krug, da gefällt es dir nicht,
du wünschest den Wind und das tanzende Licht
und der nassen Erde braun glänzenden Grund.
– Und ich, ich wünsch mir von Stunde zu Stund
den Gast in mein festlich gerichtetes Haus,
lieber, staubiger Kätzchenstrauß.



In meiner Stille steh ich hier
und schaue.
Unendlich zieht der Weg vor mir
ins Blaue.
Mir ist so schwer, ich weiß nicht wie,
von Tränen, –
und Hoffnung doch, wenn ich dich flieh,
mein Sehnen.
Des Nachts, – in Schrecken muß mein Leib
sich bäumen,
hab's nicht gewollt, – und ward dein Weib
in Träumen.



Mondnacht im Schnee

Ich habe geschwiegen,
nun will ich dir sagen:
Ich suche dich,
täglich.

Ich gehe in deinen Spuren
ruhelos.

Ich bin das Gestirn,
um deine Bahn geschleudert
und nicht mehr fähig, zu halten.

Durch den Schnee bin ich gegangen,
an deinem Fenster bin ich gestanden
in der Winternacht.

Hast du mich nicht gemerkt?

Blumen hingen in den Sträuchern,
Blumen aus Schnee.

Der Mond, er atmete leicht
hinter goldenen Schleiern,
und es rann durch die Arme der Bäume
wie flüssiges Silber:

Das war der rauschende Atem des Mondes,
der kühle Hauch seines Schimmers.

Hast Du mich nicht gesehen?

Der Schnee tanzte um mich her,
erhoben vom Wind.

Die Wege waren erwacht,
lebten in meinem Schritt.

Mit dunklen Augen sah mich dein Giebel,
dein schweigendes Haus,
– der Hund an der Kette –.



Aber du schwiegest
hinter verhangenen Fenstern. –
Hast du die Spur dann gesehen,
die Spuren im Schnee?

Was hast du gedacht
über den einsamen Wanderer,
die Gabe vor deiner Tür?
Ich stand an deinem Zaune,
stand ängstlich vor dem Hunde,
daß er mich nicht verriete.

So warf ich sie hinüber,
die Blätter, beschrieben für dich.
Und ich befahl sie Gott,
er deckte sie zu mit Schnee
und sah mir ins Herz.

Er bedeckte all meine Torheit.
Du aber hast sie wieder aufgehoben
und zu dir genommen.

Was hast du gedacht
über den ruhlosen Wanderer,
der dir seine Torheit brachte?

Sterne gehen am Himmel auf und nieder,–
tauchen zur Nacht über Schnee.

Wer wollte sagen,
wo unseres Schicksals Fäden
verknüpft sind im All?

Ich will es nicht wissen.

Aber zuweilen,
wenn über uns steil
der Große Wagen
gen Himmel fährt,
dann ahn ich:

Es endet die Fahrt,



es zerspringt der unendliche Kreis,
es sinkt der Polarstern ins Meer.
Unsere Fäden werden zerrissen.
Und das ist wahr und zukünftig.

Und weil es wahr ist,
sollst du von nun an wissen!

Ich will nicht mehr meine Augen verschleiern
und meine Stimme hemmen.

Ich will, daß du siehst:
Ich gehe in deinen Spuren.

Ruhelos.

Ich bin das Gestirn, der Mond,
um deine Bahn geschleudert
und nicht mehr fähig, zu halten.

Ich spüre all deine Gedanken.

Ich weiß um das Ende
unserer Zeit.

Aber es leuchten die Augen,
leuchtet der Mund.

Meine Hände bauen,
ich weiß nicht, an welchem Gebild.

Meine Füße wandern,
umwandern die Erde zur Nacht,
und meine Kraft ist von dir.

Ich bin wie ein Licht über Schnee,
wie blühende Rosen im Winter.

Mut ist mir gekommen,
ich vermag zu ertragen.

Ich will, daß du alles weißt,
ich will, daß du alles siehst.

Von nun an will ich vor dir gehen
ganz ohne Schleier,
daß du mich siehst.



Einmal endet die Fahrt,
der ewige Kreis zerspringt,
dann sinkt mein Polarstern ins Meer,
alle Fäden zerreißen.

Du kannst es nicht hindern.
Denn du hast mich nicht kommen heißen.
Sei still vor dem klingenden Schritt,
der Gabe an deiner Tür:
Du weißt nun: Es geht ein Wanderer
von Ferne um deinen Weg.
Achte die einsame Spur!



In Erwartung des Geliebten

Es hängen Rosen auf meinem Tor,
hängen im Bogen.
Die dunkelste Eibe hat schützend davor
ihre Zweige gezogen.
Es hängen Rosen aus meinem Krug
im innersten Raume.
Durchs wartende Haus die Sonne trug
Schatten, den Schatten vom Baume.



Ich möchte dir zeigen,
wie draußen der Regen
über die Dächer tanzt,
wie der Wald schwarz wird
unter der Wolke.

O, komm!

In meiner Stube brennt Licht,
Licht vor dem dunkelnden Fenster.
Es rauscht da draußen und singt.

O, komm!

Ich liebe das alles nicht,
wenn ich es dir nicht zeigen kann.

Komm!

Ein Glas Tee mit viel Milch.
Wie ein leuchtender Stern
schwebt nun die Lampe im Raum
vor dem flackernden Feuer,
dem dunkelnden Fenster.

Es rauscht, –

bewegter werden die Wipfel der Buchen
und wedelschlank.

Ein paar Tropfen am Fenster,
schimmernde Bahn.

Aus dem dampfenden Glase des Tees
steigt stärkender Duft vom heißen Getränk.

Komm, komm!

Blitze

zucken über den Himmel.

– Aber im Raum schwebt die Kugel der Lampe
wie eine Welt.



Meine ganze Unrast liegt daran,
daß ich dir dies nicht sagen kann,
unsere Sprache wäre zu arm!
Deine Stube ist endlich warm.
Du gabest mir Obdach nach schlechter Fahrt
und hast mir das Fragen, das Reden erspart.
Ahnst du die Fracht, die ich bei mir trag?
Gib mir nur Ruhe für diesen Tag.
Warte geduldig und schenke es mir:
Meine Straße war weit, und jetzt bin ich hier.



Kommt im Abend wellenschwer
Duft von den Narzissen her,
kommt im Abend, kommt ein Lied,
in das Meer der Düfte zieht
Blütenlied und Blüentraum.
Liebe kommt, du merkst es kaum.
Fürchte nichts, das Lied ist dein,
fang den Duft des Liedes ein!



Wir lieben uns,
in der Finsternis dieser Nacht,
wenn der Drache über dem Himmel steigt
am schwarzen Gewölbe,
lieben wir uns.



Mein Leben fällt mir wieder zu wie ein Gedicht,
nicht ganz erfüllt, – nicht zu Ende gesungen,
aber es ist wieder da.

O Gott, ich hatte schon geschlossen,
und hinter den Toren saß ich allein
und lebte doch und war zu früh in den Abschied gegangen.

Ich schlief ein und erwachte.
Und du standest neben mir,
– Liebstes auf Erden –
und hast mich festgehalten
beim Übergang aus der Kammer
in einen Garten des Glücks.

Alle Brunnen fließen
und der letzte wird sich öffnen,
ganz sicher.

Die Flut ist da in Eden.
Mächtige Ströme werden uns tragen
von Ost nach West auf Kähnen
mit Dracheschnabel,
unter den weißen, hängenden Blüten,
Trompetenkelchen, gefüllt mit Duft,
wie sie im Süden stehen.

Du, daß es wahr ist,
daß ich dich fühle, immer,
daß ich noch lebe,
daß du die Quelle entsiegelt
mit deinen lebendigen Händen
und daß ich langsam genese vom Durst.



Lobgesang

Nicht aber nur bitten, danken will ich nun.

Die Ströme hast Du erdacht
und die Herzen derer, die über die Höhen gehen,
das Rauschen des Windes in ihre Ohren befohlen
und das Licht in ihr wehendes Haar.

Du machtest die Täler weit,
du spanntest den funkelnden See,
klopfende Brust zu tragen,
und gabest die Kraft dem Arm, sich zu breiten.
Du schenktest das Licht auf den Wellen,
die Sonne, ihr entgegentreiben im Element.

Die Sterne sind in Deinen Händen,
die Garbe Feuers, wo sie niederschießen,
und Ruhe der Augen, die zu ihnen aufgeschaut.

Du gabest die Wege ins Land
und den stillen nächtlichen Weg
zum Hause des Geliebten,
die Nähe des Todes und die Genesung,
den Blick von Auge zu Auge,
die heimliche Sprache,
die leise Berührung
und Wärme geschlossener Hände.
Du gabst uns die Liebe, die Liebe,
das Wortlose uns, Geheimnis,
und Singende schließen den Himmel
atmend an ihre Brust.

Du gabst, – es lobt Dich nun alles.
Lobt Dich im Spiegel der Augen,
lobt Dich im Beben des Blutes,



lobt Dich im stillen Erkennen.
Lob Ihn im Sturme mein Herz!

Variante

Nicht aber nur bitten, danken will ich nun.
Die Ströme hast Du erdacht
und die Herzen derer, die über die Höhen gehen,
das Rauschen der Winde in ihre Ohren befohlen
und das Licht in ihr wehendes Haar.
Du machtest die Täler weit,
Du spanntest den funkelnden See.
Du gabest die Kraft dem Wasser, klopfende Brust zu tragen,
und die Kraft den Armen, sich zu breiten.
Du schenktest das Licht auf der Welle
und die Sonne, ihr entgegentreiben im Element.
Die Sterne sind in Deinen Händen,
die Garbe Feuers, wo sie niederschießen,
und die Ruhe der Augen, die zu ihnen aufgeschaut.
Du gabest die Wege ins Land
und den stillen, nächtlichen Pfad
zum Hause des Geliebten,
die Genesung und die Nähe des Todes,
den Blick von Auge zu Auge,
die heimliche Sprache,
die flüchtig scheue Berührung
und die Wärme geschlossener Hände.
Du gabst uns die Liebe des Herzens,
das Wortlose und, Geheimnis!
Und Singende schließen den Himmel
atmend an ihrer Brust.



Du gabst. – Es lobt Dich nun alles,
lobt Dich im Spiegel der Augen,
lobt Dich im Beben des Blutes,
lobt Dich im stillen Erkennen.
Lob Ihn im Sturme mein Herz!



Gebet

Laß mich stark fühlen, was ist,
lasse mich glücklich sein.
Glücklichsein ist Dank.
Wer nicht genießen kann, bleibt leer.
Lasse mich bangen ums Glück
nicht vergebens.
Laß mich stark fühlen, stark SEIN,
Leben, – und volle Genüge im Tod.

Variante

Laß mich stark fühlen, was ist,
laß mich glücklich sein.
Glück sei Dank.
Wer nicht genießen kann,
ist undankbar.
Laß mich Bangen zum Glück
nicht vergebens,
lasst mich stark fühlen, stark sein
leben –
und volle Genüge im Tod.



Die Wasser spielten blau und rein,
wir horchten in den Strom hinein
und sahn von Land zu Land
die Brücke ausgespannt.

So gingen wir am Ufer fort,
und schwerer wurde uns das Wort;
die Sonne sank, es schwand das Licht,
der Strom verändert sein Gesicht.

Es wurde Nacht. Ich bin allein.
Die Brücke liegt im trüben Schein.
Ich fürchte mich hinabzusehn
und hör das schwere Wasser



Erkenntnis

Du lebst in deiner Welt,
die dich getragen hat
– bisher –
und weiter tragen wird.
– O Gott, ich hätte beinahe zerstört.
Weh, es darf nicht sein,
Herbsttag bricht herein.
Blüht dein Blick mir abschiedsstill,
aber meine Seele will
jung und glücklich sein.



Gebet

Um Deiner Liebe willen,
gib mir die Ruhe des Herzens,
gib mir Besinnung,
vergib mir meine Schuld.



O mein Gott, ich muß es los werden!
Ich habe Angst.
Zum erstenmal sah ich den Dämon, der verwirrt,
von Angesicht zu Angesicht,
und ich wollte wie er.
Rette mich!
Ich werfe mich auf Dich!
O, stehe mir bei
– gegen mich selbst!
Laß mir, ich bitte Dich, laß mir den Gesang nicht verstummen
zur Strafe mir.
Laß einmal,
o, laß einmal
vor Deinen Ohren überfließen,
was mich füllt!
Ich habe geliebt, was nicht mein Eigen war
und was ich nicht lieben durfte.
Wie kann ich noch leben,
wenn alles Fratze wird,
sobald es sich wendet
und mir in die Augen sieht!
Ich bin doch geschaffen, zu lieben,
geschaffen, zu leben.
Ich kann nicht mönchisch sein.



Ich möchte mich ganz geben,
ich möchte Frieden haben,
in dir vergehen
und nicht mehr sein
und nicht mehr denken.
Ich möchte sinken dürfen,
sinken in dir.
Nichts mehr vor Augen,
nicht mehr den Frühling,
nicht mehr die Sonne,
die blühenden Bäume,
nur dich,
dich ganz allein.
Und wieder Vertrauen haben
zum Leben, – zu dir.
Ich fürchte mich so.
Wo gibt es noch eine Heimat,
eine Bleibe für mich,
wenn ich dich fürchten muß?
Ist denn die Liebe nicht stark,
über den Abgrund zu tragen?
Es liegt eine Schlange im Glück,
Schlange im Paradies.
Ich kann nicht bei dir bleiben,
ich gehe fort,
geh' mit zerschlagenen Sinnen
und vielleicht mit der Wunde,
die niemals heilt.



Es kam der runde Sonnenball
über die Dächer gegangen
und rollte durch ein Wolkental
und hat sich im Nebel verfangen.

Es kam das bunte Abendrot
und brannte hinter der Weide.
Und als er ihr guten Abend bot,
sie sprachen vom Liebesleide.

Es stieg in später, heller Nacht
der Mond bei den Pappelkronen.
Sie hatten beide noch gewacht,
die hinter den Pappeln wohnen.

Es kam der herrliche Sonnenball
auf Dächer, Pappeln und Weide.
Sie gingen in den klaren Strahl
und sprachen von ihrem Leide.



Tagelied

Da ging der Morgen aus der Nacht,
er stand auf allen Wegen.
Und Traum, den er mir zugebracht,
will sich nun nicht mehr regen.

Heut muß ich fort. Bald wird der Tau
mir um die Füße streifen
und Nebel über Fluß und Au
mir in die Haare greifen.

Heut muß ich fort. Es steigt das Licht
und füllen sich die Stunden.
Und du erwachst und weißt noch nicht,
daß ich hinaus gefunden.



Gebet

Ich möcht in diesen Tagen allen
vor Dir auf meine Knie fallen.
Ich möchte knien, beten, knien,
in eine offne Kirche fliehen.

Dort möchte ich mein Haupt begraben,
nicht Augen und Gefühl mehr haben,
auf Altarstufen niederlegen
und ewig mich nicht wieder regen.



Dialog

Bis unter deines Fensters Bogen
haben mich deine Gedanken gezogen.
An deiner Schwelle mußte ich stehn,
aber ich konnte nicht zu dir gehn.

Durften uns seit so viel Tagen
nicht ein warmes Wörtchen sagen,
brachen alle an dem Zeichen,
mussten mir vom Herzen weichen.

Ach, deine Stimme hat gerufen.
Ich stand an deines Hauses Stufen
und konnte nicht hinauf gelangen,
denn unsre Stunde war vergangen.

Drudenfuß an meiner Schwelle,
niemals überschrittne Stelle.
Feuer loht und foltert mich,
niemals wieder faß ich dich.



Vogel, du Flattergeist,
wer ließ dich ein?
Ding, das mein Herze heißt,
klagend allein.

Vogel, dein Flügelschlag
schmerzt mich so sehr,
trage dich Nacht und Tag
singend umher.

Kannst nicht zur Tür hinaus,
wie dem auch sei,
bist hier doch nie zu Haus,
wärest du nur frei!



Und Honigkerzen glühen
vor dem Marienbild
im Klosterkreuzgang.
Die Schatten der Gewölbe fallen
tief in den Hof der Einsamkeit.
Da, wo wir uns begegnet sind,
singen Mönche vom Verzicht.



Bäche, die im Sand versiegen,
Halme, die am Boden liegen,
Rosen, die nicht offen stehn.
Flügel, die sich niemals breiten,
Sterne, die ins Leere gleiten,
Wolken, die im Dunst zergehn,
Flocken über grünen Bäumen,
unerfülltes Menschenträumen,
 nie vollendeter Gesang.
Wer erfasst die stumme Weise,
und wer hört sie auf der Reise,
die in diesen Dingen klang?



Die Einsame

Ein Fenster mit Blumen, ein schräges Dach
und eine Frau allein im Gemach.
Es brennt das Feuer, der Tisch steht bereit,
ein Sofa und blitzende Sauberkeit.
Sie spricht, und ihre Augen gehn
zu einem, den ihre Augen nicht sehn.
Sie redet leise, lehnt sich her,
aber der Platz auf dem Sofa ist leer.
Wer streicht dein Haar? Drückt deine Hand?
Du Unglücksel'ge, dein Verstand!
Du dreimal unglücksel'ge Frau,
was fühlst und hörst du so genau?
Ach, hüt dich, wenn der Wahn zerfließt
und du danach alleine bist.
– Verträumter Tag, verträumte Nacht
und in der Dämmerung aufgewacht.
Kalt starren die Wände, das Feuer sank ein,
nun hebt sie die Augen und sieht sich allein
und sieht auf die Blumen, den Tisch und das Kleid
und staunt in die Stille und Sauberkeit.
Sie weiß nicht, wer alles so festlich gemacht.
Dann geht sie zum Spiegel, erschauert und lacht,
und lacht und sieht auf dem schweigenden Grund
den lachend verzerrten, krampfhaften Mund.
Und weiß sich allein, – und grell wie ein Schrei
zieht ihr das eigne Gelächter vorbei.
Dann wird es still, sie weint nicht mehr.
Aber der Platz auf dem Sofa ist leer.



Gebet

Alle, die alleine gehen,
sollen in Deinen Händen stehen,
alle, die sich niemals binden,
sollen zu Deinem Herzen finden,
alle, die vor Leid verzagen,
sollen die heimlichen Zeichen tragen,
alle, alle, die hier vergehen,
sollen in Deiner Liebe stehen.



Nach einem Jahr

Sieh, diese roten Rosen,
als sie das letzte Mal blühten,
als sie sich glühend neigten
am Bogen hinter dem Haus,
da blühte auch unser Verlangen.

Sieh diese Rosen,
geöffnet und zitternd im Duft.
Und schweigend blüht das Verlangen
in deinen Augen mir auf.

Ich aber sitze am See,
am nebelzerflossenen Wasser.
Wenn ich hinunter steige? –
Am Grunde wachsen die Schatten.

– Wenn ich hinüber schwimme,
fliehen die Schlangen vom Sand.
Der Tang duftete herbe und schwer.
Schwer meine Glieder, – und frei.

Hinter mir duften die Rosen,
feuriges Blühen am Strand.
Dort stand ich im letzten Jahr.
– Schwer meine Glieder, – und frei.



Hab's im Stillen angefangen,
bin schon längst ins Kloster'gangen,
bin schon längst mit mir allein,
kann schon nicht mehr traurig sein.

Will mich meinem Gott ergeben,
Arbeit schafft gelöstes Leben.
Gott nur sieht es, der mich hält,
einsam, mitten in der Welt.

Müde bin ich nicht geworden,
ging voll Kummer in den Orden,
baute selbst das strenge Haus,
möcht' auch gar nicht mehr hinaus.

Liebe floh aus dem Verlangen,
ist mit mir hereingegangen,
schmückt den Tisch und deckt den Stein,
Liebe hüllt mich abends ein.

Dieser Strauß soll heimlich blühen
und die Kerze für dich sprühen,
wo ich mir dein Bild gedacht
in der stillen Klosternacht.

Gott, Du hast versagen wollen,
hab' ich den nicht haben sollen,
den mein Herz nicht lassen kann,
nimm mich nun zum Troste an.

Liebe schafft gelöstes Leben,
will mich Deiner Güte geben,
Vater über alles Leid,
Vater der Verschwiegenheit.



Müde bin ich nicht geworden
in dem strengen, strengen Orden.



Gebet

All meines Lebens Sinn?
Bring ich doch meine Tage hin
und weiß nicht warum und weiß nicht für wen.
Ich tröste mich dran: Du hast es gesehn.
Und bin ich verschwendet, verschwendet vor Dir,
so dulde den nutzlosen Dienst von mir,
und acht' ihn als Zierde der tätigen Zeit,
als des Klausners Lied in der Einsamkeit.



Das werd' ich dir gewisslich niemals sagen:
Ich lieb dich noch, ob ich nicht will und mag,
 verborgen hab ich diese Last getragen
 durch viele Jahre manchen bittren Tag.
Zwar glaubt ich auch ein andermal zu lieben,
es war die Not. Ich grub dein Bild hinein,
und keine Spur ist mir zurückgeblieben.
 In tiefer Fremde bin ich nun alleine.



So bin ich durch die Welt gefahren,
als lebt' ich kaum.

Es war in allen diesen Jahren
nur Traum, nur Traum.

Ein Wissen, Wünschen, Flug und Bäumen,
gesunknes Leid,
doch liegt auf Wollen und Versäumen
Vergessenheit.

Ich weiß von eines Herzens Singen
und fühl' nicht mehr.

Das Glockenspiel in allen Dingen
tönt nicht mehr her.

Du, du, es bleibt für alle Stunden,
die Gott mir gibt,
ein Traum, verloren, wiederfunden,
Traum, der dich liebt.



Im Alter

So möchte ich sterben, o Gott.
Du hast mir Liebe gegeben,
Liebe im Letzten: Verzicht.
O Gott, ich habe Angst und bin glücklich.
Tränen, verschwendet oft,
sind nun wie Brot.
Jung nahm ich vom Höchsten
und wußte es und wußte doch nicht
und ahnte nicht,
daß Dürre kommt
und daß erst kostbar wird,
was nicht mehr strömt.
Laß mich nicht sterben im dürren Land,
lasse mich sterben am Trank,
dem klaren, kalten,
der mein Herz stehen macht
im Glück des Erinnerns!
Wir tragen in uns den Tod
wie ein Kind, das lebt,
wenn seine Stunde kommt.
Laß es leben, o Gott,
das Neue, das Tod heißt!

Variante

So möchte ich sterben, o Gott.
Du hast mir Liebe gegeben,
Liebe im Letzten,
Verzicht.
O Gott, ich habe Angst



und bin glücklich,
o Gott, o mein Gott –
ich habe Angst und bin glücklich.
Tränen sind nun wie Brot,
verschwendet oft,
wesenlos.

Jung nahm ich vom Höchsten
und wußte es und wußte doch nicht
und ahnte nicht,
daß Dürre kam
und daß erst kostbar wird,
was nicht mehr strömt.

Lasse mich nicht sterben im dürren Land,
laß mich sterben am Trank,
dem lang entbehrten,
klaren und kalten,
der das Herz stehen macht
vor Glück des Erinnerns.
Wir tragen in uns den Tod
wie ein Kind, das lebt,
wenn seine Stunde kommt.
Laß es leben, o Gott,
das Neue, das Tod heißt.



Im Alter

Ich möchte noch sehen, wie der Mond steigt,
schon wird es hell hinter den Tannen.

Jahre versanken

unter den Rand dieser Stunde.

Jahre kommen zurück, – ein ferner Schein,
sind plötzlich wieder da,
plötzlich wie das Mondlicht.

Wir erkennen uns nicht mehr nach Jahren.

Ach, kennt denn der Mond die Erde,
aus der er kam, die ihn hält,
die ihn kreisen macht im Raum?

Ich möchte noch sehen, wie der Mond steigt,
die verklungenen Jahre der Menschen,
ewig fremden Blicks, – ohne Laut.



Amor Tod

Sie sagten mir,
Tod sei ein Knabe,
wie Amor schön,
dunkel – großen Blicks. –

Er stehe plötzlich am Tor
mit einer Sichel, alt wie der Mond
und geschwärzt.

Er öffne und ginge vorüber,
nachlässig schwingend das Holz
in gelockerter Hand.

Er ginge vorbei.
Aber gesehn ist geschehn.
Und du schwingst fortan
wie des Mondes Sichel im Raum.



Mondgöttin Luna

Weil ich geweint hab zur schlafenden Nacht,
hat sie die Augen aufgemacht,
weil ich verlangend mein Maß nicht gekannt,
hat sie ihr Antlitz zur Erde gewandt.
Weil ich ihr doch nicht entrinnen kann,
sieht sie mich groß und gelassen an.

(Mondgöttin Luna = Göttin des weiblichen Eros und des Todes)





Natur



Danke

Danken, ewig danken, danken will ich Dir,
in der schönen Erde, da erscheinst Du mir.

In der klaren Sonne seh ich Dein Gesicht,
spüre Deine Nähe unterm Sternenlicht.

Und in allen Dingen, da erscheinst Du mir.
Danken, ewig danken, danken will ich Dir!

Variante

Danken, ewig Danken, danken will ich Dir,
in der schönen Erde, da erscheinst Du mir.

In der klaren Sonne seh ich Dein Gesicht,
spüre Deine Nähe unterm Mondeslicht.

Alles, was ich habe, hast Du mir geschenkt,
alle meine Wege hast Du treu gelenkt.



Jahreswende

Frühe liegt über der Welt,
große, stille Frühe,
und Reif deckt das schweigende All.

Unter der glasklaren Kuppel
eines unendlichen Himmels
scheinen die Lande erstarrt.

Kälte durchzittert die Luft,
große, stille Kälte.

Das Leben der Gärten scheint spurlos verwischt,
und dennoch fühlst du ihr Streben,
und aus der Frühe des Morgens
hebt sich erneuernd das Jahr.



Februar

Für ein Kind

Heute wünsch ich dir ins Haus
wieder einen Blumenstrauß:
Schneeglöckchen für dein Becherlein.
Du schaust in ihren Kelch hinein.
Doch abends gehen sie zur Ruh.
Sie machen ihre Augen zu
und schlafen so wie du.



Vorfrühling

Über unseren Dächern hat sich der blaue Himmel freigemacht,
über unseren Dächern hat der Wind kleine Wolken hergebracht,
über unsere Dächer fällt die Sonne schräg in die Fenster ein,
in unseren Gärten hört man schon viele Spatzen schrein.
– Ich denke, da draußen müssen jetzt gelbe Forsythien sein.



Frühlingsmärchen

Die Quelle fließt.
Spindel-Gehänge aus Eis,
Palast im Dornröschenschlaf
und Rosentraum aus Schnee,
es ist nun dahin.

Die Quelle fließt,
o Gott, ich danke Dir!
Und Bäume sprechen wieder im Laub.

Hundert Jahre sind keine Zeit,
– und die Erinnerung knüpft sich zurück.
Unausweichlich ist auch die Liebe.
O Gott, ich danke Dir!



März

Hab wieder Ruhe im Herzen,
Ruhe und Dank.
Singen die Drosseln im Märzen
Frühlingsgesang.
Schwingen im Nebel die Weiden,
grünender Flor,
bauschig verschwendete Seiden.
Festlicher Chor:
Sieh, in den zierlichen Zweigen
Sänger zu Hauf.
Gib dich im jubelnden Reigen
selber nun auf.



Gebet im Frühling

Ich dank Dir für diesen Sonnentag,
für diesen ersten Vogelgesang,
ich freu mich, daß ich im Grase lag,
daß mich der Erde Kühlung durchdrang.

Noch waren die Felder alle graufahl,
in nackten Dornen fing sich mein Haar.

Es glitten Schatten über das Tal,
doch vor mir spielte ein Meisenpaar.

Ich hab zu der glänzenden Buche gesehn,
es hob sich der Stamm ins blauende Licht,
sah an den Zweigen die Knospen erstehn
und sah einer Taube Greisengesicht.

Ich sah ein Hündchen, geboren dies Jahr,
und ein Büblein spielte im Sand,
und als ich wieder zu Hause war,
lief mir ein Käfer über die Hand.

Ich dank Dir und bitt' Dich,
daß so viel Glück
mich ja nicht verwirr und zerstreu.
Nun komm ich in meine Arbeit zurück
und freue mich morgen schon neu.



Frühling

Befreit umfing mich die Natur.

In klaren Himmel stiegen
die Bäume. – Eine Amsel nur
sang laut. – Die Lüfte schwiegen.

Der erste lichte, grüne Flor
durchwob den Wald aufs neue,
drang mit den blanken Stämmen vor
in ewig junge Bläue.

Ein Wölkchen schob sich vor das Licht.

Wind hob die Frühlingsfülle.
Dann wieder zeigte sein Gesicht
der Tag in großer Stille.

Lang hatt' ich hoffnungslos gelebt,
von Winternacht gehalten,
nun fühlte sonnenhell durchbebt
ich eines Gottes Walten.



Frühlingsnebel

Mich deucht, der Frühling geht dies Jahr
ganz anders, als es sonst war,
im nebelgrauen Festgewand
durchs frische, weite, grüne Land.

Und was sein nasser Fuß berührt,
was seinen feuchten Atem spürt,
das strahlt in tausend Perlen auf
und leuchtet bunt zu dir herauf.

Und jedes Fleckchen treibt und blüht,
wohin sein feiner Schleier zieht,
und wo sein sanfter Regen fällt,
da badet sich die junge Welt.

Doch trifft sein klarer Tau dein Herz,
so jauchzt die Seele himmelwärts,
und in dem kleinsten Tröpflein
spielt Blütenduft und Sonnenschein.



April

Noch eben stürzt der Regen
hernieder in die Au,
nun spiegelt sich der Himmel
im vollen, klaren Blau.

Und gestern noch, da fegten
die Schloßen um das Dach,
doch heute küßt die Sonne
uns junge Knospen wach.

Da draußen in den Lüften,
da zieht der Mai zu Feld.
Er jagt mit Sturm und Regen
den Winter aus der Welt.



Frühlingswind

Es rauscht und rauscht. Gebeugt von jähem Wehen
neigt sich der Wald und schnellt im Widerstehen
die Kronen hoch hinan zum Wolkenzug.
Klar liegt die Ferne, Well auf Welle
schwingt sich des Windes Singen durch die Helle
und überfährt das Laub in raschem Flug.
Weiß blinkt der Himmel. Dunkle Fetzen jagen
tief unter ihm dahin. Emporgetragen
ballt sich des Kirschbaums Blüte vor der Luft.
Noch liegt sie voll und dicht in nackten Zweigen,
doch wo die Gipfel sich vom Winde neigen,
sinkt Blatt um Blatt und ruht im frischen Duft
des Grases nun, – wird fahl und schwindet leise. –
Auf blanken Lachen weiten sich die Kreise
von Tropfen, die der Wind herniederweht.
Rings atemloses, sturmbewegtes Drängen,
und wo die Wolken locker niederhängen,
sieht man das Blau, das über ihnen steht.



Mai

Die Sonne schaut durch junges Grün
auf schlanker Birken Schaft,
wie hell die frischen Blätter glühn,
voll Duft und voller Saft.

Die Wege sind zu dieser Zeit
der jungen Maienkraft
mit Ahornblüten grün bestreut,
voll Duft und voller Saft.



Mai

Die Birken – flüssiges Silber im Wind
und Buchenhäupter,
noch knospend überm Grund,
dazwischen Tiefe.
– Vom Lichte zu trinken,
das auf den Zweigen steht,
und einzugehen in den Schatten,
der unter ihnen liegt!



Mainacht

Still liegt der kleine Garten,
vom Winde eingeweht,
der durch die Blütenbäume
mit leichtem Rauschen geht.

Ringsum auf allen Steigen
steht voller Mondenschein,
und durch mein offenes Fenster
strömt Blütenduft herein.

Hier lehn ich manche Stunde
und lausch der hellen Nacht,
nicht Schlaf hat sie gegeben,
doch Ruhe mir gebracht.

Dann lege ich mich nieder,
dort, wo der Flieder blüht,
verklingt im Morgenrauen
der frühen Drossel Lied.



Frühling im Walde

Braunes Laub
vom vergangenen Jahr
machte die Erde weich.
Es staubt aus Gräsern,
die einzeln stehn
im modrigen Grunde. –
Die Sonne wandert,
ein Sternenfleck
hoch über den Kronen,
Schatten –
und wieder Licht.

Sing, Vogel, über den Stämmen,
den hohen, grünen,
säulenhaft schlanken,
sing Vogel dein Lied:
Tü terü, tü terü, tü terü,
flöebit, flöebit, pidewit,
rü, rü, rü, rü, rüh.

Oh, –
streck dich ins Laub,
ins Laub, das unter dem Haar
zu rascheln beginnt!
Es tanzen die Mücken wie Funken,
tausend, tausend Funken
im Sonnenfleck.

Und immer noch singt der Vogel
und singt und singt.
Und immer noch wandert die Sonne
und geht und geht.



Und immer noch singt mir mein Vogel,
und immer noch geht meine Sonne,
und über dem braunen Gestein
gibt ihr mein blanker Bach das Geleit.



Juni

Vom Mittag schickt die Sonne
den warmen Strahl.
Ein duftig heller Nebel
verklärt das Tal.

Der Wind scheint fast zu schweigen,
doch Wolken ziehn,
kaum merklich sich bewegend,
im Blau dahin.

Nun neigt der Schöpfer lauschend
zur Welt sein Ohr,
schiebt sacht den Vorhang wieder
vors Himmelstor.



Sommer

Schwankend stehen gelbe Blumen,
biegt der Mohn sich hoch vom Schaft,
Bohnen blühen, Beeren treiben,
in den Birnen quillt der Saft.

Und es ist ein stetes Schweben
über Kelchen weit und stillt,
und es warten alle Blumen,
daß der Falter kommen will.



Hochsommer

Rings mit Buchen eingeschlossen,
liegt, vom Mittagslicht durchgossen,
tief im weichen, nassen Grund
eine Wiese, wollig bunt.

Falter tanzen mit den Winden,
Sichumspielen und Sichfinden,
Fliehen, Suchen und Vergehn.

Und die hohen Buchen stehn
still bewegt im warmen Licht,
und der Himmel rührt sich nicht.



Der Vogel

Vorm Fenster stand ein klarer Tag.
Ich saß versponnen im Gemach
und grub bei hellem Sonnenschein
mich blicklos in die Arbeit ein.
Da kam vom Dach hereingeschwirrt
ein Vogel, der sich wohl verirrt.
Kurz saß er auf des Fensters Rand
– und hob die Flügel und verschwand.



Am Mittelmeer

Heute früh schon war Hitze über der Stadt
und der Himmel von südlicher Strahlkraft.

– Poseidon-Tempel auf Kap Sunion,
und ich fühle mich in der Luft
über dem funkelnden Meer
mit weißen, grünen
und roten Korallensäumen.

Hingebreitet Poseidon,
den atmenden, majestätischen Leib
in wacher Ruhe,
blicklos-schauender Allgegenwart.

Einsame Säulen grüßen dich,
die du duldest in den Falten
deines unendlichen Gewandes,
goldgekrönter, blauender Gott,
Gruß zerstörter Tage,
die Dauer haben,
Endgültigkeit
vor deinem tief-ewigen Himmel.

Und ich stelle mir vor,
wie Paulus
zu Samothrake, der Urgeister Land,
unter des Kontinents Himmel trat.

Und Der, Der unfaßbar ist,
formulierte neu sein „Ich bin“.



Aber die alte Vokabel
war so unendlich schwer
schon früh für immer zu erlernen.

Doch füllte sie unerkannt
von jeher des Menschen Brust
und spannte sich über dies Meer
und wurde zur Frage nach Dem,
der es schuf.



In der Sonne

So bin ich nun allein in dieser Wärme
und glücklich nun in dieser Einsamkeit.
Die Sonne blickt mich an. Es tanzen Schwärme
von Mücken überm grünverwebten Kleid
der Erde. Alles liegt in Helle
und Bläue da. Es strebt zu seinem Ziel
der starke Fluß, und jede blaue Welle
geglättet nun aus Schaum und Ritt und Spiel.
Wie ist vergessen all das harte Branden,
wie bin ich mein und immer wieder mein,
und alle Dinge, die sich zu mir fanden,
schließt diese stille Wärme in sich ein.
Ihr Andren seid nicht fern, ich habe nichts verloren,
aus allen Weiten tret ich zu euch hin,
nur kann der wirre Rausch aus meinen Ohren,
selbst aufgelöst, seh ich euch weiterzieh'n.
So altes Wissen hat zurückgefunden,
und Strom und Sonne sind mir wieder weit.
Da rinnen um mich her die klaren Stunden,
ich aber steh, geläutert und befreit.



Gewitterluft

Hitze tropft vom Himmel nieder,
Schweiß hüllt die Stimmen der Menschen ein,
sie scheinen sich weit weg
und sprechen mühsam,
froh, eine Rede gefunden zu haben.

Du fühlst, daß kein Grund mehr hergibt,
was man noch sagen könnte,
und eben vergessen hat.

Nichts löst den lastenden Kummer,
Kummer der Isolation
im Schweiß.

Dann ziehen Wolken auf.

Es schiebt sich ihr breiter Kopf
über die Gärten, zur Asche ergraut.

Doch eine weiße Wunde bleibt
in dem verrauchenden Himmel,
blendend gerissen ins Schwarz.

Zuweilen tritt die Sonne noch hervor.
– Kalksonne, kühl und stechend zugleich.

Wind kommt jetzt auf,
die Vögel schreien.

– Und schon eine rasselnde Flut,
stürzend vom Himmel nieder.

In tausend Worten enthüllt sich plötzlich
das Unausgesagte.



Fahrt vor Gewitter

Wir fahren durch das abendliche Land.
Die Birken glänzen weiß im letzten Schein.
– Von Ferne bricht Gewittersturm herein,
und wirbelnd spielt der Wind mit Staub und Sand.
Es blinkt der Fluß, es rauscht und wogt im Gras,
ein jähes Dämmern füllt das waldge Tal,
und Angst und Spannung lasten überall. –
Der erste Tropfen schlägt am Scheibenglas.
Schwer atmet die gequälte, fahle Welt.
– Da zuckt der Blitz! Und plötzlich wird es Tag.
Der Grund erhebt, – ein harter, dumpfer Schlag! –
Erlösend rauscht das warme Naß ins Feld.



Entferntes Gewitter

Es ist ein Gewitterregen niedergegangen,
und die Sonne hat nicht aufgehört zu scheinen.

Nun schimmern die Blätter vom Licht.

Aber die Sonne geht.

Das Strauchwerk wird fahl.

Die Augen der Häuser leuchten nun weiß. –

Und es fahren Lichter und Schatten über die Welt,
und es sprechen die Stimmen des Donners hinter den Wolken.



Der Bowist

Die gelbweißen Kugeln, –
schwer zu erkennen im Untergestrüpp,
Male tragend
am schwarzen Saum.
Du schonst sie zuerst,
aber dein Mutwill
kann es nicht lassen,
du trittst da hinein.
Mit sattem Laut,
der dir wohl tut,
platzt stäubend die Frucht.



Wanderungen

Auftauchend aus dem Geäst der Wälder. –
Wohl führten dich Wege,
verwachsen oft,
im rosigen Schimmer des Zittergrases.
Schneisen, gebahnt und wieder verwischt,
durch beerentragendes Unterholz.

Und ab und zu
gab Sonne die Richtung,
sterneschimmerknd ihr Strahl
zwischen den Kronen des Waldes.

Auf der Höhe öffnet sich der Pfad,
bewegt sich ein Hügelland
zum klaren Horizont.

Neu zu entdeckende Ferne,
über der letzten der Höhen
klar in den Himmel gebaut.

Ein See spiegelt blau
in Schlangengestalt,
nachzeichnend den Fuß aller Hügel,
nachspürend dem Lauf der Gewässer
in alle Täler hinein.

– Wenn es dir morgen gelingt,
noch einmal zu finden den Wildpfad,
die Beugung des tannigen Weges
und Schneisen, errötet vom Gras.
Wenn sich dir öffnet die Höhe,
– du wirst nicht wiederfinden,
was heute du sahst.



Im Dunst eines trüben Tages
liegt keine Linie dir frei.
Wo sich der Nebel ballt,
müßte der See hingehen.
War da ein weißes Segel,
nun hinter den Bergfuß getaucht?
War da ein Vogelflug,
ein schwingendes Federlicht
im weißlich ernüchterten Grau?
Nur eine der Hügelketten
steht sichtbar bestimmt dir im Raum
vor milchig verhangenem Himmel.



Am Wege

Der Schnitter schnitt das reife Gras
auf langen, weiten Strecken.
Am staubgen Wegesrand vergaß
er einen kleinen Flecken.

Nun floh der ganzen Wiese Pracht
zu diesem Stückchen Erden,
und ungesehen, über Nacht,
geschah ein großes Werden.

Weiß stand der Schierling, rot der Mohn,
voll Saft der Malven Ranken.

Ein leiser, gelber Unterton
durchflog der Gräser Schwanken.

Muß einer nun den Weg hinaus
durch Staub und öde Weiten,
des Augen ruhen schweigend aus,
eh' sie ins Ferne gleiten.



Schwedische Sonnenwende

Der Abend sank nach heißem Tag.
Ein schweres Duftgewölbe lag
im Astwerk der Natur.

Die graue Schattenspur
bekämpfte schon das helle Licht,
und dennoch sank die Sonne nicht.

Wohl sah die Sichel auf das Land,
doch lichte, fahle Bläue stand
rings um das schmale Rund,
und auf der Erde Grund
hob deutlich sich noch Haus und Feld,
vom magisch stumpfen Schein erhellt.

So ward' es spät, doch alles wacht,
denn weit ist heute noch die Nacht,
die Müdigkeit verzieht,
und lange steigt das Lied,
das Lachen und der Lichterglanz
fern aus des Dorfes Fensterkranz.

Der Wald trägt fettes, dunkles Grün,
und üppig volle Dolden blühn.
Aus zartem Abendflor
tritt Farbenhauch hervor.
Und überall, vom Saft benetzt,
hat sich die Frucht schon angesetzt.

Die Schwalben kreisen rasch und schlank.
Es schlägt ein Fink im Buschgerank.
Die Amseln fallen ein.
Und über Flur und Hain



und alles, was schon trägt, noch blüht,
erschallt ein großes Abendlied.

Ein Lied, als wüchs aus dieser Nacht
unendlich fort der Erde Tracht,
als blieb in lichten Höhn
die Zeit auf ewig stehn.
– Tag, da das Licht am klarsten steigt.
– Nacht, da das Licht sich wieder neigt.

Die Reife kommt, die Ernte winkt,
allein die Stunde sinkt und sinkt,
und in der Fülle Flut
erlahmte schon die Glut.

Das Jahr gibt das Geschaff'ne her,
doch Neues schafft es nimmermehr.



Ziehende Schwalben

Nässeflor in der Luft.
Durch einen grauen Himmel
schwingen sich Flügel
über der Farblosigkeit
eines verhangenen Tags.
Schnelles Geflimmer,
getragen, getragen,
lebendig, lebendig,
dicht beieinander
der schlanke Schaft ihrer Leiber,
der fingernervige Flug.
– Ziehende Schwalben im Regenweiß.



Herbst

Nun ruht das Jahr. Und aller Kräfte Fülle,
zum Wachstum aus der Göttlichkeit entliehn,
wird wieder frei und senkt sich in der Stille
hinab, zu ihres Ursprungs Tiefen hin.

Und nur im Keime bleibt ein stetes Rühren,
ew'ges Vergehen, ew'ges Neugedeihn,
und alle Ströme, alle Adern führen
ihr Blut nun tief ins Mark der Dinge ein.

So stirbt der Sommer. – Doch die Todeswunde
erlöst und macht die Erde neu bereit.

Und darum trägt der Wald zu dieser Stunde
des Jahres schönsten, goldenrotes Kleid.



Herbst

Dächer glänzen naß vom Regen,
steht der Himmel silbergrau,
zieht die schwere Wolkenfrau
ihren Schleier durch den Tag.
Ob die Sonne scheinen mag
irgendwo auf dieser Welt?
Schwimmt die Zeit der Nacht entgegen,
schwimmt davon im Uherschlag.
Ob die Sonne scheinen mag
irgendwo auf dieser Welt?



Sonnenuntergang im Herbst

Nun hebt sich die Erde zu dir hinauf,
sie fängt deine sterbenden Lichter auf
wie der Wein in geheiligter Schale
die Kerzen beim Opfermahle.

Die Felder sind weit,
und die Ernte steht dicht.

Es schwellen die Adern, durchblutet vom Licht,
wie der zitternde Wein in der Schale
vor den Kerzen beim Opfermahle.





Weltall



Ewigkeit

Und wieder neigt einer der Tage
sich still seinem Ende zu,
und Freuden, Schaffen und Plage
verschwimmen in nächtlicher Ruh.

Hoch über dem Treiben der Erden
geht schweigend die Mondsichel auf.
Und wieder wird Morgen es werden
im ewigen, endlosen Lauf.

Wir glauben so manches beendet
und reden von Stunde und Zeit,
wo doch keine Seite sich wendet
im Buche der Ewigkeit.



Ewigkeiten

Ewigkeiten: Alles wird eins,
und unterbrochen, vernichtet ist keins.
Dein Wesen stirbt und stirbt doch nicht,
eins werden Vergebung und Gericht,
eins sind Verschwiegen und Offenbar,
eins wird, was ist und kommt und war.
Eins werden Wille und Gebot,
ewiges Leben und ewiger Tod.
Kein Ding ist in Ewigkeiten allein,
alles wird Wahrheit und nichts bleibt Schein.



Schöpfung

„Zieh deine Bahn!“ – Du sahst aus Deinen Händen
die Kugel in den blauen Äther rollen.

Und was entsprungen Deinem tiefsten Wollen,
sahst Du aus eigener Kraft sich nun vollenden.

Schon halb entrückt, gabst Du dem Werk den Segen
und wandtest Dich zu anderem Geschäfte,
indes', gezeugt vom Widerspiel der Kräfte,
das Leben anhob, seinen Puls zu regen.

Als dann der Stern, durch sein Gesetz getrieben,
in Deines Blickes Rund zurückgezwungen,
sahst Du das Wunder, das aus Dir entsprungen,
und Du beganst, vor andren ihn zu lieben.



Untergang

Du Stern, um den die Lieder singen,
aus Glut gefügt zu grauem Stein,
in tausend Blasen wirst du springen
und sinken in den Weltraum ein.

Und sterbend wirst du wieder glühen,
und alte Kraft wird frei und los,
und neue Sterne seh ich blühen
und fallen in der Sonne Schoß.



Zeitreise im Traum

Wir sind von einem Stern auf einen anderen gesprungen.
Andere Wesen umgeben uns, anders wiegt deine Hand,
deines Herzens Schlag scheint fremd.
Der Übergang ist nichts,
ein Schritt im Schlaf.
Während du dich niederlegtest,
rollte die Welt
unter dir fort,
und jeder Schritt trägt millionen, millionen Lichtjahre weit.
Was du gerade gebaut, – wo ist es hin?
Was du erkannt, was dir wert, –
deine Götter sind eine Mär im Nichts
und waren doch ewig.
Ewigkeiten gehen eben vorbei.
Wer wird je begreifen die tausend Leben des Schlafs?
Und doch knüpft sich Anfang ans Ende,
sobald du erwachst.
Ich bin wohl schon wiedergekommen in einen anderen Leib.
Er ist nicht so herrlich, wie der erste war,
an den ich mich träumend erinnere.
Sonderbar, daß ich das noch weiß,
daß ich so selbstverständlich von damals bin.
Ich habe verschlafen, was mein Leben hieß!
Verloren, verloren,
um nicht zu leiden,
habe ich vergessen.
Und die Welt war anders, als mein Bewusstsein zurückkam.
Bis ich sie wiederhabe, die neue Welt,
in der ich stehe mit der Schwere unbewußten Lebens,



bis ich sie wieder in den Händen habe,
rollt sie schon wieder davon,
die Uhr wird aufgezogen,
das Neue beginnt,
– ich weiß es nicht.



Zeitreise

Flug in den Raum,
und die Erde nicht mehr finden schon nach einem Tag.
Sie ist alt geworden und vergangen.
Und du stehst noch, kaum eines Lichtes Meile entrückt.
Und doch ist deine Zeit deine Zeit
und deine Grenze in dir.
– Wer kann es verstehen?



Relativität der Zeit

Ob ich nicht doch vielleicht
meine Welt in mir trage?
Ein Stern, ein Stern,
der rollt und verglüht
und zerspringt zu seiner Zeit,
alleine im Weltall.

Kein Wesen mit mir in derselben Zeit.

Grenzenlos geschieden, –
meine eigene Sonne,
mein Licht ohne Raum
und, scheinbar nur, ewig,
grundlos in mir
mein vergängliches All.

Im Strom der Zeit

Wie du immer bist geflossen,
brausend, stürmend, ohne Ruh,
hast dich nun in mich ergossen,
reißend hin dem Meere zu.

Durch die Adern durch die Sehnen,
– schwellend, – es zerspringt mein Leib, –
Brust und Glieder, welches Dehnen!
– Sonne sink nicht, Sonne bleib!

Bleibe auf den heißen Wellen,
daß sie warm noch über Nacht!
Wie sie reiten, stranden, schellen!
– Wohin habt ihr mich gebracht!

Dunkel ahn ich hinter Sternen,
hemmt mich doch kein Fels, kein Stein,
und so sinkt ich in die Fernen,
in des Meeres Stürme ein.



Das Sternenlied

Wenn diese Wolke vorüberzieht,
singen wir wieder das Sternenlied,
vom Stern, der hoch am Himmel steht,
vom Stern, der auf ewigen Wegen geht,
vom Stern, der unsere Fäden hält,
vom Stern, der in dunkle Himmel einfällt,
vom Stern, der sinnend über uns schweigt,
vom Stern, der sich hüllt und selten zeigt.

Wenn diese Wolke vorüberzieht,
singen wir wieder das Sternenlied.



Im Traum ziehst du die Schuhe aus,
denn der Boden,
den du betrittst,
ist heiliges Land.

Dann stehen Sterne am Himmel,
die Milchstraße, der Mond unter Monden
und bei ihm der Abendstern.

Regenbogen der Welten.

Sonne, stehe still zu Gideon,
einen langen Herzschlag lang
für menschliche Augen!

– Für dein Gebet,
wenn es Antwort findet
aus der Stille hinter dir,
hinter den Welten.

Antwort für dich,
die kleinste der Welten.

Auf Zehen gehst du nun
zurück in deine Kammer
und hast die Schuh in der Hand.

Du selber,
ein noch nicht aufgeschlagenes Buch
der Welten.

Kein Aber mehr!

Du selber bist Plan. –

Und bedeutend und unbedeutend
gibt es nicht mehr
in einer geöffneten Welt.

Heil ist zuletzt
auch das ganz Unheilvolle.



Aber die Kraft des Leids,
du mühst dich, Mensch, es zu heben,
furchtbarer immer und gleich,
eiserne Bänder,
gelegt um deinen Kopf,
die Jugend will sie von sich werfen.
Und die Sterne gehen ihren Gang,
und die Sonne steht nicht still zu Gideon,
und der Mond bleibt ein Partikel im Raum,
bald erreichbar,
und vielleicht an anderer Stelle des Alls
das gleiche Leid.

Und doch: Du bist nicht vergänglich,
– in einer schwer zu beschreibenden Art
durchdringt dich das All,
Gebet ist in dir,
uneingestanden.





Zeitgeschehen

1937-1960



Ich will die Hände heben
noch über meinem Grab
und alles wiedergeben,
was ich empfangen hab.

Ich will hinüber gleiten
aus einer Gruft von Stein
und abgelebten Zeiten
ein stiller Anwalt sein.

Ich will im Schläfe fragen
den abgestorbenen Grund
und endlich Wahrheit sagen
aus einem toten Mund.

Wir alle sind vergangen
in böser Zeiten Nacht
und leben unbefangen
und haben's nicht geacht.



Euch schaudert vor meinem Gedicht?
Das Hellere soll ich euch bringen?
– Ihr habt mir nichts andres gegeben!

**1937**

Ich seh euch, meiner Väter Schar,
in langen, dichten Reihen.
Von eurer Stirne leuchtet klar
der stolze Mut der Freien.

Stolz wart ihr alle, eurer Pflicht
habt treu ihr obgelegen,
vom Recht liebt ihr euch alle nicht
durch Zwang und Angst bewegen.

Euch schwöre ich's, und dieser Schwur
soll nicht in mir verklingen:
Nie laß für eine Stunde nur
zum Unrecht ich mich zwingen!

(Entstanden, als alle Schüler zwangsweise in die NS-Jugend-Organisationen
eingegliedert wurden.)

**1937**

Gott schuf atmend unsre Seele,
wie die Lüfte licht und frei,
daß sie keinem niedren Willen
schändlich untergeben sei,
daß sie, frei von allem Zwange,
bleibe ungebeugt und rein.
Und aus Himmelshöhen fange
sie den Strahl der Sonne ein.



September 1939

Seid ihr vor Ihm ein gleich Geschlecht,
verpflichtet einem gleichen Recht,
o, sagt, warum ihr euch ersecht,
die ihr durch eines Blut befreit
und eines Gottes Kinder seid!



Krieg

Kann das der Wille Gottes sein,
wenn seine Schöpfungen hier auf der Erden
so grausam und blutig vernichtet werden,
wenn frech die Zerstörung ihr Morden betreibt
und nirgends ein Stein auf dem anderen bleibt,
wenn Menschen mit Willen, mit Hohnlachen töten
und blutige Ströme die Weltmeere röten,
und wenn man in teuflischer, dunkelster Zeit
von Siegen und glänzenden Taten noch schreit?

Muß nicht der züngelnden Flamme Schein,
das Stöhnen der Menschen zum Himmel aufdringen
und klagend die Hilfe herniederzwingen,
daß der, der das Leben einst blühend erschuf,
den Geist des Verderbens vom Erdboden ruf?



Gebet im Krieg

Kein Mensch sah je Dein Angesicht,
nur wen'ge ahnten je Dein Licht,
doch alle trifft uns Dein Gericht.
Wir bitten Dich, verlaß uns nicht!



Winter 1941

Wie ist die Erde doch im Schnee
so still und rein und licht,
als wäre all das große Weh
und große Unrecht nicht.

Und doch, wie schänden Mord und Wut
und Haß sie Stund um Stund
und tränken mit vergoßnem Blut
den weißen Erdengrund.

Und Liebe, Friede, Menschlichkeit?
Vergessen, tot und fern.
Sie flohen vor der bösen Zeit
auf einen bessren Stern.



Krieg

Land meiner Jugend wie liegst du so friedlich
still unter Sternenschein ausgespannt.
Silbernes Mondlicht aus ewigem Glanze
bringt deine dunkelnden Täler zur Ruh.

Land, das ich liebe, wie kannst du nur schlafen,
scheinbar geborgen vom Schutze der Nacht.
Fällt doch im Kampfe an all deinen Grenzen,
stirbt dir die Blüte der Jugend dahin.

Jede Minute und jedwede Stunde
kann dich erschüttern im innersten Mark,
wüste dir lassen in rauchenden Trümmern
Städte und Dörfer und Acker und Saat.

Wohnt nicht mehr über den mondlichen Höhen
einer, der stärker als Schuld und als Not,
dem es an Mitteln dir nimmer kann fehlen,
dich zu erretten vor Tod und Gericht?

Wäre doch endlich der Schlaf deiner Nächte
nicht mehr von schwarzen Gefahren umdroht!
Mächte des Himmels, wehrt endlich dem Fluche,
Boten des Friedens, kommt über dies Land!



Luftangriff am Horizont

Lang vor Tage trieb's mich auf.
Fahl stand in des Himmels Räumen
schon die Helle. – Wirres Träumen
klammerte, ein harter Bann,
sich an alle Glieder an.

Und aus unbekannter Not
schrie ich auf. Wie fremdes Leben
fühlt ich's durch die Weiten schweben,
wieder, wieder war es da,
etwas, das mir fern geschah.

Nur hinaus! Mich hielt's nicht mehr.
In des grauen Scheines Mitte
trugen zitternd meine Schritte.
Westwärts hatt' ich mich gewandt,
dorthin, wo die Sonne schwand.

Wo die letzten Strahlen noch
gestern vor der Nacht entflohen,
türmt sich wild bewegtes Drohen,
eine Mauer, schwarz und grau,
kocht es vor des Himmels Blau,
stürmekündend, unheilsschwer.

Da – welch dunkelheies Glühen,
welch ein kurzes, scharfes Sprühen!
– Und dann schien's, daß eine Flut
schwärzlich rotes, schweres Blut
zäh aus schwarzer Wunde floß.

Blitzschnell fuhr der Sturmwind nieder,
riß der Birke schlanke Glieder
jäh zur Erde, – und in Not



schrie ein Vogel.

– Blutig rot

färbte alles ringsumher.

Dann ein totenstill Verweilen,
nur die Zeit schien fortzueilen,
hallend auf der starren Flur
schlug von ferne eine Uhr.

Und ich fror bis in die Brust.

– Da umfing mich warme Helle,
eine heiße Lebenswelle
bäumte auf. – Ich sah zurück. –
Morgensonne füllt den Blick.

Weinend eilte ich ihr zu
und betäubte mein Entsetzen,
– als ein roter Wolkenfetzen
mitten durch das Leuchten flog
und der Rauch zur Sonne zog.



Luftangriff

Ich stand bei dir, wir sahen in die Sterne.
Die Luft blieb ohne Regung und wir lauschten.

Unendlich ferne Weltenbahnen rauschten
an uns vorbei, weit, weit in unsren Blicken.

Ich wollte meine Nähe zu dir schicken
und daß uns eines Raumes Kreis umschloß.
Gib deine Hände, und die Kraft kehrt wieder,
die sonst aus deinen Armen auf mich nieder,
rückflutend sich von mir zu dir ergoß!

Was ist in dir? Was ist in deinen Händen?
Das sind nicht Ströme, die zu mir sich wenden!
Ich sah dich bleich im farblos knappen Licht,
du sprachst auch etwas, ich verstand es nicht.

Wir waren zwei. O, rette unser Leben!
Siehst du den Tod vom Himmel niedergleiten?
Was kümmert uns, wenn sich die Völker streiten!
Uns trifft die Last, frag, ob wir Schuld auch tragen,
wir waren Kinder in des Unrechts Tagen!
Es brennt, es gießt sich donnernd um uns aus.
So halt mich doch, wir teilen diese Stunde!
Die Luft wird heiß, die Erde bricht im Grunde,
jetzt quillt es dunkel, jetzt brennt unser Haus!
Komm da hinweg! Dort kannst du nicht mehr stehen!
Sieh, wie die Flammen zu uns niedergehen!
Du rettetest nicht das Haus und nicht die Stadt,
laß brennen, was kein Leben in sich hat!

Ins Freie kam ich ohne meinen Willen
und stand allein. Was hat sich denn begeben?
Ich sehe rot umlothe Mauern schweben,
im Sturm gelöst, noch eben fest verwoben,



bäumt sich die Kraft, aus hartem Fron gehoben,
hin zu den Wolken blutgefärbtem Saum.
Vom Brand umweht, – hab ich dich noch gesehen?
Kein Ausweg mehr! Mir war, ich sah dich stehen
und lief hinaus und half mit trotzdem kaum.
Ich sah dich, ja, sah dich die Arme weiten,
dann warst du fort, ich fühlte nur dein Gleiten,
und unauslöschlich tönt mir noch im Ohr
dein Ruf nach Gott in diese Nacht empor.



Nun ist's geschehn. –
Der Toten Qualen schweigen.
Längst löste sich die schwarze, rote Wolke.
– Von jener Stadt, die einem regen Volke
einst Heimat war, sah ich sie aufwärts steigen
und dann in dunstig trübem Grau vergehn.

Erstickt der Klang,
der aus dem Werk der Tage
gleichmäßig stieg. – Vom Wucherkraut durchzogen,
liegt schon der Schutt, der dieses Blut gesogen,
und nach den Trümmern tastet bald die Sage,
sie deckt das Grauen gnädig mit Verklang.

Und war doch Feuer hier an dieser Stelle!
Ein jähes Leuchten, aus der Nacht gefallen,
umschloß das Land mit todesheißen Krallen
und riß es auf in blendend rote Helle.
Als wollte allen Lebens stetes Fließen
sich lohend nun ins Ewige ergießen,
schwoll durch den Schrecken der Zerstörung Welle.
Und mit dem Angstschrei seiner Kreaturen
verwischte Gott auch ihres Daseins Spuren.

Es ist geschehn. –
Geschwärzte Mauern ragen
als stumme Reste, die zurückgeblieben,
dort, wo einst Ströme reichen Lebens trieben,
und die dies Leben noch von dannen tragen,
die müssen müde aus der Heimat gehn.

Ein dunkles Bild,
halb Sehnsucht und halb Grauen,



quält ihren Sinn und stirbt mit ihrem Sterben.
So war es oft schon. – Wir sind nur die Erben.
Und immer wird die Menschheit wieder bauen
und sterben, wenn sich ihr Geschick erfüllt.



Heimkehr zur zerstörten Stadt

Nun laß mich endlich alle Wege gehn,
die deiner Stürme große Not gesehn,
die lieben Wege, die dem Wanderer blieben,
als in dies Elend dich die Flammen trieben.
Wie sonst steig ich vom Hang zu dir hinab.
Ach, daß ich noch dein Bild im Herzen hab!
Ich lieb dich ja, ich will dich wiederfinden!
Sieh, auf den Stätten, die mich dir verbinden,
wird noch ein Keim sein. Dulde nur den Fuß,
der immer, immer nach dir suchen muß.
Du warst doch Seele, – kann denn Seele sterben?
– Wo bin ich denn, wo steh ich? Diese Scherben,
die toten Fenster, nein, ich kenn sie nicht.
Dein Name ist's, doch nimmer dein Gesicht.
Nur deine Not läßt mich die Wüste ahnen,
und trüb schleicht noch der Fluß in seinen Bahnen.



Kölner Dom 1943

Die Glockentürme ragen stumm
verletzt auf hellem Grund.
Bleich liegt der Himmel ringsherum,
zerstört das Erdenrund.

Schlank, schattenhaft, durch nichts verdeckt,
so streben sie empor,
als wüchsen Finger aufgereckt
aus dunklen Händen vor.

Wenn auch die Erde tief erbebt
in Not und Unrechtszeit,
das Volk von der Verblendung lebt
trotz Hoffnungslosigkeit,
noch stehen Türme überm Land
und weisen stumm hinauf,
als hüb sich bittend eine Hand
zum bleichen Himmel auf.



Im Krieg

Die Wellen sind grau, und das Licht ist so fremd,
und die Schwalben schwirren so tief.
Keine Seele am Ufer, der Ostwind stemmt
sich gegen die Stadt, die im Nebel schlief,
und es ist doch im Mai.

Die Wellen sind grau und im Schweigen belebt,
vor dem Wind sind die Vögel so still.
– Ich seh, wie das Wasser ans Ufer strebt
und springt und flimmert und aufleuchten will.

Und eine Blume im grauen Gestein
und vom Grase ein taufisches Kleid.
Und müssen auch singende Vögel sein,
und der graue Himmel wird schimmernd und weit.

Ich aber versteh nicht, ob ich gleich seh,
denn die Freude erstarb um mich her,
weil ich immer in meinen Gedanken geh,
und meine Gedanken sind schwer.

All meine Sinne sind trüb und verhängt,
in Trümmerwüsten ergraut,
weil mein Kopf mir immer nur Feuer erdenkt
und mein Auge Bilder des Sterbens erschaut.

**1943**

Schnee, Schnee, Schnee, soweit das Auge sieht,
so weit das Land sich auf zum Himmel zieht,
ein trostlos ödes, graues Trauerlied,
und jeder Traum und jede Hoffnung flieht.

Weit, weit, weit, schier endlos, grundlos schier,
dehnt sich der trübe Himmel über dir,
und niemand weiß: Sind wir noch morgen hier?
– Trüb wie der Krieg, – auf Abruf leben wir.



Advent 1943

Nacht deckt das weite, tote Gefild.
Brausend in endlosen Räumen
pfeifen die Stürme verzehrend und wild,
reißen den Schnee von den Bäumen.
Sonst, wenn im kreisenden, sinkenden Jahr
uns die Adventzeit beschieden,
deckte der Boten verborgene Schar
heimlich erlösenden Frieden
über die Erde aus göttlicher Hand.
Freude durchstrahlte die Herzen.
Wärmend erhellten das festliche Land
tausende, tausende Kerzen.
Und brach die Nacht auf die Erde herein,
grüßten aus schimmernder Ferne,
Dauer verkündend, mit bleibendem Schein,
weihnachtlich funkelnd die Sterne.
Heute erhellt kein Sternschein die Welt.
Über uns schreitet der Richter.
Irrend zerreißen das himmlische Feld
zuckende, boshafte Lichter.
Donner durchrollen den irdischen Raum,
bringen uns Not und Verderben,
lassen den weihnachtlich glücklichen Traum
starr in den Herzen ersterben.
Drohend und endlos umfängt uns die Nacht.
Über der stöhnenden Erden
lastet der Krieg mit verheerender Macht,
– und es will Weihnachten werden.



Winter 1942/43

Müdigkeit und Schnee
und lastende Schwere der Luft.

Über zerbombte Städte
schreiten die endlosen Tage,
und in den Weiten der Fremde
sehnen sich Freunde und Feind
heim unters häusliche Dach.

Heimat, Familie und Kind
warten des Tags ihrer Rückkehr.
Weihnachten schreitet vorüber,
– Bote der Liebe, des Friedens.

Und im verlassenen Hause
sehnen sich Freunde und Feind
fort zu den Lieben ins Feld.



Weihnachten im Krieg

Alles, was noch wachsen will,
harrt, daß sich die Sonne wende.
Und die Menschen werden still,
legen manchmal auch die Hände
einer auf des andren Leid.
Tag der Hoffnung, – Tag der Tränen.
Möge endlich diese Zeit
sich mit ihrem Gott versöhnen!
Alte Friedensbotschaft klingt
durch die kerzenhellen Stunden.
– Und die Menschheit ringt und ringt
und vergeht an ihren Wunden.



Siebzehnjähriger Junge, gefallen beim Volkssturm

Ich sah den Hügel in den Abend ragen,
wie eine Scholle, von der Luft getragen,
und ringsum wellte und verschwamm das Land.
Ein scharfes Licht zog, über West gespannt,
grell, todesruhig unter Wolkenmassen.
Ich sah den Panzer, der, vom Feind verlassen,
zerfetzt und blutig vor dem Himmel hing,
indessen trotzdem fremde Wache ging
und fremde Laute aus dem Tale stiegen.
Ich sah dich auf zerwühlter Erde liegen,
den Arm geschwungen, wie im Wurf erlahmt.
Vom gelben Leuchten stand der Berg umrahmt
gleich wie ein Schiff. So fuhrst du gegen Nacht
mit jener Beute deiner ersten Schlacht.
Ich sah, – doch konnt ich dein Gesicht nicht sehen,
nur einen Schatten sah ich auf dir stehen,
und eine Wunde mußte an dir sein. –
Von Osten fiel des Kampfes Nachhall ein,
– um dich war Ruhe. Und der Rauch der Brände
zog stumm durchs Land. Um deine toten Hände
hob sich das Gras. – Im Schwelgeruch der Luft
stand nun ein Klang, wie wenn der Kuckuck ruft
daheim im Walde, und wir gingen wieder
am See zu den gefurchten Ufern nieder.
Aus deiner Hand fuhr der Orakelstein
und grub sich sofort in den Spiegel ein.
Nun lagst du still. – Wie sich des Kampfes Wogen
von Westen gegen unsre Grenzen sogen,
sahst du es noch? – Das gelbe Licht verfiel,
in weitem Dunkel zuckte Flammenspiel. –



– Um dich blieb Ruhe. An den Grund gebunden,
lagst du betaut im Schutze deiner Wunden.
Und von mir stieß dein Fährschiff in die Nacht
mit deiner Beute, die dir Tod gebracht.



Dein Reich komme

Gebet im Krieg

Dein Reich, o Gott, es ist uns fern.
Nach hartem Satz kreist unser Stern,
kreist unser Leben auf ihm hin.
Wir zweifeln an des Daseins Sinn
und daß Dein Reich uns nahe sei,
– und sehnen es wie nie herbei.

Wir möchten endlich wieder Ruh,
uns jagt das Grauen immerzu,
uns jagen Ängste, Schuld und Leid,
das Heimweh und die Bitterkeit.
– Und doch ist Trost im Auferstehn.
Du willst es so, es muß geschehn.

Hilf, unser Leben geht dahin!
Gib Recht zurück und freien Sinn,
Versöhnung gib von Feind zu Feind.
Dein Sohn hat unsrem Leid geweint,
er gab sein Wort in unsre Not,
gab sich uns selbst als Wein und Brot.

Du starbst am Unrecht, Herr, Du weißt,
was unsrem Volk das Schwerste heißt.
Und weil uns selbst die Schuld so groß,
so sprich auch unsre Feinde los.

Nie meine Schuld vor Schuld sich rein,
denn die Vergebung, Herr, ist Dein.

Daß sich die Welt zum Guten kehr,
die Bitte wagen wir kaum mehr.
– Nur daß Du unsre Augen rührst



und uns aus der Verblendung führst.
Dem Grauen dieser Tage sei
ein Ahnen Deines Daseins bei.



Im Krieg

Daß auch das Böse Geburt erfährt,
daß auch deine Pulse klopfen,
Drache,
wenn du dich freudig mehrst,
daß auch über unserem Grauen
das hohe Geheimnis der Schöpfung waltet
und Böses wie Reines gebiert!



Apokalypse 1945

Wir sangen unsre Freuden
und sterben tief im Leid,
wir ziehen diese Bahnen
schon eine Ewigkeit.

Du lösest die Siegel.

– Das Lamm hat vollbracht.

Brand stieg von falschen Altären
in ewige Nacht.

Es starben die Menschen,
das Meer wurde rot.

– Das Lamm hat gelitten,
das Lamm fand den Tod,
das Lamm hat erworben,
die Bücher zu sehn.

Du liebest den Zorn
über Menschen ergehn.

Gedenke der Liebe Lohn!

Sieh an Deinen sterbenden Sohn!

Wir wissen nun, machst Du die Erde auch neu,
daß er dennoch ihr Richter gewesen sei.



In letzten Kämpfen 1945

Gebet

Lieber, wenn Du uns heute zu Dir nähmest,
letzte Hoffnung wär ein Neuanfang.

Lieber, wenn Du in den Stürmen kämest
und wir wüßten: Unsre Welt zersprang.

Schlimmer als dies täglich tiefe Grauen
kann des Richters Spruch uns auch nicht sein.

Lieber, und Du wirst ein Neues bauen,
wirst uns strafen und zuletzt verzeihn.

Komm, o Vater, eh' die Menschen kommen
über unsren Stern mit neuer Not!

Hast du uns erst aus der Welt genommen,
schwingt die Waage wieder in ihr Lot.



Zeiten der Flucht

Der andere Abraham

Zu sagen leicht, ein schnelles Wort:

Geh du aus deiner Heimat fort.

Ein schönes Land, – im Traum zu sehn, –

es soll dir künftig wohl ergehn.

Und in das alles mischt sich ein:

Du mußt und wirst ein Segen sein,
dein Samen wie der Sand am Meer.

– Und deine Füße sind dir schwer
und findest immer nur im Traum
und glaubst dem Ruf nun selber kaum.

O, Gott, vergeht doch meine Zeit,
ich glaube, – gib mir Festigkeit!

Rinnt mir mein Leben von der Hand
wie Samenkorn und Meeressand.

Ganz unbegreiflich mischt sich ein:
Ein Segen, – Segen sollst du sein.

Variante

Zu sagen leicht, ein schlichtes Wort:

Geh du aus deiner Freundschaft fort.

Ein schönes Land – im Traum zu sehn,
es soll dir künftig wohlergehn.

Und in das alles mischt sich ein:

Du mußt und wirst ein Segen sein,
dein Same wie der Sand am Meer.

Und deine Füße sind dir schwer
und findest immer nur im Traum



und glaubst dem Ruf nun selber kaum.
O Gott, vergeht doch meine Zeit.
Ich glaube, gib mir Freudigkeit!
Rinnt mir mein Leben aus der Hand
wie Samenkorn und Meeressand.
Ganz verstehbar mischt sich ein:
Ein Segen, – Segen sollst du sein.



Angsttraum im Krieg

Du mußt fliehen!
Und deine Mutter mitnehmen.
Die alte Frau steht hinter dir,
– drängend. –
Du packst die Koffer,
und immer neue Dinge kommen hinzu.
Du stopfst und stopfst,
kommst an kein Ende.
– Und draußen nähert sich hörbar der Feind.



Ende des Kriegs

Sterben? Nein!

Gedeihn!

Leben, Leben!

Wir werden dahingegeben,
doch ewig rührt uns kein Tod.

Wie bist Du gütig, o Gott!

Nimm uns nun wieder ein.

Sterben? Nein!

Gedeihn!



Nach 1945

Jedenfalls bist du ein Satanas geblieben,
Luzifer, Träger des Feuers,
und Finsternis zugleich
aus abgelebten Zeiten.

Du sagtest, du habest bestanden,
als die alte Welt unterging.
Aber ich glaube, du warest nur klug
und sahest früh genug die Tür,
durch die wir alle gehen mußten.

Und beim nächsten Mal
bist du uns wieder voraus.
Dann stehst du still,
und im Tor
bringst du uns um,
die Pfosten dir zu bestreichen
mit dem Blut der Erlösung.

**1949**

So steh ich nun in neu geschenktem Leben.
Weit offenen Sinns, fühl ich mich selbst nicht mehr.
Nur meine leblos weißen Hände schweben
wie etwas Fernes, Fremdes vor mir her.
Daß sie gefaltet. – Ja, ich weiß es wieder.
Um mich ist Stille. Ferngerückt und klein
senkt sich die Welt vor meinen Augen nieder
und trägt doch Licht wie einen Heilgenschein.
Sie ist erlöst. – Wollt ich nicht um sie beten?
Sah ich sie nicht in Blut und Rauch gehüllt?
Und alles das ist nun zurückgetreten
vor einer Weihe, die den Raum erfüllt.
Nichts bleibt mir übrig, daß ich darum bitte.
Die Welt ist Dein, und alles, was geschieht,
entspringt dem Quell aus jenes Willens Mitte,
der alles schafft und jede Grenze zieht.

**1949**

Gott wird euch wieder entschleiern.
Er wird euch wieder zur Sonne bringen.
Ich glaube es, mit jener verzweifelten Sicherheit,
die ihrer selber nicht sicher sein kann.
Jahre vergangen im Dunkel der Blicklosigkeit,
im Kampf um das tägliche Brot und ein Dach.

Und unter dessen:
Eine rasante Umdrehung der Welt.
Spuren von Sternengeburt
über dem leidenden Land.
– Vorschein von drohenden Weltuntergängen,
zu oft gehört und im Fluge vorbei,
kaum wahrgenommen,
verdrängt.
Vielleicht wieder gegenwärtig
nach Jahren im Gedicht.



Gebet

Du bist, – im Dunst, der die Fahrt umhüllt,
zuweilen reißt und Sonne fängt
und aufflammt rötlich hell,
sich wälzt und wieder niederfällt,
in allem, im Turbulenten,
o Gott, bist Du.



Wanderung 1950

Leichte Wärme auf den Gliedern
und ein Singen in der Brust,
Schall von ungeborenen Liedern,
eingebettet, unbewußt,
in ein weites, großes Schwingen,
in ein stetes Vorwärtsgehn.

Wo die frischen Winde singen
und die hellen Wolken stehn,
wandern wir durch hohe Weiten.

Neue Bilder werden klar.

Felder wenden sich im Schreiten,
und der Erde Tracht ist wahr.

Hör, wie unsre Schritte schlagen
Boden, der noch blühen kann!

– Trümmer aus verrauchten Tagen
wachsen furchtbar schweigend an.

Und es jagen sich die Zeiten,
weggefegt sind Heim und Haus.

– Doch die reifen Felder breiten
wogend sich um Trichter aus.

**1950**

Drüben im Tal bauen Menschen ein Haus,
sie pfeifen und klopfen
und Kreischen der Säge
und Balkenfall.
Wann endlich ziehen wir ein?

**1957**

Wahrhaftig,
in der vom Regen gewaschenen Straße
stehen lauter neue Häuser,
den ganzen Berg hinunter.
Weiße Fassadengesichter,
mit Blumenkästen geschmückt,
drängen sich, neue Geschichten erzählend,
ans Fließband aus Spiegelasphalt.

In den noch leeren Kellern
lachen junge Mädchen
beim heimlichen Liebespiel.
Die Keller sind hell
und weiß gekalkt.

In den alten haben wir die Bomben überlebt,
als diese geboren wurden.
– Aber sie stehen nicht mehr.
Man kann nicht mehr erkennen,
wo ihre Stelle gewesen ist.



Kriegsruine

Regen, Regen
und Wind
und in den Gärten
das blühende, wuchernde Laub,
Halme und Frucht.

Und eingehüllt
in Wind und Laub
behütete Dächer,
schwarz, ziegelrot,
geborgen und fest.

Dort hebt sich das Astwerk der Bäume,
und ein ungehütetes Haus
regt seine Giebel empor,
ohne Dach,
ohne Schutz,
kalt in der Nässe,
tot im Nebel,
verdeckt im Tanze der Bäume
und doch nicht verhüllt,
so unheimlich gegenwärtig
und still.
Ohne Dach,
ziegelrot,
ein Schornstein,
zwei Giebel,
ein Fenster,
tot.

Der Nebel glänzt,
behütete Dächer leuchten



aus wogendem Grün.
Nur du, mein Haus,
noch immer vergessen,
ungetröstet,
unbedeckt,
verstummt.



Stadt im Tal

1960

Du stehst auf der Höhe,
die Stadt liegt im Tal.
Der Straßen lange Ketten
schwimmen davon im Nebel,
der über den Auen steigt.

Grün, – ein wenig, –
zwischen Gesichtern aus Fensterglas,
im Schatten ziehender Wolken belebt.

Ein Vogel überschwingt
der Berge Hintergrund,
und Waldhaar hängt von den Höhen zu Tal,
wo sich der Bach niederstürzt,
hell sich zu tauchen
im dunkelen Grund.

Und du suchst den Ort deiner Kindheit.
Den Nebel, den gab es schon immer
und waldige Höhen
und jenen Bach.
– Aber die Stadt?

Fremde Gesichter sehen dich an,
aufgepflanzte Türme,
Riesen aus menschlicher Hand,
vor denen der Kirchturm sich duckt.

– Und es ist nicht zu denken,
zu denken nicht mehr ohne den Brand.

Wo der Straßen alte Spur,
die Winkel des alten Jahrhunderts?



Aber im Nebel schwingt's
und kreist neu belebt
– und ahnungslos.

Vielleicht schon bald, –
bald wieder? – Gott bewahre uns!
Ahnungslos unter dem Nebel,
brandend wie eh' und je.
schwimmen die Häuserzeilen,
schwimmen wie eh' und je.



Die neue Stadt um 1960

Einzelne Lichter, verhangen und matt,
die vor der Sonne erblassen,
künden den nahenden Abend der Stadt,
säumen die brausenden Straßen.

Ringsum ein Hasten, ein Reden und Schrein,
wogend gleich stürmischen Meeren,
derer, die eilig beim sinkenden Schein
heim an ihr Herdfeuer kehren,
derer, die schnell noch vor Tagesbeschluß,
schweres Gepäck in den Händen,
fliegenden Atems, mit hastendem Fuß,
letzte Geschäfte vollenden.

Und im beständigen, knirschenden Schall,
eilig, mit fliegenden Fahnen,
zu dem belebten, dem flutenden All
rattern und knattern die Bahnen.

Endlose Wagen, in stockender Fahrt,
schaffen sich Raum durch die Menge.
Doch ihre Stimmen, metallisch und hart,
ebben im Straßengedränge.

Jede Minute vermehrt sich der Strom,
breiter und tiefer und dichter.

Nacht bricht herein. – Ein glühender Dom
steigt nun das Schimmern der Lichter.

**1960**

Fahre ich wieder den Weg wie vor Jahren.
Aus Dunkelheit plötzlich erhellter Nacht
schwingt sich, einer Perlenkette gleich,
der Lichterstraße ebenmäßig sanfte Kurve.

Menschenwelt steht auf
aus glühend erleuchteten Häusern
der Skyline am Horizont,
als brenne etwas von innen.

Und Lichtreklamen
schreiben ihre Firmen
in den nächtlichen Himmel.

Hätte ich damals gedacht,
damals im Krieg,
daß dies hier sein könnte?
Glühende Traumstadt. –

Neue Häuser
machen die Welt mir unbekannt.

Und schon ermüdet,
hat man zu neuem Erobern
keine Zeit.

Spielt man doch selber mit
und schafft hinter Fenstern ohne Aussicht,
was sich dann später groß
in nächtliche Himmel schreibt.

Wer mag hier früher gegangen sein?

An Trümmerresten hängend,
taucht plötzlich Geschehenes auf,
von meiner Phantasie so warm bevölkert:
Die Römer am Rhein, die Bauern aus den Bergen,
schwarz-weiße Fachwerk-Idylle der Städte,



Mauern und Zinnen.
Und irgendwann immer wieder: Feuer und Schutt.
In Wirklichkeit
war es wohl niemals so,
nicht wie du denkst,
war schlimmer.
Auch unseren Städten wird es so gehen.
Schon bald ist das Bild statt der Wahrheit.
Du siehst es werden,
siehst seine tückische Festigkeit –
und änderst nicht dein Gefangensein
im Augenblick der Welt.

**1960**

Es ist nichts zu sagen, bedarf keiner Lieder.

Alle Wunder haben wir erreicht.

Jegliches Wort bleibt Rede unter viel zu vielen.

Zeichen des Inneren muß man verstehen,

aber es gibt sie sehr selten.

– Es müßte doch geben, auszusagen,

was innerlich schwelt in dieser unserer Welt,

wenn ihre Autos halten

am Kreuzweg des brausenden Tags.

Ich bin zu müde, zu denken.

Ich setz' mich ans Steuer und fahre,

unbewußt Gas und Bremse, –

und leide an etwas

und kann nicht sagen woran.

Bald Schmerzen, bald weit, weit versunken

im Lärm, den es auch noch gibt

über den Wegen.

Du, – was ich tue,

seltsame Unnatur –

und tue doch und glaube, es müsse so sein.

So verkümmert der Baum in der Straße.

Es wächst kein Gras auf Asphalt.

Wie wunderbarlich, das zu erreichen!

Ohne zu jäten, schaffen wir es.



– Wichtig nur das Verkehrsgesetz:
Rechts vor links,
an der Ampel Halt,
kein Schild übersehen,
warten,
eilen,
fünfzig Kilometer-Tempo!



Gelöbnisse, –
du kannst sie doch nicht halten.
Es schwingt der Tag auf Reifen durch den Staub.
Was sich dir darbot, war nicht zu gestalten.
Grau zwischen Neon fristet sich das Laub.
Die Kräfte möchten sich im Rausche lösen,
sie steigen auf, – du bleibst bewußtseinsleer.
Was scheidet das Geliebte dir vom Bösen?
Den klaren Himmel deckt der Lärm wie Meer.



Wirtschaftswunderzeit

Was wollen wir denn?
Wir wissen es kaum.
Es drängt uns aus einem dunkelen Raum
Kraft, die uns treibt,
wir sehen sie nicht.
Unsere Augen, geblendet vom lärmenden Licht,
sehen das Dunkel, das Dunkel nicht mehr.
Unsere Augen sind in der Fülle leer.



Wirtschaftswunderzeit

Du rauchst dir den Tod
und stellst Blumen auf deinen Tisch
und möchtest doch weinen,
weil du nicht glücklich bist
mit deinem Glück im Hasten des Tags,
der dir die inneren Räume verschließt
und deine Blicke nach außen kehrt.

– Wo ist Klang, der voller schlägt
im Schlafen und im Wachen,
der träumend über Wälder trägt,
– und ein erlöstes Lachen?

Wo blieb, als Haus und Zwangsmacht fiel,
der Anfang, der gegeben?
Das Freisein zu erneutem Ziel:
Zum sinnerfüllten Leben.

Wir fanden nur den kleinsten Teil:
Es ist so leicht und scheint so feil,
im Wohlstand zu versinken,
die Lust des Tags zu trinken,
mit Eile eingefangen,
getrieben vom Verlangen
– und dunklen Ängsten, – unbewußt. –

Noch füllt der Trümmerschutt die Brust.
Wir rauchen uns den Tod
– und hat doch keine Not.



Neue Wunderwelt

Wir haben nun eine feine Hölle,
Straßen ohne ein Gräslein der Seligkeit.

Haus neben Haus,
die meisten neu,
Appartements
mit Balkon,
Sterilität der Bäder am Morgen.

Nur durch die Decke
stören wir uns zuweilen.
Und dann hacken wir unsere Nervositäten heraus,
weil jemand im Hause
morgens um fünf
ins Brausebad geht.

Aber die Autobahn stört uns nicht.
Mit der kann man sich nicht zanken.
Daran hat man sich gewöhnt.
– Rauschender Orkus.

Und unser Wille treibt,
die Sache perfekter zu machen.
Stählerner Gesang
der Wagen und Flieger zur Nacht.
Es gibt ja so viele Unendlichkeiten
von Alaska bis zum Mittelmeer,
von China bis San Francisco.

Und überall hin,
bis in den Weltraum,
tragen wir die Kapsel mit
um unser Herz.



Um 1960

Du sagtest: Es ist wunderbar,
Fülle schließt sich nun auf.
Wir werden länger leben
in technisierten Welten.

– Mehr als dich einstens niederlegen
und vielleicht Boden fühlen

unter dem Gras,

– mehr kannst du doch nicht.

– Mehr als den Atem lassen
und Kälte spüren

an deinem Körper,

– mehr als vielleicht den Vogel erahnen,
der auf dem Grabstein hockt.

Du bist so ahnungslos, was er will,
welche Ängste ihn treiben
und welche Gier.

Es ist am Ende,
wie es immer war.

Nur daß du jetzt nicht mehr leben kannst,
ohne zu baden am Morgen.

Und in deiner glänzenden Limousine
findet sich nirgendwo Staub.

– Nur daß du so ahnungslos bist
über das Geschlecht der Läuse,
die du an deinem Philodendron
perfekt mit Gift vertilgst.



Kontrafaktur zu Goethe: „Mahomed's Gesang“

Der Strom

War der Aufbruch in der Quelle,
spiegelnd noch das ganze Licht,
redend schon im Vorgesicht.

War Zerstörung im Gefälle,
und der Strudel klärt sich nicht.

Wo dem Strom die Kraft gebricht:
Trüber Einschub von den Weichen,
schaumbekrönter Übergang.

Wasser quälen sich entlang,
tragend nun der Fische Leichen.

Aber steht am Horizonte
dunstverwoben Meereslicht, –
gibt sich endlich sein Gedicht?
– Was er nicht verwinden konnte,
fördert sich als Trübung ein
in den milchbeglänzten Schein.
Dann verliert er sein Gesicht.



Gebet

Wenn Du wahrhaftig bist,
mußt Du mit allen gehen.
Es steht bei Dir,
wie Du uns finden willst, –
in diesem Leben oder danach, –
das steht in Deiner Barmherzigkeit.

Du tust das Atemberaubende
mit uns in unserer Zeit,
die neue Menschheit hervorbringt
und Sterne zu unseren Vororten macht
und die, – wie es scheint, –
den inneren Raum verschließt.

Aber daß Du es tust,
ist auch gewiß,
so wahr Du lebst.
Es steht bei Dir,
wie Du uns finden willst
und wann.





Kunst und Künstler, Zu Bildern in einem Kinderbuch



Die Künstler

Wunder der Woge und ewiges Brausen,
nimmer verklingender, brandender Strom.
Nächtens, – ihr schlieft, – wir aber wir lauschen,
kniend, – es hallen die Stunden vom Dom.
Schwingen der Erde in endlosen Kreisen,
Sonne, – ein Streben, ein Steigen ins Blau,
und unsre innersten Blutströme weisen
schwingend empor in den ewigen Bau.
Während ihr schlieft, – es gingen die Stunden,
und in den Gründen stand mondhell die Nacht, –
haben wir Wege und Gipfel gefunden,
schwindelnd von Leben und tragender Macht.
Und wenn ihr wachet, – wir wollen euch halten,
reichen und geben mit glücklicher Hand.
Uns ruft das Schicksal, – lasst über uns walten, –
schließt uns in Wolken, in tränendes Land.
Nimmer kann sterben, was in uns erblühte!
Matten die Tage und schwingen sich aus:
Blut tropft aus Adern, das in uns erglühte,
ewig unsterblich in Welten hinaus.



Schriftsteller

Sie arbeiten alle so große Pläne aus.

Sie mühen sich,
sie schreiben nieder,
sie feilen,
sie gestalten um

und suchen das passende Bild.

Sie explizieren,
sie differenzieren,
sie produzieren ein Werk.
Und haben so viel zu tun.

Alles das habe ich nicht.
Ich schaffe nicht, ich nehme hin
und weiß doch: Jedes Wort,
mein Gott, o mein Gott,
von Dir.

Variante

Sie arbeiten alle so große Dinge,

Gott,
sie mühen sich, schreiben,
sie feilen, sie gestalten um
und suchen das innere Bild
und produzieren
und eilen davon
und explizieren
und eilen davon
und differenzieren
und eilen davon
und haben so viel zu tun



und hinterlassen ein Werk.
Alles das habe ich nicht,
mein Gott,
ich schaffe nicht, ich nehme hin
und weiß doch, – jedes Wort
– mein Gott, o mein Gott, von Dir.



Der Dichter

Du aber, sprach der Gott,
sollst dich freuen am funkelnden Wein
im geschliffenen Glase.

Allen Lichtes Geheimnis sei dein
und das Dunkel des Kelches in jeder Blume,
alle Farbenpracht, alle volle Musik,
– leisester Klang.

Sturm, Quelle und Nacht
mache dich singen.

Du sollst mich anbeten
vor dem geöffneten Himmel,
vor deinen eigenen Augen,
der Linie in deiner Hand.

Aller Schöpfung Musik
gehe durch deinen Puls.

Dir die schimmernde Krone,
der Kern der geschaffenen Dinge.

– Und du sollst verschmachten
an dem, was die Anderen haben.

Du sollst verdursten an deinem Licht,
dir sei die Nahrung verwehrt,
die niedrig beschämende,
das Stückchen Brot,
auf das dir die Sonne scheint.

Du sollst so viel Tränen weinen,
so sprach der Gott,
wie Edelsteine in deinen Reichen.

Du sollst Untragbares leiden
an einem großen Glück.

Niemand kannst du es sagen,



niemand weiß, daß dies Leid sei,
niemand kennt, niemand hat deine Augen,
die gesegneten, wachen, überwachen Augen,
berufen, einsam, ausgeliefert dem Wort.

Dies aber ist das Ende nicht,
so sprach der Gott.

Ich weiß, wie du sein wirst,
wenn du dich nicht mehr wehrst,
wenn du eröffnen mußt,
was du jetzt birgst,
– wenn alles so anders erscheint
im unbarmherzigen Licht.

Dann ist der große Tag deine Einsamkeit.

Ich bin begierig nach deinem Herzen,
– so sprach der Gott, –
nach deinem Verstummen
an jenem Tage,
wenn du auf Ruhm verzichtest,
weil dir dein Schaffen genügt.



Gebet

Das fossile Gedicht

Herr, die Minuten der Hingegebenheit sind selten,
aber sie bleiben über die Jahre,
nicht Lethe schwemmt sie ins Meer.
An ihrem Grunde angewachsen,
prägt der Strom ihr Gesicht,
– und Spuren bleiben im Stein,
einer Pflanze Struktur.
– Alte Spur Deiner göttlichen Gegenwart,
Deiner Vorausbestimmung des Augenblicks,
ausgegraben nach Jahren.
Wenn der Strom längst versiegt,
der dieses Gebild überspült
und scheinbar vergaß,
schafft eines Dichters Hand
geschliffenes Gedicht.
Er wundert sich und staunt
und betrachtet das stille Gewächs.

Variante

Herr, die Minuten der Hingegebenheit sind selten,
aber sie bleiben über die Jahre,
nicht Lethe schwemmt sie ins Meer.
Am Grunde, angewachsen,
prägt der Strom ihr Gesicht,
– und Spuren bleiben im Stein,
einer Pflanze Struktur,
schwarz eingelegte Blätter,



Gefieder am Schaft der blanken Beugung.
Zufall? – Alte Spur Deiner Gegenwart,
Deiner schweigenden Schöpfung im Augenblick,
ausgegraben nach Jahren.
Wenn der Strom längst versiegt,
der dieses Gebild überspülte
und scheinbar vergaß,
hebt eine Zufallshand
geschliffenes Gedicht
und wundert sich und staunt
und betrachtet das stille Gewächs.



Gestörte Intuition

Still saß ich im Kämmerlein,
lauschte auf den Geigenklang,
der beim letzten Abendschein
fernher in mein Zimmer drang.

Freudenstrom und alter Schmerz
quoll aus meiner Brust empor.
Mit den Tönen schwang mein Herz
klingend sich zu Gottes Ohr.

Durch die Seele, lang gebannt,
stieg es heiß und schwer herauf,
und zur hellen Glut entbrannt,
stand ein neu Gebilde auf.

Da schrillt von der Straße her
jäh ein Pfiff in meinen Traum!
Und gleich einem öden Meer
lag vor mir der leere Raum.



Schreiben bei Kerzenlicht

Diese Stunde, dir geschenkt,
hat Licht in die Adern des Tages gelenkt.
Dein Kerzenbündel brennt nun herab,
gib deine Freude, gib wieder ab,
rötliche Nelken neigen sich dir
über ein weißes, leeres Papier.
Und deine Feder schreibe es auf!
– Wieder beginnt dir der Tage Lauf,
wieder fließt dir der Strom dahin,
und in dem allen erfüllt sich ein Sinn.
Gott, was nun Jahre in mir geruht,
alles ist ausgeschrieben und gut.



Rechnen

Rechnen darf man öffentlich, in einem Eisenbahnabteil,
Briefe mit Laptop schreiben und auf Geschäftspapier,
auch in den Nebel schauen, das Astwerk der vorüberziehenden Bäume. –

Aber nicht schreiben auf Zeitungsrändern,
auf einem abgerissenen Wisch,
was wie ein Vers anmutet
in lang geketteten Zeilen.

Bei Leibe nicht!

Dann stehen Augen hinter Brillen aus Horn,
und es lächelt spöttisch unter den Falten des Mundes.
– In deinem verletzlichen Rausch, – tu dir das nicht an!



Adam X

Adam träumte,
er habe ein Doppelleben geführt.

Im Büro kannten alle
den unauffälligen Kollegen,
der ihnen nichts tat,
den sie nicht mochten.

Sicher war er verschroben
und mit Freud'schen Kategorien zu erklären.

Das verursachte ihnen zuweilen
eine sadistische Lust, ihn zu necken,
– wie Hühnern, die auf ein krankes picken,
das sich im Kreise dreht.

Aber sie kamen nicht an bei ihm,
und sie verloren schließlich die Lust.

Unterdes saß Adam des Abends
auf einem Felsen am Rande des Waldes
oder auf einem niedergehauenen, sterbenden Stamm.
Der Wind paukte angenehm in seinen Trommelfellen.

Es war ein Gewitter im Anzug.

Ihm wurde ein wenig kühl
unter dem knatternden Laub.

Aber es duftete Wiesenheu.

Vor Adams Augen senkten sich Felder zu Tal,
– zu Tal, wo die Stadt lag
im regnerischen Sonnenlicht,
das manchmal noch durchbrach
von Westen her.

Danach ergraute sie wieder.
Im engen Kessel pulsierte die Stadt,



von zwei hohen Bergen zusammengedrängt,
wie Ebal und Garizim, Segen und Fluch.

Adam schrieb:

„Von der geheimen Harmonie
der disharmonischen Dinge.“

Und sein Buch lasen hinterher alle seine Kollegen,
unter falschem Namen natürlich.

Dann unterhielten sie sich
und nannten es eine Entdeckung.

Gleichzeitig sagte der Abteilungsleiter:

„Herr Adam X, spülen Sie die Kaffeetassen,
und leeren Sie den Abfalleimer aus!“



Der Dichter

Jetzt geh ich zum Essen

Jetzt geh ich zum Essen, zum Essen, zum Essen!
Ein Schnitzel, gebraten in guter Butter,
zwei Minuten rechts, zwei links,
ständig begossen.
Und die Erbsen müssen duftig sein,
mit Petersilie bestreut.
Keinen Essig an den Salat!
Zitrone nur und Rahm.
Und natürlich Pommes de terre frites,
mediterran gewürzt.
Jetzt geh ich zum Essen, zum Essen, zum Essen!

Kinderlied

Ein Vöglein saß einst im grünenden Laub.
Es putzt' sich die Flügel vom dunkelen Staub
und schüttelte das Gefieder
und hüpfte wohl auf und wohl nieder.
Sein Vetter kam flatternd des Weges daher.
Den freute das wilde Gehupfe gar sehr:
„Was soll denn dein Tanzen und Springen?“
Das Vöglein: „Ich möchte gern singen,
und weiß doch nicht, was ich singen soll.“
„Ei, ist doch die Welt des Guten so voll!
Voll Spinnen und Maden und Mücken,
man braucht nur den Schnabel zu zücken.“



Das Vöglein sich klein zusammenduckt:
„Das ist’s ja!: Ich hab einen Käfer verschluckt.
Nun hat mir das Wohlsein im Magen
die besten Gedanken verschlagen.“

Aphorismus

Wenn er sein Fressen hat, wird Pegasus träge.

Es war einmal ein Spatz,
der machte einen Satz
vom Birnen– auf den Apfelbau.
– Und darauf reimt sich – ? – ? – Traum und Schaum!
Was kann ich damit sagen??
– Ich werd den Spatz mal fragen?

Scherz-Aufgabe in einer Zeitung:
Machen Sie einen Vers mit 15mal Buchstabe a!

Recht gute Nacht!
Der Mond ist erwacht.
Der Abendstern lacht.
Die Nacht kommt mit Macht.
Ein Sandmann schließt Ihre Augen sehr sacht.
Sie gleiten hinab in der Wunschträume Pracht.
– Passen Sie auf, daß Ihre Matratze nicht kracht!
Sonst ist es vorbei mit den Träumen der Nacht.



Der junge Dichter

Noch hat er seinen Ton nicht gefunden,
doch spürt man schon den wachsenden Keim.
Einiges könnte bleiben.

– Im Übrigen: Weise-Hennen-Gerede,
mit Pathos gewürzt.



Der gesprungene Krug

Auch der gesprungene Krug aus Künstlerhand bleibt schön.

Nie mehr gefüllt,
biegt er sich leicht vom Henkel her,
wenn deine Hand ihn greift,
und gleitet nieder,
ein wenig schwer,
lebt in den Fingern.
Du brauchst nicht zu halten,
er sinkt
durch das Gesetz seiner Form,
in Anmut und ohne Hast.



Zu einer japanischen Zeichnung

Noch winterlich kahl,
Astgefieder wie Vogelschwüngen
vor einem milchgrauen Himmel.
Schwarz-weißes Filigran,
Zeichensprache der Wipfel.

Die Vögel am Himmel,
dunkel und schwer,
geworfen in leichte Luft.

Äste im Winde besprechen sich
mit diesem flügelschlagenden Volk.
Worüber?
– Kein Zweifel :
Der Frühling wird kommen.



Van Gogh: Sämann

Allegorisches Selbstbildnis eines Künstlers

Der Himmel schwelt in milchigen Streifen,
die riesige Sonne des Untergangs naht.
Sie will die Gestalt des Sämanns umgreifen,
– nicht aber die Saat.

Ein herbstlicher Baum, – ein tödliches Zeichen:
Äste wie Sicheln, geschwungen zur Mahd.
Sie werden den dunkelen Sämann erreichen,
– nicht aber die Saat.

Er hastet dahin vor fahlenden Rainen,
im eiligen Säen erwächst ihm die Tat.
Die Sonne des Morgens darf ihm nicht mehr scheinen,
– wohl aber im nächsten Jahre der Saat.



Der Kopf-Mensch

Zu einem surrealistischen Bild

Wie soll man es anders sagen:

Daß einer Jahre lang durch die Straßen geht
und dabei immer nur seinen Kopf vor sich herträgt,
immer nur seinen Kopf in den Händen.

Er rauscht ihm manchmal und pfeift
und wälzt sich herum
und treibt ihn flüchtend durch immer neue Tore,
wie ein Motor, der Voreile hat.

Wie soll man es anders sagen?

Fliehendes Gespenst,
du machst es so deutlich,
so deutlich!

Große Ohren
stehen dir in den Wänden.

– Lautloses Grauen in deinem Kopf.



Konzert

Dunkler Klang
unter dem Geigenlicht.

Schwimmen

Vergehen

Tod

dunkler Klang.

Gott, lange vergessen, mir fern geblieben.

Strahl nach innen

zehrt auf.

Wein der Tränen,

eingegossen

in Bleiform dunkleren Klangs,

unter dem Geigenlicht:

Versuchung der Schicksalsnacht.

Gott, nun wieder ganz nah,
lockend das Licht über mir. –

Gott, Hölle ist kein Traum,

wo sie uns umfängt,

können wir nichts mehr tun.

Gott, der Himmel ist Dein,
der Himmel im Geigenlicht.

Aber die Erde, die Erde ist mir

im Klang, der mich füllt

und Versuchung heißt,

Hölle ist kein Traum.

Und das Licht singt den leuchtenden Ton,

mitten darin bist Du.

In unserem Fallen noch

und im Tod, –

mein Gott, o mein Gott.



Gottes Gesang

Zu Joseph Haydn: Die Schöpfung

Du sprachst. – Dein Schöpfungswerk ging seinen Gang.
Von nun an lag das Wort im Fleisch beschlossen.
Allein Dein Herz, ein jubelnder Gesang,
als Leben ward er durch das Werk ergossen.
Und Deine Liebe blieb bei jedem Ding,
das aus den Händen Du ins All entlassen,
vor ihr war selbst Dein Schöpferwort gering.
– Seither vermag kein Menschenwort Dich ganz zu fassen.
Nur ahnend geht es Deinen Spuren nach
und sieht von Ferne Deines Tempels Schwelle.
Doch gotterfüllt, zum sonnenhellen Tag
bricht aus der Seele uns der Töne Quelle.



Zu einem Bild im Kinderbuch

Elfe

Auf einer Blume sitzt die Maid
im grünen Hut und bunten Kleid,
hat Blattwerk unterm Schuh.
Und vor ihr steht der Wichtelmann,
mit Zipfelmütze, Stiefeln an,
und reicht den Strauß ihr zu.
„Da hast du ihn, du schöne Frau!“
Der Himmel ist nochmal so blau.
Doch sie ist viel zu klein.
Dies ist ihr neu.
Sie sitzt ganz still
und kann nicht sagen, was sie will,
und möchte freundlich sein.

Schmetterling

Wehe, wehe, Schmetterling,
weißt du noch, wo die Blume hing?
Die goldne Blume im Sonnenschein?
Schwimmst du in den Tag hinein,
schaukelst auf dem lichten Strahl,
Schmetterling, ach, denk einmal,
weißt du noch, wo die Blume hing?
Schmetterling, ach, Schmetterling. –



Rast eines kleinen Mädchens

Hier sitz ich gern, ich bin allein –
und schau vom Berg ins Tal hinein.

Dort steht mein kleines Haus.
Der Rauch auf seinem schmalen Dach,
der klettert keck den Wolken nach
und springt ins Blau hinaus.

Ich sitz und träum und überleg.
So weit ist noch bis dort der Weg,
mein Körbchen wird mir schwer.

– Sie sah das kleine Eichhorn nicht,
es zog ein spöttisches Gesicht
und huschte vor ihr her.



Zu einer Bildgeschichte im Kinderbuch

Spatz und Spätzin

Gestern, denk dir, sah ich sie,
Spatz und Spätzin beide.
Spatz recht artig. – Spätzin schrie.
Flattern ins Getreide.
Fahren hurtig wieder auf.
– Spatz kann herrlich singen. –
In den grünen Baum hinauf
folgt er ihren Schwingen.
Weißt du, was die Spätzin schrie?
Darfst dich nicht dran stören.
Stand doch gar nicht schlecht um sie,
soll man nicht drauf hören!

Das Eichhorn

Im Schutz der weiß beladnen Tannen
geht frisch ein Wanderer seines Wegs.
Hart knistert unter seinen Schritten
das eisesblanke Band des Stegs.
Die Kälte zwickt ihn in die Glieder,
doch sieht aus gläsern reiner Luft
der Sonne Antlitz auf ihn nieder.
Da knackt es oben in den Zweigen,
– ein zarter, dünner Schleier wallt
von lichter Höhe auf die Erde.
Des Wandrers Wangen trifft es kalt,
er spürt es schneidend im Gesichte. –



Und plötzlich steht er eingehüllt
in siebenmal gebrochnem Lichte.

Er duckt sich, springt mit schnellen Schritten,
dann wendet lachend er den Blick
und schaut aus sonnenhellen Augen
zu jenem Wunderort zurück.

Noch sieht er in den Stämmen stehen
des Schleiers weiß und buntes Licht,
dann stäubend hin zur Erde gehen.

– Ein Eichhorn schaut aus hohem Wipfel
mit klugem Mienenspiel ihm nach
und freut sich an der warmen Sonne
trotz kaltem Frost und Wintertag
und läßt die schrägen, hellen Strahlen
auf seinem spiegelbraunen Kleid
ein warm getöntes Fleckchen malen.





Glaube und Gebet



Vertreibung aus dem Paradies

(Kirchenfenster mit Farbsymbolik in Sainte Chapelle, Paris)

Des Cherubs Gewand leuchtet rot,
und das göttliche Blau steht weit hinter ihm, –
weit, weit, –
doch schließt es ihn ein.
So weist er Adam und Eva hinaus,
hinaus in die feurige Tür,
in die Glut, die draußen schon brennt.
Und Adams Gewänder sind leicht:
rosenfarben und grün,
schnell zu verzehren im Feuerschein.

Farbsymbolik:

Blau: Der gnädige Gott

Rot: Der strafende Gott

Grün und zarte Farben: Die sterbliche Kreatur



Zu Matth. 12, 1-13

All unsre Lichter sind ausgebrannt.

Wir suchen mit ausgestreckter Hand.

Wir tasten langsam an der Wand.

Wo endet der Gang?

Der Weg scheint so lang.

Wir horchen ins Dunkel, wer da wohl sei.

Wir meinen, es streiche doch etwas vorbei,
aber im Herzen erstirbt uns der Schrei.

Wer suchte da noch
und fürchtet sich doch?

Wir können nur in uns selber sehn.

Wir müssen wie törichte Jungfrauen gehn.

– Vielleicht ist das nah, was wir nicht mehr verstehn,
wo ist seine Hand?

All unsre Lichter sind ausgebrannt.



An einen Menschen

zu Lukas 15,11

Du mußt in alle Lande gehen
als ein verlornen Sohn.
Du wirst in viele Augen sehen,
und Kummer ist dein Lohn.
Du willst um ihre Liebe werben
aus Zweifel, Drang und Not,
und Freude soll in dir ersterben,
und dein Gesang ist tot.
Du wirst in Liebesarmen liegen,
doch dein Gesicht bleibt Stein,
wirst dich an kalte Wände schmiegen,
beim Trebertrank allein.
Und rückwärts mußt du immer denken,
doch deine Hand ist leer,
zu ständig neuen Zielen lenken
und glaubst doch gar nichts mehr.
Du hast der Blüte Duft verloren,
verschüttet deinen Wein,
du müsstest wieder neu geboren
und neu geschaffen sein.



Chartres, Kathedrale am Abend

Nun sinken die Bilder in den dunkelnden Raum.

Licht fängt sich wenig hinter den Säulen.
Wie bunte Schleier, Zauber anderer Welt,
hängen gläserne Früchte im Palmengeäst.

Zu Ende gesungen der Orgel Ton,
die Schritte dahin.

Ruhlose Kerzen
vor einem Heiligenbild.

Tausend Wünsche,
flackernd, drängend,
im gelbroten Schein.

Und noch immer zwischen den Pfeilern
der gläserne Hauch,
bis der Tag vergeht.

Was sich dir darbot seit Jahren,
– nimm es auf!

Es zehrt sich weg wie der Tag,
der vor den Fenstern vergeht.

Was soll uns die bessere Welt,
die Fülle reinen Gebilds
in toter Nacht?

Du mußt schauen,
solange noch ein Schimmer zurückbleibt
vom Licht. –



Erster Advent im Dom zu Chartres

Lohnt doch aller Tage Last
um eine Stunde im Advent.
Wenn Kerzen brennen im Dom zu Chartres,
ein ganzes Bündel bunter Kerzen
im weihnachtlichen Ring.
Vivaldi: Concerto grosso,
eine Geige singt voraus im dritten Satz:
„Unser Herr kommt und schweiget nicht.“
– Schwatzende Erregung im Ton:
Klopfenden Herzens
drängen sich Hirten zum Krippenraum.
Und irgendwo im Dom
bricht die Botschaft des Engels
über Maria herein
auf dem leuchtenden Glase der Fenster.
Flackernd wendet Maria
ihr Haupt in den Schein,
bedrängt von des Engels Flügelgewalt
und hingegen doch,
Kelch der Empfängnis.
– Gottselig bleibt dies Geheimnis
und ist doch kündlich groß.



Berufungen

Drei Kirchenfenster in Chartres

I.

Was dich schüttelt, Maria,
ist Sturm der Empfängnis.
„Ich bin des Herren Magd“,
so sprach sie und gab sich hin.
„Meine Seele erhebe den Herrn.“
Daß sie das Leben im Tode gebar,
wußte Maria noch nicht.
„Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen.“
So wuchs das Kreuz aus ihr,
und Auferstehung
wurde gewiß. –
Daß sie für immer geheiligt war,
erfuhr Maria nie.

II.

„Er muß zunehmen, ich aber muß abnehmen.“
– So ging Johannes, der Täufer Jesu dahin.
Er starb unter Henkers Beil.

III.

Und Paulus fiel in der Blindheit Not
vom Strahl auf verstockte Augen.
Dann wurde er göttlicher Mund
und lobte Ihn in der Nacht.
Als er die Fessel trug,
hörten ihn die Gefangnen.



Notre Dame de Paris

Halle, deren Streben nicht mehr in meinen Augen liegt,
deren Schlußstein jenseits steht
im Bau des Himmels.
Halle, ich mußte so klein sein
vor diesen hohen Säulen,
die sich schließen, irgendwo, ganz gewiß,
wegen der Fensterlichter,
im Palmstein hängend,
– Blick aus der Ewigkeit.
Halle, ich mußte so sein,
daß ich mich dehnen kann
und wachsen
zu der leuchtenden Rose über der Pforte,
dort vor dem Heiligen stehen
am Tor der Ewigkeit.
Halle des Himmels,
dein grauer Leib
stehe auch über mir,
wenn mir das letzte Licht
einst in die Fenster steigt.



Kloster Melk

Die Flügel des Baues
sehen dich an.
Ihrer stillen Würde bewußt,
ruhen sie nach innen zu,
gelehnt an der Kirche Herz.
Der Türme ragende Helme,
aufwärts gestiegen zum Wolkendom,
sie bergen die Kuppel im Kern,
weit um die Taube geschart,
die niederkommt,
niederkommt in den Raum,
der unter ihr schwingt,
bereit zu empfangen den Geist,
lebendig im Atem des Lichts.



Altenberger Dom: Schutzmantel-Madonna

Wie soll ich es sagen
den Kindern,
die glauben, wach zu sein
für das, was ist,
– und doch nicht bleiben kann.

– Wie soll ich es sagen,
daß diese Madonna
in der Mandorla
Dauer verheißt, –
Leben, – trotz allem, –
aus den Gebeten
der tausendmaltausend
schuldiger Menschen.

Ruhe strömt,
wenn sie niederknien
unter des Mantels Schutz.

– Nicht um den Künstler zu wissen,
der diese Züge schnitt
in der Stille eines gotischen Zimmers,
– nicht das genügt –,
nicht allein,
doch ist es schon viel.

Nicht die Schönheit des Flammenkranzes,
der Wurf von Falten und Locken,
nicht das alleine genügt.

Aber das stille Sichneigen,
das Kommen der Vielen,
das, was keines Wortes bedarf vor Mutter und Kind.



Wenn du die Grenze überspringst
des vergänglichen Tags,
ist Grenzenlosigkeit
oder in Ewigkeit wahr,
Der, Der dich trägt.



Gebet in der Jugend

Herr Gott, dies eine bitt ich Dich,
mit harten Stunden segne mich.
Gib mir in meines Daseins Tagen
nur nicht zu leichte Bürde zu tragen.

Und gib das andere auch hinzu:
Daß ich nicht sinke, im Trostlosen ruh,⁹
nicht vor der Schwere der Nächte vergehe,
sondern in Ehren die Probe bestehe.



Sturm und Drang

Still will ich nicht werden!
Ich glaube nicht
an einen Schöpfer, der Ruhe verspricht
den fragenden Seelen.
Ich glaube an Gott,
an einen, den Herren,
und dies ist mir not:
Daß ich weine und brause
und atemlos steh
und zwischen den Wegen
zum Nachthimmel seh,
daß mir klopfend mein Blut in die Schläfen dringt,
daß vom Herzen schneidend ein Schmerz mich zwingt.
Still will ich nicht werden!
Entlastung sei fern!
Ich traue und schaffe dem einzigen Herrn,
und wenn meine Seele im Aufklang zerbricht,
verblute mein Leben zu Welle und Licht.
In Ewigkeit soll nicht zur Ruhe werden,
was in mir strömte und brannte auf Erden.

Variante

Still will ich nicht werden! Ich glaube nicht
an eine Erlösung, die Ruhe verspricht
den fragenden Seelen. Ich glaube an Gott,
an einen, den Herren. Und dies ist mir Not:
Daß ich schwinde im Raum mit der kreisenden Erde,
daß meine Adern durchblutet werden,
daß mir schwindeln der Strom in die Schläfen dringt,



daß vom Herzen schneidend ein Schmerz mich zwingt,
daß ich weine und brause und atemlos steh
und zwischen den Wegen zum Nachthimmel seh.
Still will ich nicht werden! Entlastung sei fern.
Ich traue und schaffe dem einzigen Herrn,
und wenn meine Seele im Aufklang zerbricht,
verblute mein Leben zu Welle und Licht.
Und in Gott soll nimmer zur Ruhe werden,
was in mir strömte und brannte auf Erden.



Zweifel

Weiß denn die Erde um ihr Sein und Bleiben?

Wer sagt, wohin die Sonnen mit uns treiben,
wo wir im All uns stoßen und zerreiben,
wohin die Riesenströme mit uns fließen,
und wozu wir uns einmal wandeln müssen!

Gott sei der letzte Zielpunkt aller Dinge?
Sprecht, muß es irgend letzte Grenzen geben?
Trägt nicht vielleicht auch das Atom noch Leben?
Sollte die Sonne nicht den Kern nur geben
für ein Atom, das unwert und geringe
in einem Stoffe höherer Welten hinge?

Wenn auch ein Gott ob dem Unendlich stände,
wie sollten wir auch nur zu jenem rufen?
Was wir erglauben, sind Gedankenstufen,
die unsre Sehnsuchtsträume sich erschufen.
Wir sind kein Gran in Wassern ohne Ende.
Wer weiß, ob Er uns je darinnen fände.



Aufbruch der Jugend

Nun ist es still über glitzerndem Eise,
und meine Schritte verhallen so leise,
als wäre mein Körper schon fort von hier.
Ich fühle Dein Schweigen, was willst Du von mir?
Ich hab nichts zu büßen, zu bitten, zu fragen,
geh Du zu den Armen, die seufzend ertragen!
Ich kann mich nicht beugen, ich wollte Dich nicht.
Wenn der Himmel mir über den Schultern zerbricht,
bleibt mir der Atem im Halse auch stehen
vor den Stürmen, die über die Schneefelder gehen,
ich will Dich nicht rufen, um nichts in der Welt!
– Wäre nur das Schweigen nicht über dem Feld! –
Meinst Du, mir graut auf verschütteten Wegen?
Ich kämpf mich dem Rande des Himmels entgegen,
und dahinter ist wieder die Erde weit.
Wohl gipfeln die Berge, – nie endet die Zeit,
und ein neues Tal wird um mich sich breiten,
wenn die Höhen da vorne einst hinter mir gleiten,
nur ewiger Wandel. – Ich fürchte das nicht.
Es dehnt sich der Himmel in milchigem Licht,
und es ist so stille über dem Eise,
und meine Schritte verhallen so leise,
als wäre mein Körper schon fort von hier.
Weh, göttlicher Führer, was schweigst Du mir?
Ich hab Dich verraten. Ich kann nicht mehr lieben.
Nichts als mein Stolz ist mir übrig geblieben
und ein ungewolltes, ein schmerzliches Wort:
„Nimm meine Schuld, nimm die Starrheit mir fort!“
– mag mir nicht über die Lippen steigen.
Kannst Du nur deshalb, nur deshalb mir schweigen?



Dann laß mich gehen! – Der Weg tut sich auf,
es wachsen die Berge, ich kämpf mich hinauf.
Ich hab nichts zu büßen, zu bitten, zu fragen,
und wurde ich schuldig, so muß ich es tragen.

Lied eines Undankbaren

Wenn ich einmal fertig bin,
tret ich in die Kirche hin,
komm ich erst aus der Gefahr,
dank ich Dir ein ganzes Jahr.
Doch verzeih, zu dieser Zeit
ist der Kirchweg gar so weit.
Ob Dich unterdessen stört,
daß Dein Ohr nur Bitten hört?
Gib mir dies und gib mir das,
Essen, Trinken, sonst noch was.
Muße und von Zeit zu Zeit
eine Leidenschaftlichkeit.
Und in allem hilf mir zu,
daß ich etwas Rechtes tu!
Wenn ich danach fertig bin,
tret ich in die Kirche hin,
komm ich glücklich aus Gefahr,
dank ich Dir ein ganzes Jahr!



Schuld

Du weißt es, Feindschaft war es nicht,
daß ich Dir bin so fern geblieben.
Nur vieles drängte. – Liegt im hellen Licht.
Du bist mir fern, und ich vergaß zu lieben.
Kaum je erinnre ich mich Dein.
So anders alles, was mich bindet,
in jedem Tun, – nur Welt und Ich allein.
Mich quält die Schuld, die keinen Ausweg findet.

Variante

Du weißt es, Feindschaft war es nicht,
daß ich Dir bin so fern geblieben.
Nur vieles drängte. – Liegt im hellen Licht.
Du bist mir fremd, ich kann Dich nicht mehr lieben.
Kaum je erinnre ich mich Dein.
So anders alles, was mich bindet.
In jedem Tun – nur Welt und ich allein.
Mich quält die Schuld, die keinen Ausweg findet.



Gebet

Wenn mich der letzte Mut verläßt,
so laß mich beten, beten, beten,
im Glauben an Dein Dasein fest,
laß mich zu Deinem Bild hintreten.

Ist Dir mein Reden niedrig, klein,
so wende nur Dein Ohr von hinnen,
doch laß mein Herze sich befrein
in Worten, die ins Leere rinnen.

Mein Flehen stört nicht Deine Ruh,
doch mir, mir muß es alles geben,
ich mein, Du hörtest still mir zu
und gehe neu gestärkt ins Leben.

Variante

Wenn mich der letzte Mut verläßt,
dann laß mich beten, beten, beten.
Im Glauben an Dein Dasein fest,
laß mich zu Deinem Bild hintreten.

Ist Dir mein Reden niedrig, klein,
so wende nur Dein Ohr von hinnen,
doch laß mein Herz sich befrein
in Worten, die ins Leere rinnen.

Mein Flehen stört nicht Deine Ruh,
doch mir, mir muß es alles geben.
Ich mein, Du hörtest still mir zu,
und gehe neu gestärkt ins Leben.



Gebet

Wenn ich Dich suche, der Du in den Gründen
der Dinge Deine Wohnung hast,
wenn mich das Weh nach Deinem Antlitz faßt
und alle Stimmen sich zum Chor verbünden,
die sonst geschwiegen in der Tage Last.

Wenn endlich dann die Mauer, die das Singen
des Sturms mir um den Sinn gebaut,
in sich zerfließt, verrauschend Laut um Laut
und Schall um Schall im Weltenraum verklingen,
daß große Stille um mich niedertaut. –

Dann blick ich auf. – Doch ach, in flacher Welle,
zerrissen, fernher angespült,
dehnt sich der Schutt, vom Sturm durchwühlt.
Tief unter sich verbirgt er nun die Stelle,
auf der ich einmal Deine Spur gefühlt.

Ich aber, von des Heimwehs Macht gezwungen,
greif an und wühl mich tief hinein.
Mit wunden Händen heb ich Stein um Stein
und weiß es bitter: Eh' ich durchgedrungen,
kehrt doch der Sturm und hüllt mich wieder ein.



Gebet

Dein Wille soll geschehen.
Doch wird es lange so weitergehen,
bitt ich am Ende aus Tränen und Not:
„Gib was ich möchte, und stille mich, Gott!“

Variante

Dein Wille soll geschehen. –
Doch wird es lange so weitergehen,
dann bitt' ich am Ende aus Tränen und Not:
Gib, was ich möchte, und stille mich Gott!



Wem der Tag an Freuden leer,
dem fällt das Danken schwer.

Du schwebst in Angst,
du bettelst um Glück,
du siehst den Weg nicht
und willst nicht zurück.

Variante

Wem der Tag an Freude leer,
dem fällt das Beten schwer.

Du schwebst in Angst,
du bettelst um Glück
und siehst den Weg nicht
und willst nicht zurück.



Gebet

Du stehst weit hinter aller Welt,
Deiner Liebe Licht und Schatten fällt
nur manchmal, manchmal in meinen Tag.
Daß ich die ewigen Siegel trag, –
wer will es wissen, wer kann noch sehn,
wo die unzerreißbaren Fäden gehn?
Ich such eines Herzens Fröhlichkeit,
ein Ziel, eine Ruhe, beständige Zeit.
Wir suchen und wissen es selber nicht,
die Einheit in einem dauernden Licht.
Wir suchen den Menschen, die Stille, den Raum
und flüchten in einen schlaflosen Traum.
Wir suchen, wir sehnen,
ich rufe zu Dir:
Gib Deine ewigen Hände mir!

Variante

Du stehst weit hinter aller Welt,
Deiner Liebe Licht und Schatten fällt
nur manchmal, manchmal in einem Tag.
Daß ich die ewigen Siegel trag, –
wer will es wissen, wer kann noch sehn,
wo die unzerreißbaren Fäden gehen?
Ich such eines Herzens Fröhlichkeit,
ein End, eine Ruhe, beständige Zeit.
Wir suchen und wissen es selber nicht
die Einheit in einem dauernden Licht.
Wir suchen den Menschen, den Gott, den Raum
und flüchten in einen schlaflosen Traum.



Wir suchen, wir sehnen,
ich rufe zu Dir:
Gib Deine ewigen Hände mir!



Gebet

Ich hatte schon tausendmal
die gleiche Frage vor Dir:
Ich weiß nicht, was Du mit mir gewollt hast.
Ich will ja gehen,
wie Du es willst.
Ich möchte sagen:
„Ich glaube.“
Aber dies andre ist stärker als ich:
Ich zweifle.
Ich bange und Sorge
und schleppe mich müd.
Ist das nun Sünde?
Ich will ja gehen,
wie Du es willst!
Aber nimm mir nun endlich
– einmal –
das Weinen aus der Kehle!

Variante

Ich hatte schon tausendmal
die gleiche Frage von Dir:
Ich weiß nicht, was Du mit mir gewollt hast. Verzeih mir!
ich will ja gehen.
Aber nimm mir das ständige Weinen aus der Kehle.
Ich möchte sagen: Ich glaube.
Aber dies andre ist stärker als ich:
Ich Zweifler.
Ich weiß nicht, was Du mit mir gewollt hast,
ich wünsche und wünsche,



ich bange und bang
und schleppe mich müd.
Ist das nun Sünde?
Ich will ja gehen,
aber gib mir einmal,
nun endlich,
einen klaren Himmel!



Gebet

Eine Stimme hör ich, die mag ich nicht.
Eine Stimme in mir zerstört mein Gedicht.
Laß die Stimme des bösen Wollens vergehn,
laß mich den Sinn Deines Wortes verstehn.
Laß mich befreit sein, und Dein Wort
falle als Tropfen am rechten Ort.
Laß das Rauschen vergehen, den bösen Schall,
zeig mir in Deinen Worten Dein All.



Gebet

Herr, mein Herz hat kein Zuhause mehr.

Wir bauen Häuser,
schöner immer und größer,
bequem, voller Reiz.

O Herr, sieh mich doch an!

Mein Herz geht von Haus zu Haus!

Alles gehört mir,
und nichts ist mein.

Sieh mich doch an!

Gib mir den Menschen,
der Heimat ist,
und Bleibe in Dir.

Fäll alle meine bunten Häuser.

Mein Land ist leer.

O Gott!

Variante

Herr, mein Herz hat kein Zuhause mehr.

Wir bauen Häuser,
schöner immer und größer.

O Herr, o sieh mich doch an,
mein Herz geht von Haus zu Haus,
mein Herz hat keine Bleibe mehr.

Alles gehört mir,
und nichts ist mein.

Sieh mich doch an,

bitte, Gott, o bitte!

Gib mir den Menschen,
der Heimat ist,



und Bleibe in Dir. –
Fäll all meine bunten Häuser,
mein Land ist leer,
o Gott. –



Gebet

Herr, ich habe die Stille nicht mehr,
der tiefste Raum bleibt verschlossen und leer.

Ich glaube, mein Gott, ohne Deine Hand
verlier ich den Willen und meinen Verstand.

Ich rede und singe, und was ich gesagt,
ich weiß es nicht mehr, wenn einer mich fragt.

Es bleibt doch so viel noch für mich zu tun,
laß mich in Deiner Stille ruhn!



Gebet

Und hab ich Dich vergessen,
so nimm mich wieder an,
wie Du mich einst besessen.
Denn, was ein Mensch nicht kann,
das wollt' ich mir erjagen,
stolz in Vermessenheit.
Nun aber will ich tragen
Dein Kleinod durch die Zeit.



Vater unser

Vater im Himmel,
heilig bist Du.
Wir sehnen uns Deinem Reiche zu.
Ewig beschlossen in Schwäche und Schuld,
ewig erlöset aus göttlicher Huld,
ruhen wir alle in Deiner Kraft.
Gib uns den Frieden zur Leidenschaft.

Variante

Vater im Himmel,
heilig bist Du:
wir sehnen uns Deinem Reiche zu,
wir geben uns gänzlich in Deine Hände,
Schicksal und Sorge werden gesandt.
Ewig beschlossen in Schwäche und Schuld,
ewig erlöset aus göttlicher Huld,
ruhen wir alle in Deiner Kraft
Gib uns den Frieden zur Leidenschaft.



Gebet

Eines gib mir:
Daß ich nicht liebe
das Bild meiner selbst,
daß ich nicht suche
in der Blicklosigkeit
einer Gewitternacht,
was nicht für mich ist,
was nicht ausbedungen war,
als ich vor Dir stand
und Du mich gehen liebest
auf eigenen Wunsch.
Laß mich durchstehen
dies Experiment!
Laß mich begreifen, daß es nicht anders
zu tragen ist.
Gib meiner Seele
reifenden Leidens Frucht,
gib meiner Einsamkeit
Morgenlicht. –
Und tröste mich,
wenn ich nicht mehr fühle,
was ewig aufgehoben,
aus Dir entsprungen ist:
Meine unvergängliche Stimme
im Chore derer, die Dich loben.



Variante

Eines gib mir:
daß ich nicht das Bild liebe
meinerselbst,
daß ich nicht suche
in der Blicklosigkeit
einer Gewitternacht,
was nicht für mich ist,
was nicht ausbedungen war,
als ich vor Dir stand
und Du mich gehen ließest
auf eigenen Wunsch.
Eines harten Augenblicks Ewigkeit, –
laß mich durchstehen
dies Experiment.
Laß mich begreifen,
daß es so und nicht anders
zu tragen ist.
Gib meiner Seele
reifenden Leidens Frucht,
gib meiner Einsamkeit
Gewitterlicht. –
Und tröste mich,
wenn ich nicht mehr fühle,
was, ewig aufgehoben,
aus mir entsprungen ist,
meine Stimme im großen Chor,
– mein Anteil an Dir.



Gebet

Gib, daß ich mich vergessen kann.
Nach Deinem Willen beug mich dann,
von allen andren Wünschen bar,
bring ich mich Deinen Händen dar.
Mach, dass die viel gespaltne Kraft
in Deinem festen Plane schafft.
Vereine, was in mir entzweit.
Tritt Du in meine Einsamkeit.
Herr, alles hast Du treu im Sinn,
und alles mündet zu Dir hin.
Ich aber, Herr, laß alles sein
und sink in Deinen Willen ein.
Wenn ich dann aufbegehren will,
so mache Du mich wieder still,
und wenn mir meine Kraft vergeht,
sei Du das Ziel, das fest besteht.
Sieh, Herr, die Sünde mir nicht an,
bis ich Dich wieder loben kann.
Was gabst Du mir, – was bin ich nur!
Auf meiner Stirne Deine Spur
und Schaffenswerk in meiner Hand.
Was hast Du mir nicht zugewandt!
Was bin ich nur, – Du kamst zu mir,
mein Gott, ich beuge mich vor Dir.
Mein Gott, es war doch alles Dein,
wie konnte ich so blicklos sein.
Du wählst mich aus, ich weiß gewiß,
und wein, wenn mich die Welt verließ.
Schick, Herr, dass ich vergessen kann,
spann mich mit allen Kräften an,



gib diesem Glück die Gleichmut zu,
und aller Wünsche Ziel bist Du.

Variante

Gib, daß ich mich vergessen kann,
nach Deinem Willen beug mich dann,
vor allen andren Wünschen bar,
bring ich mich Deinen Händen dar.
Mach, daß die vielgespaltne Kraft
in Deinem festen Plane schafft,
vereine, was in mir entzweit,
und tritt in meine Einsamkeit.
Herr, alles hast Du treu im Sinn,
und alles mündet zu Dir hin.
Ich aber, Herr, laß alles sein
und sink in Deinen Willen ein.
Wenn ich dann heimlich weinen will,
so mache Du mich wieder still,
und wenn mir meine Kraft vergeht,
sei Du das Ziel, das fest besteht.
Und hab ich wieder Ungeduld,
vergib mir Gott, vergib die Schuld,
sieh, Herr, das Unrecht mir nicht an,
bis ich Dich wieder loben kann.
Was gabst Du mir, was bin ich nur!
Auf meiner Stirne Deine Spur!
Dein Schöpferwerk in meine Hand,
was Du mir nicht zugewandt!
Was bin ich nur, Du kamst zu mir,
mein Gott, ich schäme mich vor Dir,
mein Gott, es ist so gar nichts mein,
wie kann ich nur so freudlos sein!
Du wählst mich aus, ich weiß gewiß



und wein, wenn ich die Welt verließ.
Schick, Herr, daß ich vergessen kann,
spann mich in allen Kräften an,
gib diesem Glück die Ruhe zu,
und aller Wünsche Ziel bis Du.



Gebet

Und über all dem bist Du,
und Du zeigst mir immer
in allen Härten den Weg.
Ich liebe Dich, liebe.
Ich möchte Dir danken.
Du lässt mich nicht treiben,
ich gehe,
aber die Wege sind Dein.
Aus nebelverhangenen Stunden
schickst Du den leuchtenden Strahl.
Ich möchte Dir danken, danken.
Du hältst mich umschlossen,
ich weiß es.
Ich kann gar nicht fallen,
ich gehe.
Und über dem allen bist Du,
immer, in allem, nur Du!

Variante

Und über all dem bist Du,
und Du gibst mir immer,
trotz aller Schwere,
den Weg, der unendlich beglückt.
Ich liebe Dich, liebe.
Ich möchte Dir danken,
Gott Vater!
Du läßt mich nicht treiben,
ich gehe,
aber die Wege sind Dein.



Aus Nebel vergangener Stunden
schickst Du den leuchtenden Strahl.
Ich möchte Dir danken, danken,
ich liebe, lieb Dich!
Du hältst mich umschlossen,
ich weiß es,
ich kann gar nicht fallen,
ich gehe
und über dem allen bist Du,
immer, in allem Du.



Gebet

Kehr ich mich weg? O Gott, sag nein,
Du wandelst das Wasser in funkelnden Wein.
Du gibst uns die Kraft und der Augen Glanz.
Und Deine Schöpfung gehört uns ganz.
Nimm uns zurück aus der Zeiten Drang
und hüte in uns den ewigen Klang,
gib uns die Reinheit in unseren Blick,
so tragen wir Freude mit Dank zurück.
Halt in der Tage Nebel und Not
fest unser Herz, – Du Schöpfergott!

Variante

Kehr ich mich weg? O Gott, sag nein!
Du wandelst das Wasser in schimmernden Wein.
Du gibst die Kraft und der Augen Glanz,
und Deine Schöpfung gehört uns ganz.
Nimm uns zurück aus der Zeiten Drang,
und hüte in uns den ewigen Klang,
gib uns die Reinheit in unseren Blick,
so tragen wir Freude mit Dank zurück.
Halt in der Tage Nebel und Not
fest unser Herz, – Du Schöpfergott!



Gebet

Ich will die Sorge lassen sein,
führ Du mich in den Tag hinein.
Verlaß mich nicht, verstoß mich nicht!
Ich steh vor Deinem Angesicht.
Ich zweifle nicht, Du hörst mich an,
Du, der das Unerhörte kann.
Ich, Dein Geschöpf, so menschlich klein,
laß mich bei Dir geborgen sein.



Gebet

Ich will nicht sorgen, denn Du weißt,
was Du ins Leben treten heißt.
Ich will nur tun nach dem Befehl.
Wenn ich mich wider Willen quäl,
leg Deine Arme, Herr, um mich
und lenke meinen Blick auf Dich.
Nimm dann die schweren Hände mein
in Deine treue Obhut ein.

Variante

Ich will nicht sorgen, denn Du weißt,
was Du ins Leben treten heißt,
ich will nur tun nach dem Befehl.
Wenn ich mich wider Willen quäl,
leg Deine Armen, Herr, um mich,
und kehre meinen Blick auf Dich.
Nimm dann die schweren Hände mein
in Deine treue Obhut ein.



Unio mystica

O, Heimat, endlich wieder!
Ich danke Dir!
Du hast zunichte gemacht
all meine bunten Häuser
und all mein Wollen.
Laß mich nun schweigen, schweigen in Dir.
O, endlich zu Hause bei Dir!

Variante

O Heimat, endlich, endlich wieder. –
Ich danke Dir.
Du hast zunichte gemacht
all meine bunten Häuser
und all mein Wollen.
Laß mich nun schweigen, schweigen in Dir –
o endlich zu Hause.



Das Allergewisseste
ist Gott.

Das Allergewisseste auch
sein scheinbar nur schweigendes Gegenüber,
– meine erhörten Gebete,
mein flackerndes Licht
ohne Erlöschen im Wesenlosen.
Und ahnend streife ich oft
die Selbstverständlichkeit,
aus der ich gekommen bin
in diesen Leib.

Variante

Das Allergewisseste
ist Gott,
und das Allergewisseste
Sein schweigendes Gegenüber,
deine erhörten Gebete,
dein flackerndes Licht
im Ungewissen.
Und träumend streifst du
die Selbstverständlichkeit,
aus der du gekommen bist
in diesen Leib.



Mit verbundenen Augen

Und gäbst Du mir alle Wünsche frei,
ich wüßte nicht, welches der rechte sei.
Mein Auge verhüllt, ich kann sie nicht sehn,
und fühle die Dinge doch neben mir stehn
und fühle und taste und kenne sie nicht
und merk durch die Binde das kommende Licht.
Dann rauscht mir mein Herz, und ich gehe voran
und lange so sicher, so sicher dort an.
Ich will nicht mehr wünschen, kein Ding und kein Gut.
Ich will Dir vertrauen mit klopfendem Blut.
Verlangen ist nichts,
Ergebung so groß. –
Gott, mache mich heiter,
Gott, schlage mich los!

Variante

Und gäbst Du mir alle Wünsche frei,
ich wüßte nicht, welches der rechte sei.
Mein Auge verhüllt, ich kann sie nicht sehn
und fühle die Dinge doch neben mir stehn
und fühle und taste und kenne sie nicht
und merk durch die Binde das kommende Licht.
Dann rauscht mir mein Herz, und ich gehe voran,
und lange so sicher, so sicher dort an.
Ich will nicht mehr wünschen, kein Ding und kein Gut,
ich will Dir vertrauen mit klopfendem Blut.



Verlangen ist nichts,
Ergeben so groß,
Gott, mache mich heiter,
Gott, schlage mich los!



Vor einer Kerze

All meine Wünsche schweigen stille
vor Deinem Angesicht.
In Dir beruhigt sich mein Wille
und quält mich weiter nicht.
Jetzt nicht mehr fürchten, nur noch hoffen,
Du weißt schon, wie es geht.
Ein Stück des Himmels ist mir offen,
wo diese Kerze steht.
Ich will vor Deinen Augen beten,
von allem andren leer, –
dann wieder in die Arbeit treten
und fürchte mich nicht mehr.

Variante

All meine Wünsche schweigen stille
vor Deinem Angesicht,
in Dir beruhigt sich mein Wille
und quält mich weiter nicht.
Jetzt nicht mehr fürchten, nur noch hoffen,
Du weißt schon, wie es geht.
Ein Stückchen ist der Himmel offen,
wo diese Kerze steht.
Ich will vor Deinen Augen beten,
von allem andren leer,
dann wieder in die Arbeit treten
und fürchte mich nicht mehr.



Advent

Ich zünde Dir die Kerzen an,
die gelben, steilen Flammen,
im grünen Kranz beisammen.

Ich liebe Dich, ich bin allein,
und alle stille Not ist Dein,
und alles steht in Deiner Hand,
mein stilles Herz Dir zugewandt.

Ich liebe Dich, ich bin allein
und staune in den Flammenschein
und fühle in dem kleinen Licht
die Flamme, die ins Leben bricht,
die Flamme überm grünen Kranz
und eines stillen Herzens Glanz.

Variante

Ich zünde Dir die Kerzen an,
die roten, hellen Flammen,
im grünen Kranz beisammen.

ich liebe Dich, ich bin allein,
und alle stille Not ist Dein,
und alles steht in Deiner Hand,
mein stilles Herz Dir zugewandt.

Ich liebe Dich, ich bin allein
und staune in den Flammenschein
und spüre in dem kleinen Licht
die Flamme, die ins Leben bricht,
die Flamme überm grünen Kranz
und eines stillen Herzens Glanz.



Weihnachtsgebet

Komm wieder zu mir und bleibe mein,
so will ich ganz gelassen sein.
Ich zünde Dir die Kerzen an,
wie in der Kindheit ich getan,
in der glücklichen, leichten Zeit.
Vergessen will ich mein Leid.
Nun kann ich wieder zur Krippe gehn
und unter leuchtenden Tannen stehn
und in der Kinder Augen sehn.

Komm wieder zu mir, und sieh nicht an,
daß ich nicht bei Dir bleiben kann.
Ich schwinge in die Welt hinaus,
doch einmal im Jahre find ich nach Haus,
find ich nach Hause zu Dir.
Gib Deine Hände mir,
gib Deinen Trank zur Weihnachtszeit,
gib Brot, gebrochen aus Deinem Leid,
und eine stille Geborgenheit.

Variante

Komm wieder zu mir, und bleibe mein,
so will ich ganz gelassen sein.
Ich zünde dann die Kerzen an,
wie in der Kindheit ich getan,
in der glücklichen, leichten Zeit.
Vergessen will ich mein Leid.
Nun kann ich wieder zur Krippe gehen
und unter duftenden Tannen stehn
und in der Kinder Augen sehn.



Komm wieder zu mir, und sieh mich an,
daß ich nicht bei Dir bleiben kann.
Ich schwinge in den Raum hinaus,
doch einmal im Jahre find ich nach Haus,
find ich nach Hause zu Dir.
Gib Deine Hände mir,
gib Deinen Trank zur Weihnachtszeit,
gib Brot, gebrochen aus Deinem Leid,
und eine stille Geborgenheit.



Meine Seele hatte sich heut
über viele Dinge ergossen
und ist in gefalteten Händen
wieder zusammengeflossen.

Meine Seele sitzt jetzt still,
wo sich Hand mit Hand berührt,
wo der geöffnete Weg
zu Dir hinüber führt.

Von meinen Händen glänzt
das letzte Abendlicht.
In meinen Augen malt
sich Gottes Angesicht.



Abendgebet

Es sinken die Flammen der Glut,
es sinken die Kräfte im Blut,
es kühlt sich der Raum,
es drängt sich die Nacht,
des Tages Arbeit ist recht und vollbracht.

Ich dank Dir für Flamme und Glut,
für den freudigen, tätigen Mut,
– auch für die Mühen, mir immer bereit,
und abendlich wohlige Müdigkeit.

Gib neue Kräfte der Ruh,
lenkt die Erde dem Morgen zu,
dem Tage sein Gleichmaß, – und meiner Pflicht
vom Traum noch ein heimlich beschwingendes Licht.

Variante

Es sinken die Flammen der Glut,
es sinken die Kräfte im Blut,
es kühlt sich der Raum,
es drängt sich die Nacht,
des Tages Arbeit ist recht und vollbracht.

Ich dank Dir für Flamme und Glut,
für den strahlenden, tätigen Mut,
auch für die Sorgen, mir immer bereit,
und die abendlich wohlige Müdigkeit.

Gib neue Kräfte der Ruh,
lenk die Erde dem Morgen zu.
Dem Tage sein Gleichmaß, – und meiner Pflicht
vom Traum noch ein heimlich beschwingendes Licht.



Gebet

Wenn ich schlafe, seh ich Dich,
wenn ich wache in der Stille,
immer, immer fühl ich mich
Dir verbunden. All mein Wille
ruht vor Deinen Augen aus.
Dann erbebt um mich die Stunde.
Ist mein Herz doch tief im Grunde
immer nur bei Dir zu Haus.
Mag ich's sagen oder nicht,
will mein Zweifeln auch und Denken
mich aus Deiner Nähe lenken,
blüh ich doch an Deinem Licht.
Nur in meinen dunklen Stunden
bleibt der Himmel tot und leer.
Wenn Dein Ruf mich nicht gefunden,
fand ich selbst mich auch nicht mehr.

Variante

Wenn ich schlafe, seh ich Dich,
wo ich wache in der Stille,
immer, immer fühl ich mich
Dir verbunden. All mein Wille
Ruht vor Deinen Augen aus. –
Dann erbebt um mich die Stunde.
Ist mein Herz doch tief im Grunde
immer nur bei Dir zu Haus.
Mag ich's sagen oder nicht,
will mein Brausen auch und Glühen
fort von Dir sich ringend mühen,



blüh ich doch an Deinem Licht.
Nur in meinen kranken Stunden
bleibt der Himmel tot und leer.
Wenn ich selbst Dich nicht gefunden,
fand Dein Ruf mich auch nicht mehr.



Morgengebet

Der Morgen kommt, ich bin bereit.

Du Herr, gib heute mir Geleit.

Du Herr, gib Beistand allerwärts
gegen mein eigenes sorgendes Herz.

Du Herr gib Ruhe, Herr, gib Kraft,
daß mein Herze auch will, meine Hand auch schafft.

Du Herr, Du Herr, ich bin ruhig und still,
wenn Deine Rechte mir helfen will.

Variante

Der Morgen kommt, ich bin bereit,

Du Herr, gib heut mir das Geleit,

Du Herr, gib Beistand allerwärts
gegen mein eigenes klopfendes Herz.

Du Herr, gib Ruhe, Herr gib Kraft,
daß mein Kopf auch will, meine Hand auch schafft.

Du Herr, Du Herr, ich bin ruhig und still,
wenn Deine Rechte mir helfen will.



Gebet

Gott Vater, Du hast die Welt gemacht,
hast die Sonne am roten Morgen erdacht.
Noch ehe ihr Licht auf die Felder rann,
sah sie Dein schaffendes Auge und sann.
Und der Wind, der Erde und Wolken belebt,
hat aus Deinen Adern zum Himmel gestrebt.

Gott Vater, Du weißt,
wie schaffende Kraft in den Adern kreist.

Gott Sohn, erhängt im Verlassensein,
alle Schmerzen der Welt sind Dein.
Du wolltest am glühenden Himmel nicht
den Stuhl, dir gestellt ins ewige Licht.
Deine Jünger schlafen und reden im Traum.
Du umklammerst das Kreuz im borkigen Baum,
siehst Judas in jedem Schatten der Nacht.

Des Todes Auge, in Dir erwacht. –
Sohn Gottes, Du weißt,
wie Verlassenheit den Menschen zerreißt.

Du alles belebende, schaffende Kraft.
Du Geist, der das Trostwort, den Frieden erschafft,
belebe der Erde starres Gesicht,
daß sie weine und singe in Schatten und Licht.

Wir stürzen uns in Deine brennende Flut:
Liebe, Verkündigung, Schaffensglut.

Gott Heiliger Geist, Du gibst,
wir geben uns hin und glauben.

Du liebst.



Variante

Gott Vater, Du hast die Welt gemacht
hast die Sonne am roten Morgen erdacht.
Noch ehe ihr Licht auf die Felder rann,
sah sie Dein schaffendes Auge und sann.
Und der Wind, der Erde und Wolken belebt,
hat aus Deinen Adern zum Himmel gestrebt.

Gott Vater, Du weißt,
wie stürmische Kraft in den Adern reißt.

Gott Sohn, geopferter Heiland mein,
alle Schmerzen der Welt sind Dein.
Du wolltest am glühenden Himmel nicht
den Stuhl, Dir gestellt ins Sonnenlicht.
Deine Jünger schlafen und reden im Traum,
Du umklammerst den starren, borkigen Baum,
siehst Judas in jedem Schatten der Nacht,
des Todes Auge, in Dir erwacht, –

Gott Sohn, Du weißt,
wie Verlorenheit das Herz zerreißt.

Du alles beseelende, werdende Kraft,
Du Geist, der das Trostwort, den Frieden schafft,
belebe der Erde starres Gesicht,
daß sie weine und singe in Schatten und Licht.
Wir stürzen uns in die schäumende Flut:
Liebe, Verkündigung, Schaffensglut.
Herr Gott, Du gibst.
Wir geben uns hin und glauben. Du liebst.



Ich liebe dich, Welt meiner Augen.
Ich liebe den schlanken Stamm einer Kerze.
Ich liebe der Blume Entfalten.
Ich liebe dich, volle Musik.
Ich liebe dich, Schwung meiner Seele.
Ich liebe dich, Stille,
dich, Schweigen durch lange Zeit.
Ich liebe dich, Singen,
Singen, auf einmal entstanden.
– Woher? – Ja, woher?
Träne aus dunklem Gemüt.

Liebe der Liebe,
ich liebe Dich, Gott,
Du, – Singen aus dunkeltem Raum.

Variante

Ich liebe dich, schöne Erde,
ich liebe Dich, volle Musik,
ich liebe den schlanken Stamm einer Kerze,
ich liebe der Blume Entfalten,
ich liebe dich, Lied meiner Seele,
ich liebe dich, Stille,
dich Schweigen, Schweigen durch lange Zeit,
ich liebe dich, Singen,
Singen, plötzlich getrieben,
Singen, auf einmal entstanden,
woher?
Ja, woher! –
Ich liebe dich, liebe,



Träne aus dunklem Gemüt.
Ich liebe Dich, Gott,
ich neige mich, Gott,
ich bete zu Dir.
Ich liebe dich, Träne,
ich liebe dich, Singen,
ich liebe Dich, Gott,
Singen aus dunkelstem Raum.



Schwer waren die Stunden,
mein Herz schlug nun bang.
Da lag ich vor Dir
und flehte und rang
und wollte im steten und schmerzlichen Ringen
Dein Amen zu meinen Gedanken erzwingen.

Es blieben die Sorgen,
die mich beschwert,
für die Deinen Schutz
ich so dringend begehrt.
Sie warfen mich nieder, da Du mich verlassen.
Ich aber – ich konnte Deine Härte nicht fassen.

Das alles war damals. –
Heut wend ich den Blick
zu jenem Verlangen
noch einmal zurück.
Da seh ich den reichen, den göttlichen Segen,
der dennoch auf meinen Gebeten gelegen.



Herr, wenn der Kampf beginnt,
den Du mir aufgegeben,
und schickst Du nun Dein Kind
allein hinaus ins Leben,
so gib mir Kraft und Mut,
und laß mich nicht verzagen.
Nimm mich in Deine Hut,
so will ich's tapfer wagen.



Oh, durchdringe mich ganz!
Daß alles, mein Fühlen und Denken,
mein Reden und Handeln
aus Dir nur gescheh!

Daß ich allzeit bewußt
Dein Dasein im Herzen verspüre,
das kleinste der Dinge
aus Deiner Kraft tu.



Herr, laß das Feuer nicht erkalten,
das Du in mir entfacht!
Du wolltest mich in dem erhalten,
was Deine Hand aus mir gemacht.
Ich bitte Dich, – ein geringes Wesen
im groß gefügten All!
Doch hast Du, Schöpfer, mich erlesen,
zu Deiner Nähe Widerhall.
Weil aus den unbekanntten Gründen
mir ständig Deine Stimme steigt,
kann ich nicht Ruhe vor Dir finden,
wenn meine Zunge dennoch schweigt.
Dich bitt ich, erhalt zum Sterben,
zum Singen mir den Mut.
Sonst hättest Du umsonst gegeben,
und ich erstick in Deiner Flut.



Gebet

Vater, ich danke Dir,
daß ich Dein Wort ersehen.
Deinen Befehl ergehen.

Vater, ich bitte Dich,
laß Du mein Werk gelingen,
der Du beauftragt mich,
schenke mir das Vollbringen!



Das beste, was Gott dir geben kann:
Eine sanfte Hand
und ein verständiges Herz.



Krisen



Gebet

Früher, als der Tod an meine Tür trat,
schien er mir groß
wie ein Abenteuer.
Ich war bereit,
den Sprung zu tun
über die Schwelle
zu Dir, – in ein besseres Land,
vor Deinen Thron zu wandern, o Gott!
Engelhöre hörte ich
und wünschte mir ein Jerusalem
ewiger Unermüdbarkeit,
ewigen Rausches im Licht.
– Nun brauche ich Kraft zum Leben.
Ich verberge mein Ohr, wenn Du rufst,
und leb' mich zu Tode
und liebe am Leben,
was ich nicht lieben sollte,
und lieb mich zu Tode
und nehme vielleicht
die Sünde mit,
die Du nicht verzeihst.

Variante

Früher, als der Tod an meine Tür trat,
schien er mir groß
wie ein Abenteuer.
Ich war bereit,
den Sprung zu tun
über die Schwelle –



zu Dir – in ein weites Land –
vor Deinen Thron zu wandern,
o Gott.

Engelhöre hörte ich
und wünschte mir ein Jerusalem
ewiger Unermüdbarkeit,
ewigen Rausches im Licht.

Heute brauche ich Kraft zum Leben.
Ich verberge mein Haupt, wenn Du rufst.
Und leb' mich zu Tode
und liebe am Leben,
was ich nicht lieben sollte,
und lieb' mich zu Tode
und nehme vielleicht die Sünde mit,
die Du nicht verzeihst.

Gebet

Weißt Du noch jene Morgenstunde?

Ich war jung.

Ich stand auf der Höhe der Berge.

Die Sonne malte den Himmel,

das Tal lag dunstig verhüllt,

und weithin blinkte der Fluß,

weit, weit. – In die Zukunft hinein.

Ich hatte Mut.

Ich wollte erleben.

– Ich bat Dich um Leiden.

Du gabst.

Du gabest mir Jahre um Jahr,

bis alles zerbrochen schien.

Ich stand an der Pforte mit Angst

und konnte nicht sterben.

Ich schleppte die Füße mit Not

und konnte nicht leben.

Du gabst.

Und wieder blühte der Himmel,

und alles, alles ist mein:

Verzweiflung, Leben und Tod,

Versagen und Auferstehn

und Glückesvergänglichkeit.

Wissen um menschliches Leiden,

Wissen um uns und um Dich.

Das alles ist nun mein.



Variante

Weiß Du noch jene Stunde,
ich war jung,
ich stand auf der Höhe.

Die Sonne malte den Himmel,
Vorabend und bald darauf Krieg.

Das Tal war dunstig verhüllt,
und weithin blinkte der Strom,
weit, weit. – In die Zukunft hinein.

Ich bat Dich um Leiden,

Du gabst,

Du gabest mir Jahr um Jahr,
bis alles zerbrochen schien,
ich stand an der Pforte mit Angst
und konnte nicht sterben,
ich schleppte die Füße mit Not
und konnte nicht leben.

Du gabst.

Und wieder blühte der Himmel,
und alles, alles ist mein,
Verzweiflung, Sterben und Glück
und Liebesvergänglichkeit
und Leben, voll bis zum Rand,
und alles, alles ist mein.



Manchmal denke ich,
daß ich mir gewünscht habe, in diese Welt zu kommen,
so, wie sie jetzt ist,
daß ein Gespräch mit Dir stattgefunden hat,
ehe die Uhr gestellt wurde für meine neue Stunde.
Alles ist nur ein Augenblick
in der Andersartigkeit,
von der ich im Grunde
so selbstverständlich weiß.
Ich habe es damals nicht glauben wollen,
daß ich so enttäuscht zurückkehren werde
aus diesem Experiment.
Das Alleinsein wollte ich erfahren,
dessen ich ungewohnt war,
und Stunden des Weltuntergangs
in fürchterlicher, körperlicher Angst
und das Verschleiertsein des Geschehens
hinter der Bühne,
die Götterlosigkeit der Täuschung,
das Nicht-mehr-Sehenkönnen.
Wie komme ich zu Dir zurück!
Ob ich noch einmal gehen möchte nach Jahren?
Zu erfahren, was daraus geworden ist?
Fast glaube ich es. –
Ob ich verloren sein kann?
Werd ich ins Fegefeuer geraten, ohne es zu wissen?
Ob alles unwichtig scheint,
wenn ich Dir wieder gegenübersteh?
Wie ist es möglich,
daß Dein Klang in unsere Tage reicht



und wir fallen im nächsten Augenblick!
Was wird sein beim Erwachen
aus diesem Traum der Angst?



Zitrus, duftig aufgerafft,
sog ich mir zum Mahle,
schließlich kam der bittere Saft
aus der weißen Schale.



Frühe Erinnerung

Als ich des Morgens erwachte,
sah ich zum ersten Mal
das Licht aus den Rahmen der Fenster
und darin das dunkle Kreuz.

Meine Mutter war da,
schwarze Gestalt,
zwischen mir und dem Fensterkreuz.

Sie stand über meinem Bett,
ihr Haar, durchdrungen vom Licht.

„Bist du schon wach?
So früh?“

– Von diesem Augenblick an,
als ich das Fensterkreuz hinter ihr sah,
war meine Erinnerung wach
und blieb es für immer.



Frühe Erinnerung

Du nahmest mich aus dem Wagen
von braunem Korbgeflecht.
Auf einer kleinen Brücke,
das eiserne Geländer
war unter meinen Füßen,
so hieltest du mich fest.
Im Grunde sprach der Bach,
und weiße Punkte standen
am Wiesenrand.
„Marienblümchen“, sagtest du
und gabest sie mir in die Hand.
Ich riß ihre Blätter heraus,
zerrieb den gelblichen Kelch,
der Saft verklebte die Finger.
Dann kam es zum ersten Mal:
Kalt alle Glieder,
der Augen Tränen,
sie brannten rot,
und Jucken im Hals –
und Jucken und Jucken
an Füßen und Händen,
über den ganzen Leib,
ein Fieber schüttelte mich.
„Heuschnupfen“, sagte der Hausarzt.
Ihr hülltet mich in Decken.
– Die falsche Therapie.
Sie nahmen mir den Atem,
ich wand mich in der Not.



– Als ich zum ersten Male
den Sommer erleben sollte,
da stimmte er nicht.



Frühes Erinnern

Ich habe Laufen gelernt,
wie andere Leute erschossen werden,
mit dem Rücken gegen die Wand.
Vor mir ein Mann,
kauernd am Boden,
Arme, die auf mich zielten.
– Doch das begriff ich erst später. –
Ich lief da hinein,
es war eine Flucht nach vorn,
und fortan konnte ich laufen.



Morgen legt das Schiff an.
Deine alten Qualen steigen wieder an Land,
verhüllt in einen Schleier aus Sonnenlicht.
Und mit der Miene guter Hunde
trollen deine guten Geister ihren Weg,
schlagen die Ohren an
und ziehen den Schwanz
zwischen die Schenkel.
Sie gehen so langsam, als sei nichts,
und sind doch schon weg,
es kommt keiner mehr.
Und die verjüngten Qualen stehen am Kai,
voll angefüllt mit dem Lichte der Frühe,
und ihre metallenen Augen
beginnen zu strahlen wie Brand.



Ach, einmal mit dem Kahn
in den Himmel fahren,
zu den hellen Wolkengebirgen,
durch Licht wie schimmerndes Glas,
das sich am Ruder bricht.

Schweben über der leichten Wolke,
landen an ihrem Sonnensaum,
einsinken ins Gebirg,
ins weißeste Weiß.

O, ist mir der Himmel wohl,
und seidig und köstlich durchstrahlt
im Abendschein !

– Aber die andere Wolke, sie naht,
die schwarze, naß und verhangen.
Wie eine Klaue schließt sie mich ein,
– Eiseskälte, Tod !

Ach, meine Glücksfahrt
reicht nicht mehr bis an die Wolken.

Ich habe Nebel geschluckt
in allen den Jahren.

Mein Haupt ist schwer geworden
vom irdischen Dunst.

Nur noch – vielleicht –
ein heimliches Menschenglück,
in Träumen versteckt und leise.



Nächte sind Jahre des Schlafs
– voll Albtraum und Vergesslichkeit, –
die nicht mehr zum Klingen kamen
im Glück der Erwartung,
im Herbstrauch,
der über entleerten Feldern
wieder Geheimnis schafft.
Nur noch Zuendebringen.
Alle haben gewirkt,
ihr Glück zu versichern,
und jeder hat seine Lebenslüge gefunden.

Nächte sind Unabänderlichkeit,
die uns nicht wahr sein will.
Insgeheim fallen viele heraus,
und Wahrheit schüttelt sie
wie Fieberfrost.

– Und kreisen doch mit im Takt mechanischer Gestirne.
Wie eine Narkose bei Operationen:
Es geschieht dir, du leidest
und bist nicht dabei,
und immer wieder
wirft es dein Haupt in die Messer,
und du kannst und kannst dich nicht wehren.



Ein Blatt Papier,
und du fühlst,
es müßte darauf etwas stehen,
aber was?

Was willst du denn schreiben,
wenn du immer wieder vergißt,
vergißt, weil es Fülle war,
nein, nicht Fülle, Fülle nicht, –
nein, Chaos!

War da ein Weg?

Jedenfalls war das Dunkel in deinen Träumen
lichter als anderswo.

Menschen? – Zu viele
und keiner ganz.

Arbeiten? – Schreibend gestalten? –
Ach, Gestalten ist nicht mehr
in der Ordnung des Chaos.

Gebunden bist du an deinen Körper,
das weißt du.

Und wenn du dich lösen willst,
rächt er sich.

Du brauchst eine Hinterlist,
zum Zwecke zu gelangen
wider die Körperlichkeit.

– Und er hat herrlich mitgetan,
scheinbar herrlich,
er, dein Geist. –

Triebfeder er, vielleicht. –



Sieh einmal nach
in der Philosophie,
in Religionen,
von Platon bis Freud,
Kant und Karl Marx,
– Welch Durcheinander!
Und mitten darin ein Name,
der nicht hineingehört
und der dich doch bindet
wie mit Determination.
Christus, – dein Gott.
Und die Stimme im Inneren?
Und dein Gebet?
Und verheißene Kraft?
Hohngelächter des Rückfalls,
du nimmst dich viel zu ernst,
du Mensch.
Aber du schaffst doch
in diesem Strom
von Menschen und Sternen und Welten.
Du tust, deine Pflicht ist erfüllt.
Dazwischen
die lange Leere,
Zigarettenrauch,
Brandopfer der Sinnlosigkeit,
gesprochene Worte,
die du selber wieder vergißt.
Und Christus?
Eine Religion unter andrem?
Und Gott?
Er gibt dir, ja,
aber nichts Gewisses.
Kann man sprechen mit einem,



der nicht ist?
Man sagt dir, du kannst,
mit deinem Überich.
– Die Müdigkeit
der alten Gebetsmechanismen,
die ihren Zweck verfehlen.
Und wenn der Sinn dir aufscheint
in dem, was du tust,
– und du hast getan –
dann ist doch dahinter
wieder ein Nichts.
Trotzdem Sichfallenlassen
in Dich, in Dich hinein,
o mein Gott!

Ich möchte wiederkehren in diese Welt
nach tausend Jahren,
zu sehen, was geworden ist.
Möchte ich wirklich?
Und die Kriege – noch einmal?
Ich habe Angst,
Grauen vor Wunden
und Schmerzen
und Blut
und Angst vor der Angst,
wenn keine Luft mehr da ist
zum Atmen.
– Aber es geht doch vorbei.
Wenn meine Seele ewig ist,
geht es vorbei
und bleibt ewig.
Ich möchte doch ewig sein,
Dir näherzukommen, Gott,
– ein fast schon nicht mehr



erhofftes Wunder
in Ewigkeit.
– Du nimmst dich selber zu wichtig,
du Mensch. –
Aber daß es in dieser Handbreit liegen soll,
nur in dieser Spanne
verwirrter Zeit. –
Ich bin nicht angelegt, das zu glauben.
Ist doch dies alles,
– die Welt –
in meinen Augen,
in jedem Staub meines Ichs.
Ich bin nicht ohne Hoffnung,
nicht ohne Dich, – jenseits von Raum und Zeit.
Und wenn ich finde aus Raum und Zeit,
komme ich irgendwo an.
Denn was ist Ich,
was ist Welt,
was ist wichtig?
Nur wer Du bist, Gott,
wage ich nicht zu fragen.
Aber daß Du bist,
ist in uns gegeben
wie jede andere
Information a priori
– und doch ganz anders.
Ich bin nicht ohne Hoffnung,
– nicht ohne Dich,
der in mir spricht.



Gebet

Mit meiner ganzen Fracht
komme ich zu Dir:
Die Menschen, die ich nicht sah,
die Möglichkeiten, die ich nicht griff,
das mühsame Wühlen
im unvollendeten Dasein.

Ewigkeitshoffnung?
– Hinter die Schleier zu sehen
des Zuggedachten,
aus dem mir nichts wurde!
Gib mir noch einmal Leben,
gib mir Zuendebringen
in einer anderen Welt!



Ätna

Der Ätna hüllt sich in Wolken,
unwirklich schimmernde Linie,
wie eine Fatamorgana
steht er auf blauem Grund,
blau und weiß.

Wenn man den Krater fände, der noch lebt!
Es zieht mich hinauf.
Aber ich habe Angst.
Ich will nicht mehr.
Hörst du, Berg, der die Erde deckt:
Ich will nicht!

Ich möchte ruhig schlafen an deiner Flanke
in der hellen Stadt auf dem Berge. –
Doch wenn des Nachts der Sturm tobt
und die See sich bäumt,
dann zittert mein Herz.
Der Berg schläft nicht, er lauert auf mich,
o Gott! –

Über dem Meer
steht ein Regenbogen,
verschwommen und leicht,
kaum zu sehen:
„Ich habe dich bei deinem Namen gerufen,
du bist mein.“

Wer diese Gärten nicht kennt
um den alten Klosterhof,
wer diesen Duft nicht getrunken,
die Formen der Vasen gestreichelt
mit seinen leuchtenden Augen,



wer unter der Blüten Schwere
das Meer nicht gesehn,
das grüne, rote, goldene. –
Ich atme Poseidons Geruch,
o Gott, – der Garten Eden!
Wenn nur der Ätna nicht speit,
der riesige, eisige, schlafende Berg!
Ich habe getötet, – mich selbst,
ich habe getötet in meiner Seele,
ich wollte nicht mehr leiden.
Aber der Ätna schläft nicht,
irgendwo,
oben,
wo die Wolken sein Haupt aufnehmen in den Himmel,
spricht er mit Dir, –
Gott, zu dem alle Flamme schlägt.
Ich liebe Dich.
Ich will warten, will mich hinhalten der Welt,
– Garten des Seins.
Du kannst wecken.
Tote stehen auf im Garten Eden.
Ich konnte nicht mehr leiden.
Heile Du im Schlafe,
im Tode.
Es gibt eine Auferstehung.
Und wenn die Flamme aufbricht
aus dem toten Berg,
– Herr, wie Du willst.



In Krankheit

Wenn Du mir auch dieses wieder versagen würdest:
Vorwärts zu kommen und meinen Ruf zu retten!
Wenn Du mich wieder und wieder mit Krankheit schlägest!
Kein Glück, keine Liebe, groß erdachte, halb vollendete Arbeit,
leere Stunden, durchquält auf einem Bett,
und brennendes, brennendes Wollen
und so viel verschollene Liebe.
Kranksein und nicht müde, voller Plan
– und nicht können!
Herr Gott, nur das nicht noch einmal!
Nicht noch einmal dicht vor das Ziel und zurück!
Im Grunde hast Du mir alles versagt:
Liebe und Glück und Erfüllung im Tun,
– und immer wieder zurück.
Wäre ich innerlich tot!



Todesnähe

Furchtbar, wenn es mitten im Leben geschieht!
Man müßte doch fertig sein, ehe der Tod kommt.
Man kann doch nicht einfach verlassen,
was man begonnen hat.
Das ist so gegen allen Sinn.
Ruft mich Gott?
Oder ein anderer,
ein Teufel, der mich haben will,
oder ein Mensch, der mich hier nicht mehr sehen mag?
Ach, wer ist schuld,
wer tut mir dieses Unrecht!
Wird Gott mich retten,
wird er mich halten,
wenn ich nicht mehr kann?
Wer kämpft um mich im Dunklen,
um die Beute, die sich nicht wehrt?
Herr Gott, im Heiligen Mahl
soll mich verbinden Dein Brot
mit dem ewigen Reich.
Herr über mein Verzweifeln,
nimm mich auf,
gegen mich selber
sei stark!

Variante

Furchtbar, wenn es mitten im Leben geschieht.
Man müßte fertig sein, ehe der Tod kommt.
Man kann doch nicht einfach verlassen,
was man begonnen hat.



Das ist so gegen allen Sinn.
Ruft mich Gott?
Oder will ein anderer,
daß ich nicht mehr lebe,
diesseits und jenseits,
einer, der mich haben will,
einer, der mich nicht mehr sehen kann?
Wer ist schuld,
ach, wer tut mir dieses Unrecht!
Wird Gott mich retten,
wird er mich halten,
wenn ich es nicht mehr kann?
Wer kämpft um mich im Dunkel,
um die Beute, die sich nicht wehrt?
Herr Gott, im Heiligen Mahl
soll mich verbinden Dein Brot
mit dem ewigen Reich.
Nimm mich auf,
gegen mich selbst
sei stark!



Traumprotokoll

Es war ein furchtbarer Traum. –

Ich lag in einer Hotelhalle,
die aber zugleich
das frühere Zimmer

meiner verstorbenen Großeltern war,
richtig in Kissen und krank.

Mit einer Reisegesellschaft
befand ich mich in Athen,
und alle meine Kollegen
standen auch dabei.

Der Strom des Kommens und Gehens
flutete ständig vorüber,
im Hintergrund hatten Gäste
an Tischen Platz genommen
und speisten lärmend zu Abend.

Es war mir so furchtbar peinlich,
und ich schämte mich so
und fand doch nicht die Kraft,
mich zu erheben.

Einmal kam der Portier
und fragte schonend-freundlich,
ob ich vielleicht doch lieber
hinauf wollte in mein Zimmer.

Aber das war
ein rechteckig-langes,
hohes und schmales Loch unterm Dach,
dunkel und weiß gekälkt,
mit Schatten in den Ecken.
Da wollte ich nicht hin.



Und wieder schämte ich mich,
doch alle die Leute
schiene mich nicht zu beachten.
Zuweilen nur eine kleine,
teilnahmslos-hastige Frage
nach meinem Befinden.
Aber es ging zum Glück
niemandem richtig auf,
wie leicht mich mein Bett nur bedeckte.

– Mir schmerzte der Kopf,
so daß ich mich winden mußte
und keine Entschlußkraft aufbrachte,
ins nahe Erwachen zu fliehn.

Vor einem Fenster,
mir gegenüber,
stand die Akropolis,
ein hoher Berg mit dem weißen Tempel.
Zuerst war es der Parthenon,
wurde jedoch sehr bald
der reizende Nike-Tempel
im fröhlichen Abendlicht,
das seine Säulen färbte
mit rötlichem Glanz
und unter den zierlichen Hörnern
gewundener Kapitelle
in zarte Schatten verlief,
in duftig umschleierte Nacht.

Und das alles sah ich
jenseits der Fenster.
Ich war in Athen,
wohin ich mein ganzes Leben
mit Sehnsucht getrachtet.
– Und nun bin ich krank,



den Blicken preisgegeben,
und kann nicht mehr dort hin
und kann nicht mehr ergreifen
und kann nicht mehr stehen
unter den Säulen des Glücks.



Traumprotokoll: Todestraum am Mittelmeer

Träume leben in Gassen,
durch die wir gehen müssen.

Bröckelndes Gestein
der Fundamente,
verblichene Fenster,
schief in Fassaden hängend,
unbeweglichen Blicks.

Giebelgesichter,
Häuser ohne Eingangstor.

Und ein Markt,
aber keine Menschen,
nur Sonne
im schattenlosen Gelb.

Tränen sind Tau in der Mittagsglut.

Deiner Augen plötzlicher Strom
wirft den Karst deiner Züge
in der Bewegung Orkan.

Schatten und graue Zerklüftung,
sie reißen auf

in einem trostlosen Gesicht.

Du weinst um dieses Dorf.

– Ein Pfad führt hinab zum Meer.

Nun laß das zerstörte Dorf!

Agaven, verstaubt,
hängen im Gestein, –
und es windet sich der Steg
und wird zur Stufe,
gefährlich eng.



Unten am Strand winken Menschen,
stehen ferne im Licht.
Der Horizont
verschwimmt über Meer.
Und Tod heißt die lösende Flut,
die dich umspülen wird,
der du dich hingeben mußt,
wie alle es taten
und tun und sich hingeben müssen.
Es ist so einfach,
der Pfad führt dich hinab.
– Da brechen die Stufen! –
Ich sehe genau,
wie sich Ziegel um Ziegel bewegt.
Von unten her
löst lautlos sich
der steinerne Untergrund.
Dann bricht es polternd hinab,
und die im Lichte da unten
verstehen nichts.
Aber die Agave,
noch vermagst du zu greifen
den dunkelen Schaft.
Neben dir bricht es dahin,
ein Kliff hängt nun über dem Meer,
das Dorf ist zerfallen schon.
– Du hängst am dürrenden Stamm der Agave.
Der Arme Kraft,
sie droht dir zu brechen im Krampf.
Aber du hältst dich,
hoch zwischen dem glänzenden Meer,
der kühlenden Todesflut,
und dem lange gestorbenen Dorf.



- Im Zeitlosen hängst du nun da,
- hängst du nun da und erwachst.



Nun weiß ich nicht mehr, wozu.
Das Beste ist niemals das, was ich tu.
Das Beste ist immer, was ich nur will,
was ich singe und träum und verberge still.
Ach, ärmlicher Zufall, was ich geschafft,
neben der sinnlos vergeudeten Kraft.



Verzweiflung

Ich kann nicht mehr.
Verstummt sind alle Lieder.
Den Himmel meint ich kühnlich zu ersteigen,
die Sonne, glaubt ich, müsst' sich zu mir neigen.
Nun geht sie rot und fern im Westen nieder.
Ich steh im Dunkel, und mein Herz ist leer.
Ich kann nicht mehr.

Variante

Ich kann nicht mehr!
Verstummt sind meine Lieder.
Den Himmel glaubt ich kühnlich zu ersteigen,
die Sonne glaubt ich, müsst sich zu mir neigen,
nun geht sie rot und fern im Westen nieder.
Ich steh im Dunklen, und mein Herz ist leer,
und nimmer, nimmer kehrt das Leuchten wieder.
Ich kann nicht mehr.



Gebet

Im Grunde bin ich mit Dir allein.
Aber ich mag es nicht länger sein.
Ich will nicht immer daneben stehn,
wenn die Schmetterlinge zur Blume gehn.
– Und kann doch immer nicht anders sein:
Im Grunde bin ich mit Dir allein.



Bei geschlossenen Augen

Dann erhalten die Dinge einen Rand von Licht.
Es sinken mir die Sinne zurück ins Angesicht,
zugleich geweitet, beschlossen zu sein,
fällt mir mein Leben in Schatten ein.
O Gott, aus meiner Welt vergessen,
Leid hab ich übergenuß besessen.
Mein Leid war nicht Dein, ich verlor aus dem Blick.
– Ratlos und trüb kehrt die Welt mir zurück.

Variante

Dann erhalten die Dinge einen Rand von Licht.
Es sinken dir die Sinne zurück ins Angesicht,
zugleich geweitet, beschlossen zu sein,
fällt dir dein Leben in Schatten ein.
O Gott, aus meiner Welt vergessen,
Leid hab ich übergenuß besessen.
Mein Leid war nicht Dein, ich verlor aus dem Blick.
– Ratlos und trüb kehrt die Welt mir zurück.



Traumprotokoll

Und alle reden, ich träume nur noch.

Dann falle ich plötzlich heraus
aus dem Drang der Straßen,
stehe nun abseits, höre von ferne
das Rauschen der Wagen
und ratternde Apparate,
das Kratzen der Schreibfedern
auf dem Papier.

– Ich fühle, wie ihr vorwärts stoßt,
vorwärts stoßt in die Weite des Raums.

Nun seid ihr schon weit,
weit weg.

Und ich stehe immer noch.

In meinen Ohren singt mir das Blut.

Ich bin wie im Traume gelähmt,
– möchte mich legen,
– und schlafen.

Aber mein Haus wurde kalt.

Es ist so beschwerlich,
den Ofen zu schüren,
es ist so beschwerlich zu essen.

Es ist so beschwerlich,
sich zu erheben und heim zu gehn.

Ich weiß, ihr tut mich unterdessen ab
in euren andeutenden Worten.

Ihr habt etwas geschaffen.

Eure Müdigkeit
wird morgen in Frische auferstehn.



In mir ist Schwere,
bittere, bittere Körperlichkeit.

Ich liege am Wege,
der längst verlassen ist.

Aber meine Stille
wurde mir aufgetan.
In meinen Ohren Rauschen.

Ich höre nicht mehr
das Schwirren der Federn
auf dem Papier,
den Schall der Maschine,
die lärmt.

In mir ist rauschende Stille, –
Totenstille der Welt.



Ausgebrannt

Erleuchte mich, Feuer, und wärme!
Sonne, komm, und gib meinem Herzen
Ruhe.

Gib leuchtende Bilder den Augen!
Berge und einen See und Weite der Luft.
Nimm doch den fallenden Blättern
ihre fahle Feuchte.

Rufe mich, Feuer, rufe!
Du vermagst zu rufen im Licht.
– Daß diese kläglichen Glocken
aus meinen Ohren gehen,
seit früh schon immer
das gleiche Lied
in meinem Kopf.

Sonne, mache mich wieder sicher
mit trockenem Boden
für feste, beständige Füße!

Ich sehe nur Schatten
unter den Augen der Menschen
und bleiche, bläuliche Lippen.

Gib meinen Augen Bilder,
leuchtende Bilder des Lichts!



Feuer, liebes Feuer,
warum brennst du nicht?
Feuer, liebes Feuer,
dunkel ist dein Licht.
Feuer, liebes Feuer,
was flackerst du?
Feuer, liebes Feuer, kommst du nicht zur Ruh?
Kommst du nicht zur heißen, sonnenhellen Glut?
Feuer, liebes Feuer, bist so rot wie Blut.



Der Schwimmer

Ich weiß nicht, ob ich es zwing.
Meine Kräfte sind nur gering,
und die Wellen bäumen sich groß,
so wirr und regellos.
Meine Stöße sind zu klein,
ich möchte schon morgen am anderen Ufer sein
und sehe immer, daß ich nicht kann,
bin müde und fürchte, ich komme niemals mehr an.



Nach Krankheit

Trüb ist Gefängnis, doch gnädig nach der Schlacht.

Was kümmert Natur dein Wunsch!

Sie will deines Herzens Schlag,
dein bißchen Kraft für dein Leben. –

Laß alles fort, – laß alles fort!

Jeder Schlag ein „Tu nicht!“

Was kümmert Natur

die flimmernde Weite über dem Fluß?

Du bist nicht zum Fluge gemacht.

Ruh, um zu leben, es war schon zuviel!

Dann blendet das Auge sich selbst.

Was richtest du aus

gegen den müden Sinn,

von Schlägen zerstört,

die lächerlich scheinen,

im Großen und Ganzen gesehn. –

– Aber das ist am schlimmsten:

Du fährst dahin jahrelang

in deinem Lebenswagen

und wartest aufs Ziel,

bereit zu ergreifen,

wenn sich die Frucht des Baumes über dich neigt.

Da kommt sie, – da!

Und deine Hand ist lahm.

Deine großen Augen sehen,

wie vorüberfährt,

was deinen Wagen gestreift.

Im Anschauen erfüllt,

genießest du stumm vor Glück,

vom Warten gelähmt.



– Und dann erschrickst du.
Aber der Zweig versinkt,
wiewohl er die Ernte dir trug,
hinter dem endlos fallenden Weg
der Straße unter dir.
Du fährst in zuckendem Schmerz,
– und vor dir kein Ziel.

Wie soll ich säen,
wo mir kein Same gegeben wird?
Ich weiß um Hiob,
um der Propheten klagendes Wort.
Aber nicht ich, nicht ich
vermag zu verkünden wie diese.
Warum hast Du mich so geschaffen?
Lasse doch wieder erstehen
das Glück des Baumes, der Wurzel hat!
Oder ist meine Stunde noch nicht gekommen?
Weiß denn der Baum um der Blüte Sinn?
Meint er zu sterben, wenn seine Früchte reifen?
Gib Herr, daß der Sturm nicht komme
über die mir gegebene Stunde der Frucht.



Rätsel

„Wenn du mich suchst, so bin ich da.“ –
Aber ich suche, ich suche ja.
Nie, mein Ziel, nie bist du da,
weil dich ein müdes Auge nicht sah.



Gott Vater, mir ist das Herz so schwer,
sieh, ich beherrsche mich gar nicht mehr,
will vieles tun, laß alles sein
und setze mich nieder und träume und wein.

O, mein Erlöser, ich hatte gedacht,
Du habest mich wieder stark gemacht,
und bin nicht besser als eh und je,
ob ich zu Deinem Tisch auch geh.

Mein Heiland, ich habe ein schwaches Herz,
verbrauch meine Kraft zu sinnlosem Schmerz,
o Gott, ich habe zu wenig Mut,
sonst würde am Ende noch alles gut.

Ach Vater, nun will ich nur noch tun,
nicht denken, nicht wünschen will ich nun.
Nimm Du mir, Herr, meine Tränen ab,
und schaff, daß ich endlich Frieden hab!

Variante

Lieber Gott, mir ist das Herz so schwer,
sieh, ich beherrsche mich gar nicht mehr,
will vieles tun, laß alles sein
und setze mich nieder und träume und wein.

O, lieber Gott, ich hatte gedacht,
Du habest mich wieder stark gemacht,
und bin nicht besser als eh und je,
ob ich zu Deinem Tisch auch geh.

Mein Vater, ich habe ein schwaches Herz,
verbrauch meine Kraft zu sinnlosem Schmerz,



o Gott, ich hab so wenig Mut,
sonst würde am Ende noch alles gut.

Ach Vater, nun will ich nur noch tun,
nicht denken, nicht wünschen will ich nun.

Nimm Du mir, Herr, meine Tränen ab,
und schaff, daß ich endlich Frieden hab!



Am Morgen

Bin ich noch da? Alles erreicht?
Die Glieder zu regen, ist ja so leicht,
was aber geschieht, geht vorbei.
Du weißt nicht, ob es noch sei.
Sieh nicht darauf!
Von selber schwemmt sich der Stunden Lauf,
von selber die Zeit.
Der nächste Untergang liegt schon bereit.
Im Traume lebstest du unheimlich fort
und littest an einem vergessenen Ort.
Es kommt dir nichts mehr,
die Krüge sind leer.



Gebet

Verlaß mich nicht in diesen trüben Stunden!
Ich glaubte meines Lebens Ziel gefunden,
dem Höchsten fühlte ich mich stolz verbunden.
Die Fähigkeit verließ mich und der Mut,
Gleichgültigkeit pulsiert in meinem Blut.
– Mein Dasein war zu sorglos, war zu gut.
Da musste der Visionen Licht vergehen
und in mir sterben, was ich schon gesehen.
Ich hab verdient, was meinem Herz geschehen.

Variante

Verlaß mich nicht in diesen trüben Stunden!
Ich glaubte meines Lebens Sinn gefunden.
Die Fähigkeit verließ mich und der Mut,
gleichgültig war mein ungestümes Blut.
Mein Schicksal schien zu sorglos, war zu gut,
da muß der Visionen Licht vergehen
und in mir sterben, was ich schon gesehen.
Ich hab verdient, was meinem Herz geschehen.



Das Höchste mußt du bieten,
ständig,
zu überwinden
das Niedrigste.

Wie kann man das, o Gott?

Es gibt Lasten, die wirft man seinem Weg voraus,
und schon sind alle Geister bereit,
sie weiterzuschleifen ans Ziel,
ehe du ankommst.

Es gibt Schiffe voll Fracht,
dein Eigentum,
ehe du sie verdienst,
– von selbst.

Und es gibt Lasten, die hebt kein Mensch,
und deine Kraft ist groß,
die sich gegen sie stemmt,
jahrelang.

Und es weiß kein Mensch,
und wenn deine Kraft nicht reicht,
bist du nichts gewesen. –



Gebet

Was soll ich denn tun?
– Führ Du mich.
Immer sehe ich erst nachher,
was Du gewollt hast.
Deine Stimme ist leise,
verstehen kann ich Dich kaum.
Was willst Du nun mit mir tun,
da Du gerufen hast?
Führ Du mich,
ich kann nicht.
Hernach werde ich erkennen,
was mit mir war. –

Variante

Was soll ich denn tun?
Führ Du mich.
Immer seh ich erst nachher,
was Du gewollt hast.
Deine Stimme ist leise,
verstehen kann ich Dich kaum.
Was willst Du nun mit mir tun,
da Du gerufen hast?
Führ Du mich,
ich kann nicht.
Nachher werde ich dann erkennen,
was mit mir war. –



Gebet

Ich habe zuviel nach innen gehört,
der Seele Klang und Kraft zerstört.
Mein ganzes verfahrenes Leben
sei Dir in die Hand gegeben.

Variante

Jeder sagt, wie wohl mir sei,
und Ängste hab ich doch dabei.
Habe zuviel nach innen gehört,
der Seele Klang und Kraft zerstört.
Mein ganzes verfahrenes Leben
sei Dir in die Hand gegeben.



Hilf mir, Gott! –
Daß ich werde, der ich sein sollte,
worum ich gebeten habe.

– Wir sehen nicht, wie sich die Dinge verketteten.
Sie gehen über den Grund des Vergessens.
Nur unser Körper bleibt es eben doch.
Und alles andere schöner Betrug?

Warum wunderst du dich denn, daß dein Herz sticht
und deine Glieder zittern?
Es ist dir doch etwas klar geworden:
Zurückgezwungene Angst, –
Labilität.
Aber noch mehr:
Sie dürfen nichts merken.
– Es schadet dir,
du hast Feinde.

Sich hindurchzufrieren
ist einzig möglich,
und heimlich verbrauchen, alleine,
was Hoffnung werden sollte.



Du bist müde, – du mußt schlafen,
schlafen können,
die Nacht ist hell.
Lichter schreien, Stimmen flackern,
Menschen reißen dich fort
im Strom der Straße,
du möchtest stehen und schauen
und mußt doch weiter.
Alle sind stärker als du,
lachen, leuchten, lodern, reißen dich fort,
und brennen aus wie du. –
Du möchtest ruhen, schauen
und hören, was schweigt –
zur Nacht.
Ein Stern, eine Welle,
Wolke und Mond
und die Luft über atmender Erde,
auch du, der Erde Atem,
Schreiten in einem hohen Raum.
Du möchtest schlafen,
geborgen in einer Hand,
die dir sagt ohne Wort:
„Fürchte dich nicht,
du bist mein.“



Befreit bist du zu neuer Last.
Du hast wieder aufgenommen
– bewußt – ,
was vorher niederzulegen,
du dich schwer entschlossen hast,
schwer – schwer.
Wie sinnlos scheinbar,
ein Nehmen und Wiederlassen,
verzehnte Kraft.



Traumprotokoll

Um schlafbedeckte Augen stand die Nacht,
und etwas lag weit hinterm Unbewußten.
Wie meine Hände ruhlos winden mußten
um einen Stab, aus Eichenholz gemacht!
War es ein Kreuz mir? Waren's Runenzeichen?
Ich sah vom Stab zwei andre Stäbe weichen,
und allen wirkte meine blasse Hand
– und bebte schon, und konnt nicht davon lassen
und mußte fort und fort zum Holze fassen, –
wie einem Totenkreuze das Gewand.
Ich will nicht mehr! Welch qualvolles Beginnen!
Wie eine Schwalbe strebt ich mir von hinnen
– und hing am Werk doch, das mir längst verhaßt.
Ach, wär ich nur ein rotes Blatt im Sturme,
hinaufgepeitscht zum regennassen Turme,
vom Siegeslied befreiter Luft erfaßt!
Dort oben wollt ich, zitternd im Vergehen,
doch endlich über jene Berge sehen.
So flocht' ich fort. – Es war ein harter Traum.
Da pfiß es heulend zwischen toten Wänden
und griff mir nach den Füßen, nach den Händen
aus unermeßlich dunkel kaltem Raum.
Ich lag in einen Berg von Eis gezwungen.
Und als mein Schrei sich endlich losgerungen,
sieh an, – da war das Kreuz mir wieder da.
Nun aber wollte ich. Und alle Kräfte
erneuten sich am endlosen Geschäfte,
und schlummernd fühlt ich das Erwachen nah.
– Dann sah ich, halb nur noch vom Schlaf gebunden,
mit Rosen meines Lebens Kreuz umwunden.



Traumprotokoll

Da kommt es. –
Schritte kündigen es an,
noch nicht zu sehen,
unabschätzbare Existenz.
– Aber schon Freundlichkeit
im Laut, der daherkommt
mit Annäherung.
Wärme, die du selber
nicht alleine machen kannst.
Und Träume endlosen Wegs
freuen sich wieder
und grünen auf.

Daß Träume wieder Farbe sein können!
Und dich berühren, ehe sie vergehen.
Du suchst und findest den Ort
deiner Vergangenheit und Zukunft,
findest, schließlich doch,
daß etwas sein muß und bleibt,
wo die Vergänglichkeit spricht.



Oase

Nun gehst du wieder in die Wüste ein,
deine Wüste heißt Angst
um morgen.

Und doch ist alles zu gewinnen,
wenn man eine Quelle gräbt,
die Leben schafft.

Sieh, wie die Palme wächst!
Aber du mußt graben,
graben nach Wasser
in glühender Erde!

Dann stehst du vor dem Brunnen, der quillt.

Berühre ihn nicht!
Du kannst ihn verschütten
mit einer Hand.

Dein Werk ist getan.
Nun fülle den Graben,
der trocken brennt
wie ausgeweinte Augen.

Fülle ihn wieder,
den Freudenquell,
und gib zu trinken
dem dürstenden Baum!

Die Palme wird wachsen.

Du aber ruhst unter den tanzenden Speeren im Blattwerk.

Du hast ein Land gefunden
mitten in Angst.



Nun will ich den Wunsch beiseite geben
und nur noch in meinem Dasein leben,
geh, starker Wille, ins Leben ein,
nicht Bild meiner selbst, nicht anders mehr sein,
nur da sein, gewachsen und sehend gemacht,
gehalten, geleitet, gestorben, erwacht,
geh, starkes Verlangen, ins Leben ein,
laß deinen Traum und bewahre dein Sein.





An einen Verstorbenen



Vorahnung

Ich träume oft, es blüht das Jahr
um unser Haus. Ein Traum wird wahr.

Auf jener Insel soll es sein.

Ein Garten senkt zum See sich ein.
Und tief im Schilf – ein kleiner Kahn,
dicht auf der Flut. Die Sonnenbahn
trägt unser Boot am Abend fort
auf blitzend helle Wasser dort.

Es schwingt so seltsam in uns an,
doch, was da schwankt, ist nur der Kahn.

Du aber hast den Kopf geneigt
zur Ferne. Und Gebirge steigt
vor unsren Augen, drüben – weit – .

In Gottes Hand liegt deine Zeit!

Du alterst nicht, Leid wurde Ruh,

Gott mißt dir meine Jahre zu.

Und was von außen stößt und schlägt,
ist nur die Welle, die uns trägt.

– Doch was mich innig schmerzen will,
sind deine Augen, die so still,
so unbewegt im Abend stehn
und übers Land nach Westen gehn.



Du standest im hellen Hause
an einem Sommertag,
mit Rosen in der Hand.
Es war so unheimlich still
und sauber um dich her.
Eine verdeckte Bahre
fuhr an dir vorbei.

Du hattest nicht begriffen:
„Aber es war doch –,
es sollte doch besser gehen. – „
Du liefest,
du wolltest nicht begreifen,
– vielleicht bis heute nicht.
Du warest wie im Traum.

Aber wenn draußen der Sturm tobt
und die Schloßen niederfahren
in den gepeinigten Wald,
dann weißt du plötzlich wieder
und möchtest es gnädig vergessen
im nächsten Augenblick.

Schließ deine Augen!
Lege dein Haupt in die Hände,
da geht dir wunderbar auf,
wunderbar und nah,
ein stilles Gesicht – und lebt.



An einen Toten

Lieber Freund, daß du mich tröstest
über den Tod hinaus,
daß du bei mir stehst des Nachts,
wenn ich nicht mehr kann.

Hast du denn keine Ruhe gefunden
über den Tod hinaus?

Wanderst du, wanderst,
bedarfst nicht des Schlafes wie wir?

Ich weiß nicht, ob ich noch gehen kann
jenseits des Grabs.

Trittst du als Bote,
als Schattenführer zu mir?

Ich dachte es damals nicht,
ich war wie betäubt,
und deine Bahre fuhr an mir vorbei.

Ich dachte es nicht,
daß sich erfüllen kann

– jenseits,

was hier nicht war.

Dreimal bist du mir erschienen,
dreimal Berührung der Hand.

Es ist genug, ich muß gehen.



An einen Toten

Mir graut, daß du mir zum Gespenst geworden bist,
groß deine Hand, die mich berührt in Träumen
und fortschmeicheln will
in eine Liebe über den Tod hinaus.

Und heute im Wachen:
Der Schriftzug deiner Hand,
geschrieben von einem lebendigen Menschen
an mich!

Als ich es sah, – seit ich es sah,
da weiß ich,
daß du mich haben willst.
Und es wird sein ohne Gott.
Ich liebe, was keine Ruhe hat
und was mich haben will.
– Ich könnte fallen,
in glücklicher Erfüllung,
fallen auf ewig.



An einen Verstorbenen

Wenn ich nicht wüßte,
daß meine Mutter weint,
ich möchte mit dir gehen.
Aller Leiden Geschmack, –
was dich auf deinem Lager zerrte,
es war die Qual, zu leben.
Sie rast in uns allen,
wir wollen's nicht zeigen.
– Wenn ich nicht wüßte,
daß meine Mutter weint. –



An einen Verstorbenen

Ich bin wie du geweiht.
Einmal wird das meiner Mutter Leid.
Ich halte mich mühsam Tag für Tag,
weiß nicht, wie lang ich es noch vermag.
Ich bin wie du geweiht.



An einen Toten

Fetzen über dem Himmel
und die vom Sturme gepeinigte Stadt,
und Nacht.

Alle Lichter sind tot,
flackern, vergehen und sterben im Nebel.

Ich weiß jetzt wieder,
daß du tot bist,
daß wir allein sind,
– allein.

Aber es war! Es war!
Weißt Du es noch?
Blühende Kastanien,
eine erwärmte Stube am Abend:
Die Lampe,
der Tisch,
– das Buch in unseren Händen
und Stille vollkommenen Miteinanders
im wunderbaren Einen.

Hörst du es noch?
Erreichen dich noch Worte
aus jenen Tagen unter Kastanien?

Ist das denn tot?

Ist alles tot?

Du, ich, die Welt,
die verlorenen Lichter im Sturme,
die Fetzen am Himmel? Tot?

Ich neige mein Haupt auf die Hände.
Das Brausen des Sturmes verstummt,
die Nacht schließt mich ein.



Da geht mir wunderbar auf
vor meinen geschlossenen Augen
dein stilles Gesicht – und lebt.



An einen Toten

Alle hellen Töne
kommen mir über ein Grab,
leise,
dann mächtig brausend,
als öffne sich der Raum,
den unsre Sinne nicht kennen.

Alle hellen Farben
kommen mir über ein Grab:
Sonne, brennende, wallende Kugel
in tödlicher Nacht.
Du, du,
deine Stimme lebt.
Ganz nahe sind Tote dem Leben,
Gräber sind nichtig;
all meine Kraft, ach, all meine Kraft
kommt über ein Grab.



Aphorismus

Die letzte Rose des Jahres
blühet alleine am Strauch.



Erster Frost

Trübe, dunkel, naß und schwer
hängen die Wolken um dich her.
Dichter und dichter die Schneelast fällt
in die verhangene, trauende Welt.

Wo es noch gestern so bunt geblüht,
heute ein wallender Nebel zieht,
und wo noch gestern das Licht gelacht,
starben die Blüten vom Frost einer Nacht,
glänzt nun ein Bahrtuch in starrender Pracht.

Ist auch der Winter erst vor der Tür,
all deine Blumen erstarben dir.
Trübet der Nebel, der Schnee dir den Tag,
klingt wie verhallender Glockenschlag
Sommer-Erinnerung ein Weilchen noch nach.



November

Wie tödliches Wehen schleicht kalt es im Grau,
das lastend der Erde, die schwerfällig gleitet,
sein feuchtes und krankes Gespinnst überbreitet.

Kahl, öde und kurz nur im milchigen Lichte
liegt zitternd der Tag und sehnt aus der Dichte
des Nebels sich wieder nach Weite und Blau.

Der Atem des wirkenden Lebens vergeht.

Die eiskalte Starrheit der schlafenden Tage
trägt steinern den Ausdruck verzweifelter Klage.
Doch drängend beginnt unter lastendem Schweigen
die Sehnsucht nach Leben wie Tränen zu steigen
und bäumt sich empor wie ein wortloses Gebet.

Da ballt sich das Grau, – und nun plötzlich erscheint
es nicht mehr bedrückend. Ein schützender Bogen
steht dämmerndes Licht um die Erde gezogen.

Fort gleitet der Tag durch die klanglose Stille. –

Nun ist es, als habe der schaffende Wille
in hoffender Ruhe der Welt sich vereint.



Nebel-Erinnern

In den Tälern lag Nebel,
und die Höhenlinien
standen in Bewegung,
tauchten
und traten wieder ins Licht
und rührten sich leicht.

Wir fahren vom Berg.
Flüchtiges faßte der Blick,
doch hielt er nicht viel,
nur ein Erinnern im Nebel,
so ungefähr.

Das Dorf in der Mulde,
– aber wo lag es genau?
Wo der spitzige Kirchturm?
Die aufgelassene Schule
bei Gräbern und alten Linden?

Und ein noch älteres Wissen:
– Kindheit, – traumschwere Nächte, –
beschwerlicher Weg kleiner Füße, –
Angst und viel waches Erkennen

und Staunen:

Die Kirschbäume dort,
der Telegraphenmast
mit greifenden Armen
und rauschenden Drähten
wie eine flüsternde Frau.
– Das muß hier gewesen sein.



Viel deutlich erinnert,
plötzlich von ungefähr.
Dazwischen Vergänglichkeit.



Wandern im Nebel

Glockenhaft steht der Nebel
über dem Strand,
der gläsern leuchtet
im Ebbelicht.

Buhnen tauchen auf
und sinken hinter dir ins Vergessen.
Jenseits der Nebelwand: Mówengeschrei,
und unsichtbares Meer
spricht irgendwo.

Nur über dir ein bisschen Helle,
ein gelber Glanz,
und der Abend legt Geweb von Feuchte
dir in dein Haar.

Was aber ist, wo die Spur sich hinzieht,
die Muschelspur, der du folgst,
– eine Stunde lang schon,
was, wenn die Hülle sich lichtet,
hoch über dir?



Das Nebelhorn

Winter auf Norderney

Heute Nacht wachte ich davon auf. Es war ein Ton in meinem Kopf, man wußte nicht, ob er wirklich war. Beim Frühstück hatte ich ihn vergessen.

Aber auf dem Gang meldete er sich wieder. Allmählich fasste ich den Verdacht, es singe in den Röhren der Heizung. Doch dann war er wieder ganz in mir, in meinen Ohren, in meinem Gehirn.

Als ich aus dem Hause trat, da rief er mich über die Dächer.

Ich schritt die Straße hinauf. Verschmutzte Sauberkeit tropfte von allen Häusern über das Weiß und Ziegelrot der Fassaden, – ungemütlich naß. In den Veranden stapelte man Strandkörbe und bunte Sommermöbel.

Feuchtigkeit legte sich in Mantelstoff und Haar.

– Und überall anwesend war der Ton, schien Richtung zu bekommen. Einmal rief er aus der Jan Berghaus-Straße, dann gerade entgegengesetzt. Am Kurhaus war er mir nicht bewusst, nur eine störende Unlust blieb. – Dann aber, – nicht mehr abzuweisen, – kommt er in Wellen über den Ort, umgreift mit Armen die Dächer, läuft durch die hellroten Straßen, spricht und setzt aus, und spricht und setzt aus.

Zum Hafen hinunter gewinnt er an Stärke, ist in mir und draußen, ist überall, hoch und erregt, Hauptakteur im Spiel. Durch die Strandstraße jammert der Wind, zerreißt die Stimme in Stücke und wirft ihre Fetzen mir ins Gehör. Doch auf den Dünen ist sie dann wieder heil.

Nun liegt das Meer vor mir, grau und mit reitenden Kämmen, schlägt klatschend den Steindamm, verspielt seine Kraft. Und mit dem Meer und über das Meer kommt Nebel. Er legt sich weiß in die Dünen, ebbt darin aus und ist doch in steter Ankunft.



Und auch die Stimme ist immer da. Sie steht nun deutlich außer mir, mitten im Meer, ruft jemand da draußen, der sie auch hört. Sie hat sich abgekehrt vom Land.

Von Mole zu Mole wandere ich über den Sand, den Spuren des Meeres nach, am Leitband seiner Brandung, – weit ausgelegten Muschelsäumen.

Die Stimme ist mir im Rücken, aber sie bleibt. Sie kommt und bleibt und geht und schweigt und kommt und bleibt und geht und schweigt. – Und ihr Gesetz wird mein Gesetz: Sechs Schritte Tag, sechs Schritte Nacht, sechs Schritte Leben, sechs Schritte Tod. Furchtbar der Gedanke, daß sie einmal nicht käme! Doch sie ist da beim sechsten Schritt. Ich möchte sie vergessen und warte doch, daß sie kommt.

Langsam baut der Nebel eine Kuppel, die nicht einmal mehr von Buhne zu Buhne reicht. Das Meer bleibt draußen und die Düne auch. Nur oben im Scheitel ein bisschen Helle – und ein Stück Muschelspur zu Füßen. Enger und enger schnürt mich der Nebel ein. Die Stimme kommt nicht mehr durch. Und der umzirkelte Raum, mein kleiner Raum, der mir noch bleibt, rollt mit mir fort.



Schneeschauer

Weiß schimmernd tanzt vom Himmel der lichte Schnee.

Er deckt die stille Erde. So weit ich seh,
trägt sie im reinen Schimmer ein weiß Gewand.

– Und dennoch steht die Sonne hoch über dem Land.

Es fahren Wolkenfetzen ins helle Licht
und werfen ihre Schatten auf mein Gesicht.

Ich trockne eine Träne mit scheuer Hand.

– Und dennoch steht die Sonne hoch über dem Land.



Im Schneelicht

Der Himmel raucht.
Schneefeuer hinter den Bergen.
Es brennt hinter den Bergen
in der Finsternis.
Stäubend fällt Asche nieder,
Wolken, schneeige Wolken
hinab in den Wald.
Es brennt ohne Licht.

Jagend am Himmel vorbei
streift weißes Geflimmer auf –
vor kupfernem Rand der Schwere,
weißer Tod in der Luft,
– jagend und schon vorbei.

Der Himmel, verglimmender Rauch.
Abendlicht zündet nun an,
zieht weißer dahin,
Feuer der Finsternis
löscht sich nun aus.
Und im Klang deines Abendlieds
wird der Himmel hell.



Über einem braunen Kuppelberg
winterlich geordneter Buchensaum,
gerade in den Himmel gestellt,
Krone bei Krone,
Stamm neben Stamm.

In Vielfalt schwingendes Geäst.
Und die Kugel des Himmels dampft,
grau und bewegt.

Astwerk der Mannigfaltigkeit ,
anthrazit aus Nebel steigend,
verwobenes Meer der Kronen.
Wolken, zerfasernd am Rande und schwer.
– Himmel der Mannigfaltigkeit.



Kinderlied

Winter, Winter, alles weiß,
es regieren Schnee und Eis,
und der Wind, der böse Wicht,
bläst den Schnee mir ins Gesicht.

Blumen, Vögel, alles fort,
grau und einsam liegt der Ort,
kalter Nebel in der Luft,
sonst war's süßer Blumenduft.

Alles Kälte, alles Graus,
drum bleibt jeder gern zu Haus,
heizt den Ofen kräftig ein,
bald kommt auch das Christkindlein.

Variante

Winter, Winter, alles weiß
es regieren Schnee und Eis,
und der Wind, der Bösewicht,
bläst den Schnee mir ins Gesicht.

Blumen, Vögel, alles fort,
grau und einsam liegt der Ort,
kalter Nebel in der Luft,
sonst war's süßer Blumenduft.

Alles Kälte, alles Graus,
drum bleibt jeder warm zu Haus,
heizt den Ofen kräftig ein,
bald kommt auch das Christkindlein.

(1932, im Alter von zehn Jahren)



Nie zufrieden

Es war so kalt, so kalt.
Weiß deckt der Schnee die Erden.
„Ach, wollt es wärmer werden!
Käm doch der Frühling bald!“
Dann setzte Tauwind ein.
Grau strömt der Regen nieder.
– Und ach, schon stöhnt man wieder:
„Wollt’ es doch endlich schnein!“



Sternbild

Das Kreuz stand lange am Himmel
über dem nächtlichen Wald.
Aber nun sinkt es hinab,
langsam,
hinter den Tannen.
Du möchtest es halten
mit deinen Augen.
Doch stetig und nicht zu bannen,
löst es sich auf im Blau,
das über den Kronen hell wird
beim ersten Morgenlicht.



Morgendämmern

Wie schlanke Riesen steigen dunkel
die Pappeln in die helle Nacht,
und schwankend biegt sich ihr Geäste,
in dem schon viele kleine Gäste
im weich gefügten Federneste
die müden Augen zugemacht.

So ruhen sie für kurze Stunden,
geweckt vom ersten Morgenschein.
Schon füllt den Raum geheimes Beben.
Ich sehe weiße Schatten schweben,
bald wird die Sonne sich erheben,
muß das ein Jubilieren sein!



Pappel

Ich möchte die Sprache
deiner Gebärde verstehen,
Pappel, grüne, wogende Pappel,
dein Steigen und Schwingen,
dein Leben und Atem,
dein gleitendes Wehen im Raum.

Ich möchte sagen können
deiner Wedel biegsame Kraft,
deiner Blätter silberne Helle,
am dunklen Leib
den rieselnden Sang.

Ich möchte werden
du, –
und mit dir schwingen,
im Bogen der steilen Gebärde,
der singenden Töne,
der atmenden Winde,
ganz hingeeben dem Spiel,
lebend vom leisesten Hauch.



Am Morgen

Morgensonne, klare Luft,
horch, wie schon ein Vogel ruft,
horch, wie schon der Wind sich regt,
horch, wie sich dein Herz bewegt.
Auf ins Freie, in die Welt!
– Sieh, es grünt schon überm Feld,
sieh, es lacht schon und es wärmt.
Wie der Spatz im Grase lärmt!
– Sieh, es sprießt schon und es blüht.
Auf, die helle Sonne zieht
goldne Schleier übers Feld.
Horch, es singt schon in der Welt!



Morgenlied der Vögel

Wir sind schon lange auf,
wir baden uns im Winde.
Die Sonne kommt herauf.
Wir singen in die Weiten,
Klang zeugend stirbt die Ruh,
und unsre Flügel breiten
sich Licht und Wolken zu.

Wir singen jedes Fünklein Tag,
das in der Nacht verborgen lag.
Wär heute nur die Welt erwacht,
wir trügen drum ein Jahr lang Nacht,
der Baum von Schnee nur heute rein,
wir bauten unser Nest hinein,
und nimmt's der Kater zehnmal aus,
wir bauten dennoch unser Haus.
Wär das nicht unsrer Väter Lehr',
gäb's lange keine Vögel mehr.



Wuppertal im Morgenlicht

Von lichtumspielten Bergeshöhn
sah ich zu dir ins Tal.
Wie schienst du mir so wunderschön
im hellen Sonnenstrahl.
War auch der Pinsel schwarz verraucht,
der dich gezeichnet hat,
mir schienst du ganz ins Licht getaucht,
du liebe, liebe Stadt!



Abendläuten

Ach, so ausgeruht,
wohl und sorgenleer,
tiefe Glockenflut
füllt die Welt wie Meer.

Sinke, sinke weit
in den Glockenstrom,
eine kurze Zeit
brandend um den Dom.

Sonne hängt im Grün,
Laubgewirr und Gold.
Alle Dächer glühn,
– und der Klang verrollt.



Letzte Sonne im Mückentanz,
Eschen, Birken, Blätterkranz,
schon das Abendgestirn überm Dämmerglanz.
Vogelgesang.
– Ich kann nicht mehr hören
die Rasensäge,
die unserem weichen Teppich flucht,
ich kann nicht mehr hören, den penetranten Ton!



Abend

Ich blickte einst zum Abendhimmel auf.
Vor blauem Grunde, goldumsäumt,
stieg fern, als sei das alles nur geträumt,
ein dunkles Wolkenmeer herauf.

Und Abendfriede herrschte überall.
Da plötzlich riß der schwarze Flor,
und golden trat das letzte Licht hervor,
und glühend stand der Sonnenball.

Noch einmal sandte über Berg und Tal
die purpurrote Feuerglut
hinab, wo schon des Tages Leben ruht,
zur Erde ihren Abendstrahl.

Und wie nun Baum und Strauch vergoldet stehn,
da faßt auch mich des Himmels Schein,
da trifft die Sonne mir ins Herz hinein,
und hoffend konnt ich vorwärts sehn.



Abend nach Regen

Und wieder aus der Wolkenschicht
schiebt sich die Sonne auf das Land,
schickt über goldverbrämten Rand
ein feierliches, klares Licht.

Er rauscht und schwillt von Blatt zu Blatt,
frei von der Last, die sie bedrückt,
hebt sich die Luft. – Die Sonne rückt,
und matt zerfließt die Wolkenstadt.

Noch tropft es in der Bäume Rund
und sprüht und fällt vom Windesstoß.
Der Schatten wächst schon, schmal und groß
liegt er auf nassem, kühlen Grund.

Und dann? – Das Lied der Amsel klingt.
Der Tag war schwer, sie singt sich frei.
Ein frischer Windzug fegt vorbei.
Dann Stille, – und die Sonne sinkt.



Himmel über unsrem Tal,
blauer, klarer Abendstrahl.
Sonne, an den Berg getaucht,
Abendleuchten, eingeraucht,
Bäume, schwarz vor tiefer Glut,
rote, blaue Abendflut,
Blätter, redend, regellos,
Sonne sinkt in Gottes Schoß.

Singen will ich Dir ein Lied,
das mit diesem Abend zieht,
mit der Stunde, die es bringt
und in Deinen Himmel schwingt.
Nie geschrieben, nur gedacht,
stirbt es, wenn es ausgebracht.

Daß ich wieder singen kann,
schlugest Du die Glocke an.
Schwerelos und ungewollt
sinkt das letzte Abendgold.



Stadt unter den herbstlichen Höhen am Abend

Brauner Wald auf der Höhe,
und die Wiese sinkt,
der gelben Sonne entgegen,
zu Tal. –

Schon sind alle Schatten lang,
die Gräser feucht
und durchgittert vom Licht.

Die Stadt liegt im Tal,
flimmernd vom Dunste,
der über den Essen steigt.

Die Sonne, – ein gelber Ballon,
nun nahe dem Rande aus Waldfiligran,
– fast jenseits der Welt.

Vom Grunde steigt Brausen wie Meer.

Die Stadt liegt im Ozean
– und sieht nicht das Licht,
den wunderbar herrlichen Tod
der Sonne jenseits der Welt.



Abend

Die Wolken ziehn. – Ein Vogel ruft
noch einmal in die reine Luft,
dann wieder Stille, klar und weit,
von aller Tageslast befreit.
Und fernher hallt ein Stundenschlag. –
In sanfte Freiheit sank der Tag.



Mond

Ich schritt hinaus. – Noch webt der Schein
des Tags sich in den Abend ein
mit dämmernd weißem Blinken.

Er lebt und kämpft und wehrt sich noch,
durchsetzt die Nacht und möchte doch
in Schlaf und Ruhe sinken.

Da steigt der Mond. – Heut dunkelt's nicht,
nein, langsam wendet sich das Licht,
und Weiß und Grau vergehen.

Der Tag schläft ein. – Jetzt kann er ruhn,
im Mond sich spiegelnd, darf er nun
auf neuen Ländern stehen.

Der Schatten, den der Mond mir gab,
hebt sich nun scharf und schärfer ab.

Die Dinge atmen Leben.

Und ist es doch noch fast verhüllt,
das helle Licht, denn ausgefüllt
ist nur ein Drittel eben.

Ich aber glaub im Weitergeh'n,
die ganze Scheibe nun zu sehn,
bedeckt, doch matt erglühend.

Und farbenreicher, kühler Glanz
flieht um die Wölbung rings den Kranz,
nach allen Seiten sprühend.



Aus Kern und bunt gewirktem Rund
schießt's wie mit Pfeilen in den Grund,
durch den ich vorwärts schreite.
Da, wie das Leuchten mich umspannt,
weiß ich, gesponnen ward dies Band
in meiner Augen Weite.



Geborgenheit

Vom Fenster am Dach,
wo die Schwalbe wohnt,
seh ich den runden, schimmernden Mond,
vom Fenster am Dach,
wo die Rosen stehn,
seh ich die Wolken vorübergehn,
vom Fenster am Dach
ein Schimmer fällt
in die bläulich verhangene, schlafende Welt.

Am Abend

Schließ deine Augen, Blatt um Blatt,
wie Blüten, wenn der Abend naht,
erst leichthin, dann ganz dicht
unter dem Sternenlicht.

Und eine Welt steht dir auf.

Du spürst in den Adern der Stunden Lauf,
du fühlst das Singen, Rauschen der Welt,
die durch den gläsernen Himmel fällt,
gehalten vom Sonnenlicht,
– des Nachts auch, du siehst es nur nicht.

Leg nun das klopfende Blut zur Ruh
und höre dem ewigen Rauschen zu,
das dir den Morgen verspricht,
– die Helle, du siehst sie noch nicht.



Mit geschlossenen Augen

Viele Sonnen rinnen zusammen zu einem Punkt,
zu einem hohen, glühenden Ball:
Licht in geschlossenen Augen.
Alle Farben rotieren:
Rot und Gelb und kreisendes Schwarz,
verschweben, – und sind wieder da.
Aller Farben Farbe fällt in einen Punkt.
Aller Wesen Wesen brennt in einem Punkt.



Nacht

Wie mich nun ein Traum von Frieden
ganz, bis in die Seele füllt
und, was nie der Tag beschieden,
alle trübe Sehnsucht stillt,
fühle ich die eine Bitte:
Trüg ich wahr und unbewußt
doch bei jedem meiner Schritte
diesen Frieden in der Brust!



Nacht

Unendlich still die Tanne im Raum.
Das Licht vor den Fenstern vergeht.
Der Stern, der im hohen Dunste steht,
strahlt dem verschwiegenen, ragenden Baum.
– Unruhiger Bach in der Nacht,
Wasser, von weither gebracht.
– Ruhender, ragender Baum in der Nacht.



Über den Welten, dem ruhenden Land,
liegen die Sterne ausgespannt,
schiebt sich der Wagen in stetem Gang,
fallen Kometen mit stillem Gesang.
Vater im Himmel, vergib und verzeih.
Unter den Sternen atmet's sich frei.
Vater im Himmel, erhöre das Lied,
klar wie der Stern, der vorüberzieht.
Schöpfer, Erhalter, und alle Not
schweige vor Deiner Welten Gebot.
Danken, ach, danken, was immer auch sei,
weit wie der Himmel und leuchtend und frei.



Gebet in der Nacht

Eines habe ich Dich gebeten:
Daß ich einen Hymnus singen dürfte,
so leuchtend und so weit und so selig
wie der Himmel voller Sterne
in einer klaren Nacht, –
so ruhig und so sicher
wie der große Wagen,
der seine Deichsel gemächlich
über die Berge schiebt
nach ewigem Plan,
und so flammend,
aufbrennend und erlöschend
wie der Komet,
rasend, singend,
liebend, verlangend, –
und so warm
wie die Stimme des Stroms
tief in der Nacht,
gestillt und beglückt,
voll Dank.
So möchte ich singen,
Dir singen,
und alle Klage soll sterben,
ich will Dir danken
auf Knien
unter den Sternen,
danken für Leiden und Glück
und tiefe Geborgenheit,
und immer gehalten von Dir.



Tulpen

Große rote Tulpen
im Tonkrug,
weit geöffnet.

Sechs flammende Blätter
um schwarzes Werkzeug der Zeugung,
großes Gesicht, und ohne Wurzeln.
Zur Schau gestellte sterbende Pracht.



Lebenskraft

Eine Aralie, –
ihr Topf war zu eng,
und in einer Nacht
wurden alle Blätter gelb.

Du rettetest sie
im letzten Augenblick.

Als du die Schale zerschlugst,
– Abstreifen ging schon nicht mehr, –
fandest du sie gefüllt
mit prallem Wurzelwerk.
Du setztest den Stamm wieder ein,
und alle Blätter fielen.

Doch dann kam eine Knospe hervor
wie eine kleine Faust.
Sie breitete sich nach allen Seiten,
es waren acht Blätter,
– die Fracht eines ganzen Jahrs.

Nun sind sie schon groß,
alle auf einmal.

Ein runder Kranz steht hoch
über dem leeren Schaft.



Amaryllis

Auf schlankem Schaft
über Blättern wie Schlange und Schwert
blühten drei Blumen mir auf.
Kelche grün,
mit Zunge und Zähnen im Herzen
wie greifendes Ungetier, Werkzeug der Zeugung,
unersättlich zu leben
zwischen den Blütenblättern
aus fasrig rotem Licht.

Zwei sanken ein.
Die erste ganz matt,
den Griffel nach unten geneigt
und dürr.

Die andere wie eine Hand,
am toten Leibe hängend,
gebeugt im Gelenk.
Zarte Finger der Blätter,
noch etwas belebt
vom saftigen Blut im Sterben.

Und die dritte blüht,
mit Zähnen und Zungen,
greifend im fasrigen Blattwerk,
vom roten Saft
ihr Geädere voll.
Eine Stunde noch?
Oder zwei?
Einen Tag lang?
Prall spannt sich der Kelch
um den grünlichen Grund.



Und täglich blickst du
nach deinem Wilden Wein.
Grüne Spitzen, verheißungsvoll,
Du mißt ihren Weg,
verstehst nicht,
daß sie so wuchsen
in einer Nacht.
Nun aber – stehen sie still?
Sie bleiben eine Weile, wie sie sind,
verheißungsvoll. –
Dann langsam, ein wenig matt,
faltig und etwas grau,
die obere Knospe braun.
Und eines Morgens liegen da Blätter,
trocken wie Stroh.
Aber die Pflanze lebt,
mühsam aus nassem Topf
nährt sich am dunklen Stamm
ein einzelnes Blatt.

Ravennaschlucht im Schwarzwald

Brausend von den steilen Hängen
stürzt das Wasser in die Schlucht,
das in uralten, ewigen Gängen
seinen Weg zum Meere sucht.

Gurgelnd sägt es an den Wänden,
höhlte sie aus mit weißem Schaum,
die, geformt von Geisterhänden,
seinen wilden Bettes Saum.

Wie es, eilig vorwärts strebend,
prasselnd auf den Felsen dringt,
der, bei jedem Stoße bebend,
mehr und mehr herniedersinkt!

Tannen stürzen, Klippen fallen,
nichts hält diesem Wüten stand.
– Doch hoch über seinem Wallen
schwebt ein Steg von Menschenhand.



Norddeutsches Tiefland

Du aus meerverhüllten Tagen,
Weite, Weite, fernes Land!
Frei der Sonne zugetragen,
tief vom Himmel überspannt!
Land zum Atmen, Land zum Schwingen,
Land zu Sturm, zu vollem Lauf,
Land zum ausgeschöpften Singen
an den fernen Hügeln auf.

Du, wo abendrot die Sonne
dicht ans Herz der Erde steigt,
wo des Turmes Schattenkrone
schwer sich über Felder neigt,
du im tiefen, weiten Dehnen
eines Gottes Schritt und Gang,
mächtig gespanntes Sehnen,
ruhig wachsender Gesang.



Kreise im See

Sieh hindurch! – Es schwirren Kreise
blitzend über leichte Flut.
Das Geflecht der Wälder ruht
spiegelklar und wellt sich leise.
Tief dort unten fährt die Brut
jungen Lebens überm Grunde
rastlos die verhüllte Bahn:
Fließend stoßen Wellen an.
– Um das Wasser ruht die Stunde.
Ist der Stürme Lied vertan?
Nicht einmal die Winde gehen,
in den Lüften wache Ruh.
Schatten deckt die Ufer zu,
wo die Bäume reglos stehen.
– Bild im See, erzittere du!



Du lebst im Winde, still bewegter See,
jedwede Regung kräuselt deinen Spiegel,
und dennoch ruht ein unberührtes Siegel
auf deinem dunklen, nicht erschlossnen Grund,
und nichts tut deiner Tiefe Leben kund.

Wer forschend je an deinem Ufer stand,
sah nur das Reiten schaumgekrönter Wogen,
die flüchtig über deine Fläche zogen,
wenn schnell ein Windstoß durch die Wellen lief,
und dachten nicht, daß deine Gänge tief.

Doch wer den Mut hat, dieser kühlen Flut,
weit untertauchend, ganz sich hinzugeben,
dem öffnet sich ein ungeahntes Leben.
Das Siegel fällt, erschlossen liegt der Grund,
der Tiefe Blumen blühen fremd und bunt.

Im ruhenden Auge des Sturms

Aber der Sturm wird kommen,
wiederkommen, noch einmal zurück.

Drohende Wolke –
Wirbel im Staub –
Verderben.

Auge des Sturms!
Unheimlich ruhende Stille der Mitte.

Anschau des Todes,
starr, ewig tief.

Du bist noch nicht durch,
der Wirbel wird kommen,
du weißt! –

Ducke dich nieder!

Dies Dach,
es schützt dich nicht mehr,
der Baum wird tanzen
in hoher Luft
mit ragenden Wurzeln. –

Und fliegen – fliegen
müssen die Dinge,
die du geliebt.

Sturm! – Warten ist Qual, –
Blick in die Tiefe des Blicks.
Komm Wirbel, endlich, o komm!
– Schwindel, Vergehen und Tod.



Flutkatastrophe in Hamburg

Furchtbarer Gedanke,
daß eine Flut

Schlafende überkommen kann
und daß es geschehen ist,
ehe sie es wissen.

– Kälte und Prasseln des Regens,
um welchen sie gebeten hatten,
und meterhohe Wellen,
– der Anprall am Hause derer,
die weit, weit fort sind im Traum.

– Und das Getöse –
Es lässt nicht mehr zu Sinnen kommen.

Dann reißt es sie weg.

Bitter mag mancher noch empfinden
unter der Härte des Stoßes,
der in das Weiche,
ins arglos Hingegebene trifft.

Danach weiß man nicht mehr,
wo sie geblieben sind,
nicht aufzufinden,
vermisst.

– Und ob sie mit Staunen erwachen
in einem ganz anderen Schauen.

Denn eigentlich kann es nicht anders sein.

Ganz ohne fromme Rede
geschieht es zuweilen unserem Herzen.

Und immer noch bitter,
fand es sich plötzlich zur Hoffnung zurück.





Alter und Tod



Ob du im Tode über das Land schauen wirst?
Mit weiten Augen, geruht? –
Nimm dein Grab zur kommenden Sonne.
Wende das Haupt,
aus ruhendem Leib,
der Erde verwebt,
durch den hüllenden Stein
schau übers Land!



Gebet in Todesnähe

Einmal stand ich schon am Tor.
Als ich die Welt aus den Augen verlor,
war in meinen letzten Gedanken
nicht eines einzigen Herzschlags Schwanken.
Ich war bereit, hinüberzugehn,
Du aber, Herr, Du ließest mich stehn.

Gott, in dieser Todesstille
frag ich nicht mehr, wer ich bin,
und der Trost, Dein Gotteswille,
nimmt mich wieder mit dahin.

Gott, ich fragte: Ist sie nichtig,
diese wunderliche Welt?
Nichts bleibt wirklich, nichts mehr wichtig,
was in Todesschatten fällt.

Ich versteh nicht hier das Treiben,
doch es faßt mich, – manchmal nur.
Was wird endlich übrig bleiben?
– Eine ungeahnte Spur.

Variante

Gott, in dieser toten Stille
frag ich nicht mehr, wo ich bin,
und der Trost, Dein Gotteswille,
nimmt mich wieder mit dahin.

Gott, ich fragte: – Was ist wichtig?
– Diese wunderbare Welt – ,
nichts bleibt wirklich, nichts mehr richtig,
was in Dich hinunterfällt.



Ich versteh nicht, was sie treiben,
doch es faßt mich – manchmal nur.
Was wird endlich übrig bleiben?
– Eine ungeahnte Spur.



Gebet

In Deinen Himmel sink ich ein,
warm badet mich sein Wasser rein,
Dich habe ich gesehen.

Die Erde, schwimmend ohne Glanz,
von Wolken überflutet ganz,
und Kommen und Vergehen.

In Deinen Himmel sink ich ein,
er muß voll Glut, voll Kühlung sein
und atmend mich umgeben.

Und schwinden Sinne flutend hin,
und weiß ich nicht mehr, wo ich bin,
dann löst sich sanft mein Leben.

Variante

In Deinen Himmel sink ich ein,
warm badet mich Dein Wasser rein,
Dich hab ich eingesehen.

Die Sonne, schwimmend ohne Glanz,
von Wolken überflutet ganz,
und Kommen und Gehen.

In Deine Himmel sink ich ein,
Du mußt voll Glut, voll Kühlung sein
und atmend mich umgeben.

Und schwingende Sinne flutend hin,
und weiß nicht mehr, wo ich bin,
dann löst sich sanft mein Leben.



Vergessen

Dein Sterben hat mitten im Dasein begonnen,
viele schon ist vergangen,
was du für unverlierbar gehalten,
– vieles davon verging. –
Und eine fahle Hülle
legt sich um dein Erinnern
an etwas, was gewesen sein muß,
vielleicht schon gewesen,
ehe du warst.



Karfreitag

Du weißt alleine, wie uns ist
in unsren dunklen Stunden,
weil Du, als Du gestorben bist,
menschliche Qual empfunden.

Du gingst hinab, wo Menschsein ruht,
zum tiefsten Höllengrunde,
löst alle Schuld, machst alles gut
kraft Deiner Sterbestunde.

Variante

Du weißt alleine, wie uns ist
in diesen dunklen Stunden,
weil Du, als Du gestorben bist,
der Dinge Schlüssel funden.

Du sankst hinab, wo alles ruht,
zum tiefsten Wurzelgrunde,
wo alles ausgelöst und gut
in Deiner Sterbestunde.



Sank alles einmal in meinen Tag
und blieb verborgen.
Weiß nicht, wie es mich ändern mag,
kann nicht darum sorgen.
Sagt man, ich habe so manches getan,
– vieles vergessen, –
fühle oft unklar, was werden kann,
doch der Tag ist bemessen.
Schwinden die Jahre wie eine Spur,
schneller und schneller,
dauerhaft dünken die ersten mich nur
und besser und heller.
Sehe noch immer im Geist einen Tag,
beruhigt und offen,
da sich alles zum Ganzen mir fügen mag
aus unendlichem Hoffen.



Das gibt sich alles, ist auch nicht schwer,
wenn nur der Sinn nicht ruhelos wär.
Wenn nur der Herzschlag ein gleicher blieb,
wären die dunkelsten Dinge lieb.
So wirft sich das Meer auf den wachsenden Strand
und muß zurück und versickert im Sand.
So reibt sich der Wille tausendmal wund
und fühlt sich sterben und schläft sich gesund.
Legst du dir alles zurecht in der Nacht,
kommt zuletzt doch der Morgen, wie Gott ihn erdacht.



Gebet im Alter

In dieser Stunde der Not
kann ich dir singen.
Wird uns doch alle der Tod
über die Schwelle bringen.
Was mir einst wichtig erschien,
Vergessen nimmt es dahin.

In dieser Stunde der Not,
Dasein im Abendlicht,
Leben ein stündlicher Tod.
Vor Deinem großen Gesicht
kann nichts verloren gehn.
Laß mich in Dir bestehn!

Variante

In dieser Stunde der Not
kann ich Dir singen,
wird uns doch alle der Tod
über die Schwelle bringen.
Was endlos und wichtig erschien,
Vergessen nimmt es dahin.

In dieser Stunde der Not,
Leben im Abendlicht,
Dasein – ein stündlicher Tod,
vor Deinem großen Gesichte
kann nicht verloren gehen,
laß mich in Dir bestehen.



Gebet im Alter

Ich danke Dir für Glück und Leid,
für die versunken, gestorbene Zeit.
Ich halte mich hin und frage Dich nicht.
Der Abend fällt, und neu wird das Licht.
Das blühende Gestern sank in die Nacht,
und neu ist ein Mensch in den Morgen erwacht.
– Du brauchst nicht zu sorgen, es ist noch da,
was gestern und heute und immer geschah.
Du lebst auch Leben im herbstlichen Land,
und Gott hat dich heute und immer gekannt.



Gebet

Wenn es das gibt. –
Wenn wir Menschen das sind, was nicht stirbt.
Wenn selbst der tote Vogel in meiner Hand
mir diese Hoffnung gibt.
Wenn, o, wenn Du gesagt hast:
– „Es ist, wie ihr glaubt“.
Wie wunderbar bricht der Sturm des Lichts
in diesen Augenblick!
Ewigkeit ohne Zeit.
Wenn Deine harte Klinge,
Gott, in mein Leben fährt,
– dann, o dann, –
lebe ich ewig und singe
in diesem Augenblick.

Variante

Wenn es das gibt,
wenn wir das sind,
was nicht stirbt,
wenn selbst der tote Vogel
in meiner Hand mir die Ahnung gibt.
Wenn, o wenn Du gesagt hast:
Es ist, wie ihr glaubt.
Wie wunderbar bricht der Sturm des Lichts
in diesen Augenblick.
Ewigkeit ohne Zeit.
Wenn Deine harte Klinge,
Gott, in mein Leben fährt, –
dann, o dann



lebe ich ewig und singe
in diesem Augenblick.



Gebet

Ich weiß so sicher meine Bahn
und meine Wege.
Du rufst mich nicht, es sei zuvor getan,
nimmst mich in Pflege.
Am Rande schaff ich und gejagt,
muß bald schon gehen.
– Und weiß so sicher, daß mein Tag erst tagt,
wenn es geschehen.



Und das große Geheimnis ist nun dein:
Tod ist Wandel, Vergehen Schein.
Was dir gestorben, wird aufgehoben,
am Ende steht Gott
und ein seliges Loben.



Gebet im Alter

Ich singe Dir ein kleines Lied
von grünen, schimmernden Bäumen,
von der Lerche, die in die Weite zieht,
von bunten Wiesensäumen.

Ich sage Dir ein leis' Gedicht,
verschollen im Finkenschlagen,
wie Schmetterlingsflügel, durchfunkelt vom Licht,
wie Rauch ins Blau getragen.

Mein Atem sei Dir ein Gebet
aus Rosen, die Sonne trinken
und, wenn Dein Hauch vorüberweht,
erfüllt zur Erde sinken.



Verzeichnis der Gedichtanfänge

(in Klammern, sofern vorhanden, der Titel)

Begegnungen.....	11
Mein Wagen, mein Wagen, mein Wagen (Erstbegegnung)	12
Ein Gartenfest (Ein Gartenfest)	13
Um endlich sich besser kennenzulernen.....	14
Es war etwas da und ist fortgegangen (Gebet)	15
Vater, ich klage mich an (Gebet).....	16
Weil ich stets denke.....	17
Du zehrst in kleinen Bissen	18
Ich möchte so gerne über dein Haar streichen (Verschlossenheit).....	19
Es ruht etwas	20
Es liegen Ränder unter deinen Augen,	21
Verstehst du denn nicht, daß ich mit dir reden muß,	22
Von jetzt ab werden wir gut sein (Unverbesserlich)	23
Du lädst alles auf deinen Gaul.....	24
Sie hat ein bedeutendes Haupt (Medusa)	25
Warum ist eigentlich so selten (Ärger).....	26
Kennst du deine Augen? (Haß)	27
Der Kopf ist mir müde (Sizilien).....	28
Was hat sich Neues zugetragen?	31
Du bist kühl (Mädchen im Frühling).....	32
Sie ist schön (Junges Mädchen)	33
Kraft vom jagenden Sturm (Porträt eines jungen Mannes)	34
Zum Ufer zog mich's in der Abendstunde (Begegnung am See).....	35
Nun bin ich still in der innersten Seel	36
Meine Seele ist wie der Schnee (An das Bild meines Großvaters)	37
Es war so schön, ich war noch ganz ein Kind (Großmutter).....	38
Verträumt blick ich hernieder (Der Teddybär).....	40
Liebe	41
Sag Du ihm, lieber Vater mein (Erste Liebe)	42
Schreib keinen Unsinn nieder! (Unausgesprochene Liebe).....	43
Weiß nicht mehr, was ich nun tun soll	44
Du Aas, du Biest, du Lausetier! (Neckerei).....	45



Dies eine sag ich dir klipp und klar	46
Es ist ein Jammer um jeden Tag.....	47
Reden müssen und nicht dürfen!	48
Angst steht zwischen dir und mir	49
Ich wußte es von Anfang.....	50
Nutzloses Schreiten auf Steinen und Sand	52
Du bist mir mein Studium (Du Doppelgesicht).....	53
Freund, wir sind beide einsam (Wurzeltrieb aus entfremdetem Strauch)	54
Ich habe heute viel gedacht (Altlasten)	55
Hilf mir, Gott.....	56
Eine Nacht ist hinter mir	57
Wenn ich doch einmal wüßt.....	59
Heut muß ich von meinem Bett aufstehn (Die Kranke)	60
Das Spiel ist verloren	61
Ach, mach zu jenem Kind mich wieder (Gebet)	62
Nur Kummer hat uns verbunden	63
Im Ernst, es hätte nicht gepaßt (Absage).....	64
Recht gute Nacht, und träum nicht zu sehr! (Nach Jahren).....	65
War doch, so lang ich denken kann (Der Schachspieler)	66
Gegensätze leiden an einander (Aphorismus).	67
Ich sing Dir ein stilles Lied	68
Du hättest gehen sollen.....	69
Stationen einer Liebe.....	71
Es ist nicht klar, ich weiß es kaum (Beginnende Liebe)	72
Als du mir die dunkelen Rosen brachtest.....	73
Ich führe so viele Gespräche mit dir (Hemmung des Anfangs)	74
Wag's nicht zu sagen, wird schon so sein (Beginnende Liebe).	75
Lieber Freund, es ist kein Leid.....	76
Keine Ruhe dort und hier	77
Meine Liebe ist wie der Wellenschlag	78
Kein Sommerabend ist so still.....	79
Es gibt nichts andres als dich und mich.....	80
Einer Blüte stiller Duft	81
Donaustein, Donaustein (Orakelstein).....	82
Ich bin wie der Baum in der Blütezeit.....	83
Ich habe niemand, der mit mir spricht.....	84



Lieber, lieber Kätzchenstrauß (An seinen Kätzchenstrauß)	85
In meiner Stille steh ich hier	86
Ich habe geschwiegen (Mondnacht im Schnee)	87
Es hängen Rosen auf meinem Tor (In Erwartung des Geliebten)	91
Ich möchte dir zeigen	92
Meine ganze Unrast liegt daran	93
Kommt im Abend wellenschwer	94
Wir lieben uns	95
Mein Leben fällt mir wieder zu wie ein Gedicht	96
Nicht aber nur bitten, danken will ich nun (Lobgesang)	97
Laß mich stark fühlen, was ist (Gebet)	100
Die Wasser spielten blau und rein	101
Du lebst in deiner Welt (Erkenntnis)	102
Um Deiner Liebe willen (Gebet)	103
O mein Gott, ich muß es los werden!	104
Ich möchte mich ganz geben	105
Es kam der runde Sonnenball	106
Da ging der Morgen aus der Nacht (Tagelied)	107
Ich möcht in diesen Tagen allen (Gebet)	108
Bis unter deines Fensters Bogen (Dialog)	109
Vogel, du Flattergeist	110
Und Honigkerzen glühen	111
Bäche, die im Sand versiegen	112
Ein Fenster mit Blumen, ein schräges Dach (Die Einsame)	113
Alle, die alleine gehen (Gebet)	114
Sieh, diese roten Rosen (Nach einem Jahr)	115
Hab's im Stillen angefangen	116
All meines Lebens Sinn? (Gebet)	118
Das werd' ich dir gewisslich niemals sagen	119
So bin ich durch die Welt gefahren	120
So möchte ich sterben, o Gott (Im Alter)	121
Ich möchte noch sehen, wie der Mond steigt (Im Alter)	123
Sie sagten mir (Amor Tod)	124
Weil ich geweint hab zur schlafenden Nacht (Mondgöttin Luna)	125
Natur	127
Danken, ewig danken, danken will ich Dir (Danke)	128



Frühe liegt über der Welt (Jahreswende).....	129
Heute wünsch ich dir ins Haus (Februar)	130
Über unseren Dächern hat sich der blaue Himmel freigemacht (Vorfrühling)	131
Die Quelle fließt (Frühlingsmärchen)	132
Hab wieder Ruhe im Herzen (März)	133
Ich dank Dir für diesen Sonnentag (Gebet im Frühling)	134
Befreit umfing mich die Natur (Frühling)	135
Mich deucht, der Frühling geht dies Jahr (Frühlingsnebel).....	136
Noch eben stürzt der Regen (April).....	137
Es rauscht und rauscht. Gebeugt von jähem Wehen (Frühlingswind).....	138
Die Sonne schaut durch junges Grün (Mai)	139
Die Birken – flüssiges Silber im Wind (Mai).....	140
Still liegt der kleine Garten (Mainacht).....	141
Braunes Laub (Frühling im Walde).....	142
Vom Mittag schickt die Sonne (Juni).....	144
Schwankend stehen gelbe Blumen (Sommer)	145
Rings mit Buchen eingeschlossen (Hochsommer)	146
Vorm Fenster stand ein klarer Tag (Der Vogel).....	147
Heute früh schon war Hitze über der Stadt (Am Mittelmeer)	148
So bin ich nun allein in dieser Wärme (In der Sonne).....	150
Hitze tropft vom Himmel nieder (Gewitterluft)	151
Wir fahren durch das abendliche Land (Fahrt vor Gewitter)	152
Es ist ein Gewitterregen niedergegangen (Entferntes Gewitter)	153
Die gelbweißen Kugeln (Der Bowist)	154
Auftauchend aus dem Geäst der Wälder (Wanderungen)	155
Der Schnitter schnitt das reife Gras (Am Wege).....	157
Der Abend sank nach heißem Tag (Schwedische Sonnenwende).....	158
Nässeflor in der Luft (Ziehende Schwalben).....	160
Nun ruht das Jahr. Und aller Kräfte Fülle (Herbst)	161
Dächer glänzen naß vom Regen (Herbst).....	162
Nun hebt sich die Erde zu dir hinauf (Sonnenuntergang im Herbst).....	163
Weltall	165
Und wieder neigt einer der Tage (Ewigkeit)	166
Ewigkeiten: Alles wird eins (Ewigkeiten).....	167
„Zieh deine Bahn!“ – Du sahst aus Deinen Händen (Schöpfung).....	168
Du Stern, um den die Lieder singen (Untergang).....	169



Wir sind von einem Stern auf einen anderen gesprungen (Zeitreise im Traum).....	170
Flug in den Raum (Zeitreise).....	172
Ob ich nicht doch vielleicht (Relativität der Zeit).....	173
Wie du immer bist geflossen (Im Strom der Zeit).....	174
Wenn diese Wolke vorüberzieht (Das Sternenlied).....	175
Im Traum ziehst du die Schuhe aus.....	176
Zeitgeschehen.....	179
Ich will die Hände heben.....	180
Euch schaudert vor meinem Gedicht?.....	181
Ich seh euch, meiner Väter Schar (1937).....	182
Gott schuf atmend unsre Seele (1937).....	183
Seid ihr vor Ihm ein gleich Geschlecht (September 1939).....	184
Kann das der Wille Gottes sein (Krieg).....	185
Kein Mensch sah je Dein Angesicht (Gebet im Krieg).....	186
Wie ist die Erde doch im Schnee (Winter 1941).....	187
Land meiner Jugend wie liegst du so friedlich (Krieg).....	188
Lang vor Tage trieb's mich auf (Luftangriff am Horizont).....	189
Ich stand bei dir, wir sahen in die Sterne (Luftangriff).....	191
Nun ist's geschehn.....	193
Nun laß mich endlich alle Wege gehn (Heimkehr zur zerstörten Stadt).....	195
Die Glockentürme ragen stumm (Kölner Dom 1943).....	196
Die Wellen sind grau, und das Licht ist so fremd (Im Krieg).....	197
Schnee, Schnee, Schnee, soweit das Auge sieht (1943).....	198
Nacht deckt das weite, tote Gefild (Advent 1943).....	199
Müdigkeit und Schnee (Winter 1942/43).....	200
Alles, was noch wachsen will (Weihnachten im Krieg).....	201
Ich sah den Hügel in den Abend ragen (Siebzehnjähriger Junge, gefallen beim Volkssturm).....	202
Dein Reich, o Gott, es ist uns fern (Dein Reich komme).....	204
Daß auch das Böse Geburt erfährt (Im Krieg).....	206
Wir sangen unsre Freuden (Apokalypse 1945).....	207
Lieber, wenn Du uns heute zu Dir nähmest (In letzten Kämpfen 1945).....	208
Zu sagen leicht, ein schnelles Wort (Zeiten der Flucht).....	209
Du mußt fliehen! (Angsttraum im Krieg).....	211
Sterben? Nein! (Ende des Kriegs).....	212
Jedenfalls bist du ein Satanas geblieben (Nach 1945).....	213



So steh ich nun in neu geschenktem Leben (1949)	214
Gott wird euch wieder entschleiern (1949)	215
Du bist, – im Dunst, der die Fahrt umhüllt (Gebet).....	216
Leichte Wärme auf den Gliedern (Wanderung 1950)	217
Drüben im Tal bauen Menschen ein Haus (1950).....	218
Wahrhaftig (1957)	219
Regen, Regen (Kriegsruine)	220
Du stehst auf der Höhe (Stadt im Tal).....	222
Einzelne Lichter, verhangen und matt (Die neue Stadt um 1960).....	224
Fahre ich wieder den Weg wie vor Jahren (1960).....	225
Es ist nichts zu sagen, bedarf keiner Lieder (1960).....	227
Gelöbnisse	229
Was wollen wir denn? (Wirtschaftswunderzeit)	230
Du rauchst dir den Tod (Wirtschaftswunderzeit)	231
Wir haben nun eine feine Hölle (Neue Wunderwelt).....	232
Du sagtest: Es ist wunderbar (Um 1960).....	233
War der Aufbruch in der Quelle (Kontrafaktur zu Goethe: „Mahomed's Gesang“)	234
Wenn Du wahrhaftig bist (Gebet)	235
Kunst und Künstler, Zu Bildern in einem Kinderbuch	237
Wunder der Woge und ewiges Brausen (Die Künstler)	238
Sie arbeiten alle so große Pläne aus (Schriftsteller)	239
Du aber, sprach der Gott (Der Dichter).....	241
Herr, die Minuten der Hingegebenheit sind selten (Gebet).....	243
Still saß ich im Kämmerlein (Gestörte Intuition)	245
Diese Stunde, dir geschenkt (Schreiben bei Kerzenlicht)	246
Rechnen darf man öffentlich, in einem Eisenbahnabteil (Rechnen)	247
Adam träumte (Adam X).....	248
Jetzt geh ich zum Essen, zum Essen, zum Essen! (Der Dichter – Jetzt geh ich zum Essen).....	250
Ein Vöglein saß einst im grünenden Laub (Der Dichter – Kinderlied).....	250
Wenn er sein Fressen hat, wird Pegasus träge (Der Dichter – Aphorismus).....	251
Es war einmal ein Spatz	252
Scherz-Aufgabe in einer Zeitung.....	252
Noch hat er seinen Ton nicht gefunden (Der junge Dichter).....	253
Auch der gesprungene Krug aus Künstlerhand bleibt schön (Der gesprungene Krug).....	254
Noch winterlich kahl (Zu einer japanischen Zeichnung)	255
Der Himmel schwelt in milchigen Streifen (Van Gogh: Sämann).....	256



Wie soll man es anders sagen (Der Kopf-Mensch)	257
Dunkler Klang (Konzert).....	258
Du sprachst. – Dein Schöpfungswerk ging seinen Gang (Gottes Gesang).....	259
Auf einer Blume sitzt die Maid (Zu einem Bild im Kinderbuch – Elfe).....	260
Wehe, wehe, Schmetterling (Zu einem Bild im Kinderbuch – Schmetterling).....	260
Hier sitz ich gern, ich bin allein (Zu einem Bild im Kinderbuch – Rast eines kleinen Mädchens)	261
Gestern, denk dir, sah ich sie (Zu einer Bildgeschichte im Kinderbuch – Spatz und Spätzin)	262
Im Schutz der weiß beladnen Tannen (Zu einer Bildgeschichte im Kinderbuch – Das Eichhorn).....	262
Glaube und Gebet	265
Des Cherubs Gewand leuchtet rot (Vertreibung aus dem Paradies).....	266
All unsre Lichter sind ausgebrannt (Zu Matth. 12, 1-13).....	267
Du mußt in alle Lande gehen (An einen Menschen)	268
Nun sinken die Bilder in den dunkelnden Raum (Chartres, Kathedrale am Abend).....	269
Lohnt doch aller Tage Last (Erster Advent im Dom zu Chartres)	270
Was dich schüttelt, Maria (Berufungen).....	271
Halle, deren Streben nicht mehr in meinen Augen liegt (Notre Dame de Paris).....	272
Die Flügel des Baues (Kloster Melk)	273
Wie soll ich es sagen (Altenberger Dom: Schutzmantel-Madonna)	274
Herr Gott, dies eine bitt ich Dich (Gebet in der Jugend).....	276
Still will ich nicht werden! (Sturm und Drang).....	277
Weiß denn die Erde um ihr Sein und Bleiben? (Zweifel)	279
Nun ist es still über glitzerndem Eise (Aufruhr der Jugend).....	280
Wenn ich einmal fertig bin (Lied eines Undankbaren)	282
Du weißt es, Feindschaft war es nicht (Schuld)	283
Wenn mich der letzte Mut verläßt (Gebet).....	284
Wenn ich Dich suche, der Du in den Gründen (Gebet).....	285
Dein Wille soll geschehen (Gebet).....	286
Wem der Tag an Freuden leer	287
Du stehst weit hinter aller Welt (Gebet).....	288
Ich hatte schon tausendmal (Gebet)	290
Eine Stimme hör ich, die mag ich nicht (Gebet).	292
Herr, mein Herz hat kein Zuhause mehr (Gebet).	293
Herr, ich habe die Stille nicht mehr (Gebet).....	295
Und hab ich Dich vergessen (Gebet).....	296



Vater im Himmel (Vater unser).....	297
Eines gib mir (Gebet)	298
Gib, daß ich mich vergessen kann (Gebet).....	300
Und über all dem bist Du (Gebet)	303
Kehr ich mich weg? O Gott, sag nein (Gebet)	305
Ich will die Sorge lassen sein (Gebet)	306
Ich will nicht sorgen, denn Du weißt (Gebet)	307
O, Heimat, endlich wieder! (Unio Mystica)	308
Das Allergewisseste	309
Und gäbst Du mir alle Wünsche frei (Mit verbundenen Augen).....	310
All meine Wünsche schweigen stille (Vor einer Kerze)	312
Ich zünde Dir die Kerzen an (Advent)	313
Komm wieder zu mir und bleibe mein (Weihnachtsgebet).....	314
Meine Seele hatte sich heut	316
Es sinken die Flammen der Glut (Abendgebet).....	317
Wenn ich schlafe, seh ich Dich (Gebet)	318
Der Morgen kommt, ich bin bereit (Morgengebet)	320
Gott Vater, Du hast die Welt gemacht (Gebet)	321
Ich liebe dich, Welt meiner Augen	323
Schwer waren die Stunden	325
Herr, wenn der Kampf beginnt.....	326
Oh, durchdringe mich ganz!	327
Herr, laß das Feuer nicht erkalten.....	328
Vater, ich danke Dir (Gebet)	329
Das beste, was Gott dir geben kann.....	330
Krisen	331
Früher, als der Tod an meine Tür trat (Gebet).....	332
Weißt Du noch jene Morgenstunde? (Gebet)	334
Manchmal denke ich	336
Zitrus, duftig aufgerafft	338
Als ich des Morgens erwachte (Frühe Erinnerung).....	339
Du nahmest mich aus dem Wagen (Frühe Erinnerung)	340
Ich habe Laufen gelernt (Frühes Erinnern).....	342
Morgen legt das Schiff an.....	343
Ach, einmal mit dem Kahn.....	344
Nächte sind Jahre des Schlafs.....	345



Ein Blatt Papier	346
Mit meiner ganzen Fracht (Gebet)	350
Der Ätna hüllt sich in Wolken (Ätna)	351
Wenn Du mir auch dieses wieder versagen würdest (In Krankheit)	353
Furchtbar, wenn es mitten im Leben geschieht! (Todesnähe).....	354
Es war ein furchtbarer Traum (Traumprotokoll).....	356
Träume leben in Gassen (Traumprotokoll: Todestraum am Mittelmeer).....	359
Nun weiß ich nicht mehr, wozu.....	362
Ich kann nicht mehr (Verzweiflung)	363
Im Grunde bin ich mit Dir allein (Gebet).....	364
Dann erhalten die Dinge einen Rand von Licht (Bei geschlossenen Augen).....	365
Und alle reden, ich träume nur noch (Traumprotokoll).....	366
Erleuchte mich, Feuer, und wärme! (Ausgebrannt)	368
Feuer, liebes Feuer	369
Ich weiß nicht, ob ich es zwing (Der Schwimmer).	370
Trüb ist Gefängnis, doch gnädig nach der Schlacht (Nach Krankheit)	371
„Wenn du mich suchst, so bin ich da.“ (Rätsel).....	373
Gott Vater, mir ist das Herz so schwer.....	374
Bin ich noch da? Alles erreicht? (Am Morgen)	376
Verlaß mich nicht in diesen trüben Stunden! (Gebet)	377
Das Höchste mußt du bieten.....	378
Was soll ich denn tun? (Gebet)	379
Ich habe zuviel nach innen gehört (Gebet).....	380
Hilf mir, Gott!.....	381
Du bist müde, – du mußt schlafen	382
Befreit bist du zu neuer Last.....	383
Um schlafbedeckte Augen stand die Nacht (Traumprotokoll).....	384
Da kommt es (Traumprotokoll).....	385
Nun gehst du wieder in die Wüste ein (Oase)	386
Nun will ich den Wunsch beiseite geben	387
An einen Verstorbenen	389
Ich träume oft, es blüht das Jahr (Vorahnung)	390
Du standest im hellen Hause	391
Lieber Freund, daß du mich tröstest (An einen Toten).....	392
Mir graut, daß du mir zum Gespenst geworden bist (An einen Toten)	393
Wenn ich nicht wüßte (An einen Verstorbenen)	394



Ich bin wie du geweiht (An einen Verstorbenen).....	395
Fetzen über dem Himmel (An einen Toten).....	396
Alle hellen Töne (An einen Toten).....	398
Die letzte Rose des Jahres (Aphorismus).....	399
Trübe, dunkel, naß und schwer (Erster Frost).....	400
Wie tödliches Wehen schleicht kalt es im Grau (November).....	401
In den Tälern lag Nebel (Nebel-Erinnern).....	402
Glockenhaft steht der Nebel (Wandern im Nebel).....	404
Das Nebelhorn –Winter auf Norderney.....	405
Weiß schimmernd tanzt vom Himmel der lichte Schnee (Schneeschauer).....	407
Der Himmel raucht (Im Schneelicht).....	408
Über einem braunen Kuppelberg.....	409
Winter, Winter, alles weiß (Kinderlied).....	410
Es war so kalt, so kalt (Nie zufrieden).....	411
Das Kreuz stand lange am Himmel (Sternbild).....	412
Wie schlanke Riesen steigen dunkel (Morgendämmern).....	413
Ich möchte die Sprache (Pappel).....	414
Morgensonne, klare Luft (Am Morgen).....	415
Wir sind schon lange auf (Morgenlied der Vögel).....	416
Von lichtumspielten Bergeshöhn (Wuppertal im Morgenlicht).....	417
Ach, so ausgeruht (Abendläuten).....	418
Letzte Sonne im Mückentanz.....	419
Ich blickte einst zum Abendhimmel auf (Abend).....	420
Und wieder aus der Wolkenschicht (Abend nach Regen).....	421
Himmel über unsrem Tal.....	422
Brauner Wald auf der Höhe (Stadt unter den herbstlichen Höhen am Abend).....	423
Die Wolken ziehn. – Ein Vogel ruft (Abend).....	424
Ich schritt hinaus. – Noch webt der Schein (Mond).....	425
Vom Fenster am Dach (Geborgenheit).....	427
Schließ deine Augen, Blatt um Blatt (Am Abend).....	428
Viele Sonnen rinnen zusammen zu einem Punkt (Mit geschlossenen Augen).....	429
Wie mich nun ein Traum von Frieden (Nacht).....	430
Unendlich still die Tanne im Raum (Nacht).....	431
Über den Welten, dem ruhenden Land.....	432
Eines habe ich Dich gebeten (Gebet in der Nacht).....	433
Große rote Tulpen (Tulpen).....	434



Eine Aralie (Lebenskraft).....	435
Auf schlankem Schaft (Amaryllis).....	436
Und täglich blickst du.....	437
Brausend von den steilen Hängen (Ravennaschlucht im Schwarzwald).....	438
Du aus meerverhüllten Tagen (Norddeutsches Tiefland).....	439
Sieh hindurch! – Es schwirren Kreise (Kreise im See).....	440
Du lebst im Winde, still bewegter See.....	441
Aber der Sturm wird kommen (Im ruhenden Auge des Sturms).....	442
Furchtbarer Gedanke (Flutkatastrophe in Hamburg).....	443
Alter und Tod	445
Ob du im Tode über das Land schauen wirst?.....	446
Einmal stand ich schon am Tor (Gebet in Todesnähe).....	447
In Deinen Himmel sink ich ein (Gebet).....	449
Dein Sterben hat mitten im Dasein begonnen (Vergessen).....	450
Du weißt alleine, wie uns ist (Karfreitag).....	451
Sank alles einmal in meinen Tag.....	452
Das gibt sich alles, ist auch nicht schwer.....	453
In dieser Stunde der Not (Gebet im Alter).....	454
Ich danke Dir für Glück und Leid (Gebet im Alter).....	455
Wenn es das gibt (Gebet).....	456
Ich weiß so sicher meine Bahn (Gebet).....	458
Und das große Geheimnis ist nun dein.....	459
Ich singe Dir ein kleines Lied (Gebet im Alter).....	460





Zu Gottfried Benns Gedicht „Aster“

Versuch einer Analyse



Inhalt

Texte zum Vergleich

Gottfried Benn: Astern 478

Eduard Mörike: Um Mitternacht 478

Vorbemerkung 479

Einleitung

Zu Benns Artistik 480

Kapitel I

„Astern“ als Kontrafaktur zu Eduard Mörike: „Um Mitternacht“ 480

Kapitel II

Übergreifende Strukturen der Form in „Astern“ 481

1: Formale Grundbausteine 481

2: Linie des Aufbaus: Dramatische Kulmination 482

3: Das künstlerische Prinzip 483

Kapitel III

Bann und entgleitende Zeit 483

1: Zögernde Sprache: Stunde des Banns 483

2: Bewegende Elemente: Fortschreitende Zeit 486

3: Verschränkung von Fortgang und Bann durch Formelemente 487

Kapitel IV

Melos als Stimmungsausdruck 490

1: Wechselnde Empfindung im Sprachklang 490

2: Ausgewogener Ton: Würde der letzten Stunde 492

3: Melos und Artistik 493

Kapitel V

Die Bedeutung einer zäsierten Strophenstruktur 494

1: Naturerleben und inneres Wissen 494



Inhalt	475
2: Strophenteilung als Mittel der Mörike-Kontrafaktur	495
Kapitel VI	
Untersuchung von Einzelmotiven	496
1: Schwälende Tage	496
2: A stern – Initiale des Gedichtes	497
3: Kreative Stunde in schwälenden Tagen	498
4: Der beschwörende Zauber	499
5: Waagejoch und Vogelflügel als Leitmotiv	500
6: Klimax: Blick zum Himmel und sterbendes Werden	504
7: Der personifizierte Sommer	506
7 a: Erste Deutungshypothese: Der Sommer als Vertreter des Dichters	506
7 b: Zweite Deutungshypothese: Sommer als Gegenbild zum Menschen	508
7 c: Fazit zur unterschiedlichen Deutung des Sommers	510
8. Der Tod	511
8 a: Schwalbenfahrt in die Nacht	511
8 b: „A stern“ als Todestragödie	512
8 c: Ewige Nacht	513
8 d: Zum Todesbewußtsein des Dichters	513
Kapitel VII	
Vergleich zwischen Mörike und Benn	515
1: Das gemeinsame Thema: Dauer und Wandel der Zeit	515
2: Überpersönliche Geltung und subjektiver Ausdruck	517
2 a: Die umfassende Bedeutung der Mörike-Vision	517
2 b: Eine persönliche Tragödie bei Benn	518
3: Zur Person der beiden Autoren	518
3 a: Zur Mentalität dieser Dichter	518
3 b: Zur Grundüberzeugung bei Mörike und Benn	520
4: Bennis Umgang mit Mörikes Text	522
Kapitel VIII	
„A stern“ als Teil der „Statischen Gedichte“	523



1: Zur Entstehung der „Statischen Gedichte“	523
2 : Benns Leitspruch zur statischen Lyrik und „Astern“	524
2 a: Interpretation des Titeltexes	524
2 b: Bezüge zwischen dem Titeltex und „Astern“	526
3: Zur Reaktion auf Zeitumstände in den „Statischen Gedichten“	527
3 a: Verhüllte Bezüge auf Zeitumstände	527
3 b: „Einsamer nie –“ und „Astern“	528
3 c: „Anemone“ und „Astern“	530
3 d: Das Gedicht „Astern“ und seine Entstehungszeit	531
4: Zur Rezeption der „Statischen Gedichte“ nach dem Krieg	533

Kapitel IX

Benns Lyriktheorie als Hintergrund zu „Astern“	534
1: Vorinformationen	534
2: Artistische Technik	535
2 a: Das Wesen der artistischen Technik	535
2 b: Störende Spuren einer bewussten Arbeit am Text	535
3: Benns programmatischer Subjektivismus	536
3 a: Das „absolute Gedicht“ als Ausdruck des Ichs	536
3 b: Das Verhältnis von Inhalt und Form	537
4: Der überpersönliche Bezug in Benns Theorie und Praxis	538
4 a: Das Allgemeine bei Benn	538
4 b: Artistische Deutungshilfe	539
5: Das dichterische Wort	540
5 a: Das Worte als „Chiffre“	540
5 b: Die äußere Wortform als Inspiration	542
5 c: Zum Anteil des Lesers am chiffrierenden Wort:	543
5 d: Der Vorrang des Substantivs vor Adjektiv und Verb	544
5 e: Wirklichkeitszertrümmerung durch Worte	545

Kapitel X

Zum Dichter von „Astern“	546
1: Vorbemerkung	546
2: Zu Divergenzen in Benns Kunsttheorie	546



Inhalt	477
2 a: Widersprüche und Widersprechen.....	546
2 b: Faszination des Ganzen vom Inhalt und Form.....	547
2 c: Drückende Tradition.....	548
2 d: „Aster“ – ein absolutes Gedicht und doch engagiert.....	548
3: Der Dichter und die zerdachte Welt.....	549
3 a: Die rationale Verengung der Welt.....	549
3 b: Wunschhafte Zukunftsprognose.....	550
4: Die metaphysische Aporie	551
Abschluß	
Zauber des Worts.....	554
Anmerkungsverzeichnis	556



Texte zum Vergleich

Gottfried Benn: Astern

1886-1956

Astern – schwälende Tage,
alte Beschwörung, Bann,
die Götter halten die Waage
eine zögernde Stunde an.

Noch einmal die goldenen Herden
der Himmel, das Licht, der Flor,
was brütet das alte Werden
unter den sterbenden Flügeln vor?

Noch einmal das Ersehnte,
den Rausch, der Rosen Du, –
der Sommer stand und lehnte
und sah den Schwalben zu,

noch einmal ein Vermuten,
wo längst Gewissheit wacht:
die Schwalben streifen die Fluten
und trinken Fahrten und Nacht.

(Entstehung 1935, erschienen 1936, in „Statische Gedichte“ 1948-1949)

Eduard Mörike: Um Mitternacht

1804-1875

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Waage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht ins Ohr



Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralte alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd,
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tag.

(Ersterscheinung 1827)

Vorbemerkung

Zitate und Bezüge sind entnommen aus folgender Werkausgabe:

Gottfried Benn: Gesammelte Werke, Herausgeber: Dieter Wellershoff

1. Auflage 1959-1966, Limes-Verlag, Wiesbaden

- Band 1: Essays, Reden, Vorträge,
Nachwort des Herausgebers, Kommentare des Herausgebers
- Band 2: Prosa und Szenen
Nachwort des Herausgebers, Kommentare des Herausgebers
- Band 3: Gedichte
Nachwort des Herausgebers, Kommentare des Herausgebers
- Band 4: Autobiographische und vermischte Schriften,
Nachwort des Herausgebers, Kommentare des Herausgebers,
Begriffsverzeichnis

Der Fundort der herangezogenen Stellen wird mit Band- und Seitenzahl in einer Anmerkungsliste zusammengestellt.



Einleitung

Zu Benns Artistik

Gottfried Benn prägte den Terminus „Artistik“ für eine sehr bewusste Formgestaltung bei der „Herstellung“ von Gedichten und nachträgliches Feilen. Über diesen Terminus soll später genauer gesprochen werden. In „Asterne“ schuf Benn ein makellostes Gedicht. Es wirkt kaum vorstellbar, daß es durch „Feilen“ zustande kam. Und doch ist es offenbar so, daß jedes Wort, jeder Versfuß, jeder Satzbau und jede Interpunktion genau kontrolliert worden sind. Deswegen eignet sich „Asterne“ besonders für eine Formanalyse, aus welcher sich zugleich die Interpretation ergibt. Dieser Versuch soll hier unternommen werden.

Kapitel I

„Asterne“ als Kontrafaktur zu Eduard Mörike: „Um Mitternacht“

Zwischen den Gedichten „Um Mitternacht“ von Eduard Mörike und „Asterne“ von Gottfried Benn stellt man Motivbezug fest: Zyklische Phasen im Ablauf der Zeit sind personifiziert, erscheinen als Gestalten, bei Mörike die Nacht und der Sommer bei Benn. Gemeinsam ist auch das Bild einer Waage der Zeit. Ihr Joch kommt zum Stehen, während ein Zyklus sich wendet.

Mörike beschreibt: Die Nacht trat „gelassen“ ans Land, „stieg“ bis zu den Bergen hinauf. „Um Mitternacht“ sieht sie das Sternbild der Waage am Himmel, mittönend im Klingen der Sphären bei „gleichgeschwungnem“ Joch über den ruhenden Schalen. Indessen rauschen die Quellen des neu beginnenden Tags. Nächte und Tage gehen harmonisch eines ins andere über. Zeit ist verlässliche Dauer. Bei „Asterne“ dagegen gehört die Waage zu Bildern innerer Schau wie brütendes Werden und Sommer. Das Waagejoch steht, – von Göttern gebannt, während der letzten noch sonnigen Stunde, ehe ein Sommer stirbt.

Doch die „Gewissheit“ bleibt wach, Zeit sei nicht aufzuhalten und führe dem Tod entgegen. Sie endet abrupt bei trinkenden Schwalben an „Fluten“ der „Nacht“, zu interpretieren als Trunk aus der Lethe, gefolgt vom Vergessen. Mit dem versteckten mythischen Bild spricht sich Benns Umdeutung aus: Es geht



nicht um zyklischen Wandel, das Niederfallen der Schwalben spiegelt die Endgültigkeit menschlichen Tods.

Der Dichter schrieb ziemlich oft Kontrafakturen, gab den Motiven bekannter Gedichte eigenen Sinn, – so also hier: Widerspruch gegen ein Allgefühl, durch das sich der Tod des Einzelnen relativiert, prägt diesen ganzen Text, verhüllt hinter Gegenbildern zu Mörikes Gedicht, erkennbar im analogen Wortgebrauch. Das soll an späterem Ort genauer dargestellt werden, vorerst jenes Beispiel der beiden Zeitgestalten: Die Nacht „lehnt träumend an der Berge Wand“, – „der Sommer stand und lehnte“. „Lehnen“ wird sonst wie auch bei Mörike meistens ergänzt: ‚an (etwas) lehnen‘. Man stutzt vor dem Ungewohnten, hält einen Augenblick an – und stößt auf Beziehung zu Mörikes Nacht, – vermutet vielleicht schon beim Bilde der Waage, nun aber vom Dichter bestätigt. Der Verbgebrauch ohne lokale Bestimmung beruhte wohl auch auf Reimzwang, doch exponiert sich durch diese Eigenart das Bild des lehrenden Sommers. Ungewöhnliche Sprachelemente nutzte Benn häufig, um Hinweise einzubringen, die stutzig machen sollten. Weitere Beispiele werden sich finden.

Das gemeinsame Thema beider Gedichte ist also die Zeit, – bei Mörike überpersönliche Dauer und endliches Leben bei Benn. Trotz Bannung von Licht und Blühen bringt jene „zögernde“ Stunde nicht einen zeitlos ruhenden Augenblick, aus dem die Quellen des Tages „kecker“ entspringen, – der Sommer vergeht. Daß eine „Fahrt“ in die „Nacht“ folgen werde, und dies heißt für Benn: ins Vergessen des Nichts, wird zwar erst nachträglich aufgedeckt, ist aber unterschwellig von Anfang an richtungweisend und gibt dem gedehnten Zeitempfinden des Sprechers den ambivalenten Charakter.

Kapitel II

Übergreifende Strukturen der Form in „Astern“

1: Formale Grundbausteine

Es folgt nun ein Überblick zu Strukturen, welche das Grundbild des Textes bestimmen. Sie werden im Laufe der Analyse genauer besprochen.



„Aster“ umfaßt vier Vierzeilerstrophen mit je drei Takten pro Vers und Kreuzreim. Diese recht schlichte, nahezu liedhafte Form kommt dichter Sprache entgegen und fördert die Einprägsamkeit.

Rhythmische Variationen, bestehend aus Trochäen und Daktylen, gestalten zunächst das metrische Bild, sie unterstützen die wechselnde Spannung. Mittel des Ausdrucks ist auch der spätere Übergang zu ununterbrochenen, fließenden Trochäen, deren beständiges Gleiten zum Ende der Strophe strebt.

Alle Strophen besitzen Zäsuren in ihrer Mitte: Die Anfangszeilen der ersten drei Strophen wenden sich dem Naturanblick zu. Betont wird die expressive Diktion durch einzeln hervorgestoßene Worte, durch ein erregtes Nennen dessen, was sichtbar ist, und durch den Ausdruck von Wünschen. Nach der Zäsur treten Visionen auf, jetzt nicht mehr verkürzt ausgedrückt, sondern als knapper, aber präzise vollendeter Satz und immer bezogen auf Tod. Diese Schlußbilder bleiben nicht bloße Metaphern, sie stehen konkret vor dem inneren Auge des Sprechers.

Auch bei der letzten Strophe hat Benn das zäsierte Schema gewahrt, doch anders gefüllt als bisher: Alle vier Zeilen beziehen sich auf den Tod, – worüber zu reden sein wird. Trotz ihrer Teilung wirken die Strophen geschlossen infolge des gekreuzten Reims. Auf Position a geht er zweisilbig aus, einsilbig dann auf b. Sein Abschluß ist also kurz und bringt so den Eindruck der Rundung hervor. Ein solcher zum Ende zielender Reim suggeriert das Zusammengehören der unterschiedlichen Strophenabschnitte: Ihre Gestalt dient der Konfrontation von Außen- und Innenwelt, stellt widersprüchliche Schichten ein- und desselben Erlebens dar.

Grundtempus ist das Präsens, nur als der Sommer erscheint und Ruhe um sich verbreitet, tritt Imperfekt ein.

Wiewohl dies Gedicht im unmittelbaren Selbstausspruch spricht, nennt sich kein lyrisches Ich, ein Sprecher bleibt ungesehen, – das heißt, sofern man die Hypothese beiseite läßt, der menschlich verkörperte Sommer sei Träger des Monologs. Die Frage nach dieser Möglichkeit wird zur Behandlung kommen.

2: Linie des Aufbaus: Dramatische Kulmination

Anfänglich glaubt man, es gehe nur um die Natur. Aber ein solcher Eindruck verliert sich schon bald, spätestens vor der Vision eines „Werdens“, welches



dem Vogel gleichsieht, der sterbend noch brüten will. Sein Anblick weckt Angst, verändert die Stimmung, wird zur zentralen Kulmination des Gedichts.

Ganz unerwartet folgt dann ein ruhiges Bild: Die Sommergestalt ist sichtbar geworden und schaut scheinbar gelassen dem Treiben der Schwalben zu.

Umso schockierender kommt das Ende, Todesgewißheit meldet sich im Bewußtsein, zunächst nur angedeutet. Plötzliche Klärung bringt die Metapher „Nacht“, erschließbar als Trunk aus den „Fluten“ der Lethe. – Es handelt sich damit um pointierte Enthüllung, was wiederholendes Lesen verlangt.

Im Ganzen gesehen, beschreibt der Verlauf des Textes eine dramatische Linie über die Ahnung auf seinem Höhepunkt bis hin zur „Gewißheit“ am Schluß. „Asterne“ stellt eine Tragödie dar. Der tragische Kampf um mehr Leben erlischt vor den Schwalben.

3: *Das artistische Prinzip*

Über grundsätzliche Formungsprinzipien ist noch zu sagen: Benn hat das Gedicht geschrieben, als er fast fünfzigjährig in der entscheidenden Wendung all seines Schaffens stand. Die expressionistische Jugendphase lag zwar seit langem zurück, doch seine Gedichte bewahrten auch jetzt den expressiv wirkenden Ton, nun aber sehr bewußt als ‚Ausdruckskunst‘ durchkomponiert, verbunden mit programmatisch bekundetem Willen zum ‚absoluten‘ Vorrang der Form. Fertige Texte entstanden sehr selten spontan. Wie schon gesagt: Benns „Herstellung“ von Gedichten beruhte auf kritischer Arbeit, die er Artistik nannte. Bei „Asterne“ blieb nichts dem Zufall überlassen.

Kapitel III

Bann und entgleitende Zeit

1: *Zögernde Sprache: Stunde des Banns*

Das Grundthema ‚Zeit‘ formt Benn durch ganz bestimmte artistische Mittel. Im ersten Teil des Gedichts gestaltet vor allem das Metrum gedehntes Erleben bei untergründigem Wissen um die entgleitende Zeit. Wenn man den Text laut liest,



trägt häufig die Führung des Atems durch rhythmische Elemente den zögernden Aussageklang:

x - x - - x - a Aster – schwälende Tage,
 x - - x - x b alte Beschwörung, Bann,
 - x - x - - x - a die Götter halten die Waage
 - - x - - x - x b eine zögernde Stunde an.
 - x - - x - - x - a Noch einmal die goldenen Herden
 - x - - x - x b der Himmel, das Licht, der Flor,
 - x - - x - x - a was brüdet das alte Werden
 - - - x - - x - x b unter den sterbenden Flügeln vor?

Der Dichter hebt das Verweilen der Stunde hervor, vollzogen im rhythmischen Stau: Auftakte, sonst immer vorhanden, fehlen zu Anfang in Zeile eins und zwei. Die Verse enthalten einzelne Substantive, syntaktisch ungebunden, durch stockende Pausen getrennt, nur teilweise mit Attributen ergänzt. Der Leser ist sofort, ohne die Brücke des Auftakts, vom Bann einer zögernden Sprache umgeben. Nachdrücklich dehnt sich der Stamm des Wortes „Beschwörung“ durch metrische Vorsilbentrennung. Eine Sprechpause hinter dem Wort deutet auf eingetretenen „Bann“: Alliteration unterstreicht die zentrale Bedeutung der Stelle:

alte Beschwörung, Bann,
 x - - x - x

In Zeile vier der beiden ersten Strophen verlängert sich der Auftakt zur Zwei- und Dreisilbigkeit. Solche Fracht an der Zeilenschwelle wirkt wie ein Stolperstein für Rezitatoren, man atmet darnach, was einen verstärkten Akzent auf die folgenden Worte legt, in denen das Wesen der Stunde sich ausdrückt als aufgehaltenes Sterben:

eine * zögernde Stunde – unter den * sterbenden Flügeln

Daktylen und Trochäen bestimmen zunächst den Ton. Wenn man, zwecks Arbeitshilfe, ein daktylisches Grundschema annimmt, kann man in den Trochäen verkürzte Versfüße sehen, ihr unerwartetes Ende bewirkt Zäsuren beim mündlichen Vortrag, so daß der Eindruck gehemmter, aber auch willentlich ‚bannender‘ Rede entsteht.



Während der Anfangsstrophe wechselt bei allen vier Zeilen die Position der Trochäen und der Daktylen zwischen Takt eins und zwei. Auch solche Versfußsprünge führen zur stockenden Sprache, denn das Gehör stellt sich nicht so gleich um. Man empfindet besonders stark den Schnitt nach den Trochäen.

Diese Trochäen sind alle an Substantive gebunden, – für Benn eine „statische“ Wortart, die mehr Phantasie auslösen konnte als jedes andere Wort (1).

Wie oben erwähnt, bleiben zu Strophenbeginn Benns Nomina ohne vollendeten Satz, nur das „Noch einmal“ und sparsame partizipiale Attribute treten hinzu. Verben, welche als ‚Zeitwort‘ immer den Ablauf der Zeit mit enthalten, werden vermieden. Das vereinzelt Nomen ist Ausdruck des Verweilens.

Unter leuchtendem Himmel kommt Glücksgefühl auf. Bei den entscheidenden Substantiven dehnt sich der kostbare Augenblick durch Zeilensprung „Herden / der Himmel“.

Zum einzigen Mal im ganzen Gedicht tritt danach der Jambus ein, dessen zur Höhe gerichteter Sprachklang die Blicke auf leuchtenden Himmel hinlenkt, auf scheinbar verweilenden Sommer:

 Noch einmal die goldenen Herden
 der Himmel, das Licht, der Flor,
 - x - x

Selbst wenn dann später, in Strophe drei, fortlaufende Trochäen einsetzen, ist immer noch bannende Rede erzwungen durch Isolation der Substantive „Rausch“ und „Rosen Du, –“. Die Wünsche nach Leben, nun eruptiv zum Ausdruck gebracht, werden vom Stabreim betont:

 Noch einmal das Ersehnte,
 den Rausch, der Rosen Du, –

Ein letztes Mal im Sommerbild kommt scheinbar die Zeit zum Stehen. Der ausgeglichene, parataktische Imperfektsatz und statischer Inhalt von Verben umgeben den Sommer mit Ruhe:

 Der Sommer stand und lehnte
 und sah den Schwalben zu,.....



Die zögernde Sprache verschwindet jedoch beim Anblick der Schwalben. Ihre Bewegung vertreibt alle Illusion.

Bisher hat sich also gezeigt: Artistische Mittel beschwören verweilende Zeit. Benn brauchte auch sonst oft „Worte“, die er als „Zauber“ verstand (1), denn sie besaßen bannende Kräfte, führten zum Ausdruck „des dumpfen schöpferischen Keims“ (2).

Bei diesem Gedicht jedoch entfaltet das Wort nicht allein seine grundsätzlich magische Kraft, darüber hinaus hat der Dichter eine „Beschwörung“ thematisiert und in der Sprachform vollzogen: Es ist die Stunde betonender Rede, welche den Augenblick dehnt mit Zaubergewalt.

2: *Bewegende Elemente: Fortschreitende Zeit*

Trotz des Beharrens strebt das Gedicht zugleich dem Ende entgegen wie die nur scheinbar gebändigte Zeit, – besonders im dreifachen Strophenbeginn: „Noch einmal“. Mit diesen vorwärts treibenden Worten, ihrem Begehren nach Raum für ein letztes Erleben, zehrt das Geschenk der Stunde sich auf. Eine zügige Linie der Sprache entsteht bereits in der zweiten Strophe, obgleich deren Inhalt den Blick „noch einmal“ ruhen läßt auf sommerlichen Himmeln.

Der Rhythmus zielt auf „der Himmel“, als Genitivplural gemeint, auf das entscheidende Wort:

Noch einmal die goldenen Herden / der Himmel, das Licht, der Flor

- x - - x - - x - - x - - x - x

Zeitlicher Fortgang ist auch zu spüren, wenn nach vereinzelt Nomen plötzlich ein ganzer Satz über zwei Zeilen hin folgt: „Was brütet das alte Werden / unter den sterbenden Flügeln vor?“

Gleich nach dem Stimmungsumbruch vor sterbenden Mutterflügeln tritt die vergehende Zeit merklich hervor mit den Trochäen, nie aber wird ihr Fortgang erwähnt, denn noch geschieht er verdeckt, ist scheinbar zum Stillstand gebracht.

Vom Kreuzreim gilt ähnliches wie von den metrisch bewegenden Mitteln. Sein Ineinandergreifen führt zügig die Strophen zu Ende und macht so aus jeder zuletzt einen vergangenen Anteil der kurz bemessenen Zeit. Liedhafte Formung des Ganzen legt sich darüber als Richtung auf die Pointe.



Selbst Satzzeichen müssen der Zügigkeit dienen. Benn setzt vor den Sinnzäsuren innerhalb aller Strophen koppelnde Zeichen ein wie Kommata, Gedankenstrich oder den Doppelpunkt, macht optisch erkennbar, daß widerspruchsvolle Stimmungsgehalte zusammengehören. Immer ergibt sich daraus die Kleinschrift der folgenden Bilder trotz ihrer syntaktischen Selbstständigkeit. Solche formale Bindung soll flüssiges Lesen bezwecken. Benns Zeichen werden zur Klammer zwischen Naturerleben und Omen der Innensicht.

Doch nur Strophe eins und zwei und selbstverständlich die letzte schließen als deutlich vollendeter Satz mit Punkt oder Fragezeichen, nicht aber die dritte: Sie endet im Komma, was zu Beginn der vierten Kleinschrift erzwingt, grammatisch unbegründet, Brückenschlag gleichsam zum klärenden Schluß. Mittels der Interpunktion strebt eine ununterbrochene Linie dem Ende der Stunde zu. Doppelpunkt bringt sie ans Ziel:

Noch einmal das Ersehnte,
den Rausch, der Rosen Du, –
der Sommer stand und lehnte
und sah den Schwalben zu,

noch einmal ein Vermuten,
wo längst Gewissheit wacht:
die Schwalben streifen die Fluten
und trinken Fahrt und Nacht.

Wenn Benn seine Lyrik vortrug, schickte er Informationen vorher zur Länge und Strophenstruktur. Er rät im Vortrag „Probleme der Lyrik“, beides zu überblicken, ehe man liest, und erst zuletzt den Text gesprochen zu hören, wobei er dem Hören weniger Eindruckskraft zuspricht als dem Lesen, denn aus dem Lesen gewinne die Erwartung grundsätzliche Anhaltspunkte (1). Die optisch wahrnehmbare Form des Textes zählt zu Benns Ausdrucksmitteln. Davon soll im Kapitel IX genauer gesprochen werden.

3: Verschränkung von Fortgang und Bann durch Formelemente

Es fällt jedoch auf: Formen, welche das Bannungsgefühl oder den unaufhebba- ren Zeitlauf gestalten, liegen meist dicht beieinander, verzahnen sich oft durch Sprachelemente, die beides in sich enthalten.



Zum Beispiel die satzlosen Substantive: Kraft ihrer Form erzeugen sie ein Stagnieren, sind aber inhaltlich geladen mit Expression. Der Wunsch, zu verweilen, entspringt dem Bewußtsein drängender Zeit.

Doppelwirkung ergibt sich auch da, wo Mehrsilbigkeit des Auftakts vorliegt: Das ‚Stolpern‘ über gehäufte tonlose Silben bedingt zunächst ein rasch verschleifendes Sprechen, gleichsam den Stoß nach vorn, – eh es darnach zur Atempause kommt, welche das folgende zögernde Wort exponiert.

Auch während der Sommerzeilen der letzten Strophe bewirken die statischen Imperfektverben bei parataktischem Satzbau zwar scheinbar völlige Ruhe. – Im Untergrund aber schreiten indessen Trochäen gleichmäßig fort wie Pendelschlag einer Uhr:

... der Sommer stand und lehnte und sah den Schwalben zu,...

Besonders Daktylen mit ihrem rhythmischen Traben erzeugen grundsätzlich in „Aster“ den unterschwelligem Eindruck, daß etwas sich ständig bewege. Der Versfußwechsel zu Anfang des Gedichts betont nicht nur die Ruhepausen nach den Trochäen, auch Unruhe bei den Daktylen.

Dann, in der zweiten Strophe beginnen alle Zeilen mit Auftakt und Daktylus. Der Versfuß ohne melodische Ruhe hat nun die Führung ergriffen, während sich Wünsche erfüllten.

Zwar macht das Komma hinter „der Himmel“ aus den nun folgenden Worten zum Himmel gerichtete Jamben: „das Licht, der Flor“. Doch diesem erhabenen Bild folgt eine unruhige Kombination von Daktylen und Trochäen: Sterbendes Werden erscheint als Vision und Umbruch des Gedichts. Dann setzt der Trochäenstrom ein. Die emotionalen Wünsche nach Schöpferrausch und Rosen nimmt er mit auf den Weg zu Fluten, Fahrt und Nacht.

Aber sobald der lehrende Sommer erscheint, gewinnt der Trochäengang Ruhe durch parataktische Sätze und Imperfekt: Der Sommer ergibt sich vor dem, was Notwendigkeit hat, setzt der verrinnenden Zeit nach kurzem Hoffnungsvermuten nun keine Abwehr mehr entgegen. Doch niederfallende Schwalben stoßen in das geglättete Versmaß hinein mit einer bewegten Gruppe von Auftakt, Trochäus, Daktylus und Trochäus. Im Daktylus „streifen die“ vollzieht sich der tödliche Schnitt. Dann kehren Trochäen zurück und erreichen ihr Ziel:



Die Schwalben streifen die Fluten / und trinken Fahrt und Nacht.

- x - x - - x - - x - x - x

Häufig verbindet Benn ‚zögernden‘ Wortgehalt einem daktylisch belebenden Rhythmus. Die Wahl der Worte drückt Dauerempfindung aus in weitergehender Zeit. Statische Verben sind dabei zweimal benutzt: ‚halten‘ und ‚brütet‘, Zeitworte also, welche ein unbewegtes Verharren darstellen, das aber Einsatz von Kraft gegen das Sinken der Waage einschließt und Spannung beim Brüten vor drohendem Tod. Jeweils ein Daktylus meldet die drängende Zeit.

Unruhe liegt auch in den Partizipien des Präsens, gebraucht als Attribut. Obgleich sie gegenwärtige Dauer bezeichnen, wird zeitlicher Fortgang mitsuggestiert durch den daktylisch weiterweisenden Ton. Benn nutzt den Inhalt der Partizipien zur Andeutung böser Erwartung:

schwälende Tage / zögernde Stunde / sterbende Flügel

x - - x - x - - x - x - - x -

Aber nicht immer ist der Daktylenton relativiert durch hemmende Worte: Beim Anblick goldener Cumulusherden bezeugt jedes einzelne Wort bewegten Schönheitsgenuß. Die Zeile wird von Daktylen bestimmt, endend als stabendes Enjambement, so daß sich der Schlußtrochäus dem folgenden Auftakt verschränkt, also akustisch zum Daktylus wird, gefolgt von den einzigen Jamben des ganzen Gedichts im aufgerichteten Blick zum Himmel.

Zusammengesehen: ‚Astern‘ gestaltet die Spannung zwischen gebanntem Verharren und unaufhebbarer Zeit mit Hilfe artistischer Formkonstruktion. Selbst wenn beim unbefangenen Lesen manche der Ausdrucksmittel wohl kaum ins Bewußtsein dringen, führen sie unterschwellig zu dem gewünschten Wirkungserfolg.



Kapitel IV

Melos als Stimmungsausdruck

1: Wechselnde Empfindung im Sprachklang

Für Benn gehört auch das Melos zu den artistisch verwendbaren Mitteln. Akustische Modulation stellt schwankende Stimmungen dar, wirkt aber meistens beschwichtigt durch Vokalität. Nur sparsam und stets funktional wird Klangstörung eingebracht.

Melodischer Ton überwiegt in der ersten Strophe von „Aster“ vor blühender Natur: Beherrschend ist hier das offene ‚A‘, siebenmal kommt es vor, gibt allen Reimen den feierlich-ernsten Charakter. Benns Zeitmotive Waage und Bann erscheinen in seiner Farbe. A kehrt auch später häufig zurück, wird heimlicher Grundton des Ganzen. – Doch der entspannende Laut soll täuschen während der Stunde des Banns. Tatsächlich zielt dieses A von Anfang an auf die „Nacht“.

Ein häufiger Umlaut bringt Zwischentöne, bunt wie der Anblick von Aster. Es dürfte kein Zufall sein, daß solche klingenden Worte, die ins Gehör vordringen, besonders sinntragend sind. Wenn man sie isoliert und hintereinander liest, sagen sie stichwortartig, was in der Strophe geschieht: Dem „Schwälen“ der Tage folgt ihre „Beschwörung“ durch „Götter“ und macht sie vorübergehend zur „zögernden“ Zeit. Vor allem das kurze Ö im Wort „Götter“ öffnet sich plötzlich als fülliger Klang:

Aster – schwälende Tage,
alte Beschwörung, Bann,
die Götter halten die Waage
eine zögernde Stunde an.

Dann hebt der Sprecher den Blick, erfaßt nun Himmel und Licht: I und E, also die hellen Töne, werden zur Sprachmelodie, aber nur einen Augenblick lang. Umgeben sind sie vom O-Laut, der mit seiner Dunkelheit nicht nur akustisch dem Lichte entgegentritt, außerdem auch den Wortgehalten von „goldenen“ und „Flor“ trotz ihrer ästhetischen Schönheit kaum spürbare Schatten beigibt, – eben aufgrund des Klang-Gegensatzes zum Kontext. So mischen sich durch die Spra-



che Wolkenschatten und Licht, im Bilde des Himmels wie im Erleben der Stunde:

Noch einmal die goldenen Herden
der Himmel, das Licht, der Flor,

Unmittelbar darauf, als die Vision jenes Vogels erscheint, welcher das Unheil ausbrüten könnte, erhalten die Konsonanten deutlich mehr Tongewicht und bringen Störung mit.

Härten drängen sich halb bewußt ans Gehör:

was brütet das alte Werden
unter den sterbenden Flügeln vor?

Noch einmal das Ersehnte,
den Rausch, der Rosen Du,–

Man empfindet das scharfe S im Binnenanklang „was ... das“, verbunden dem weiterweisenden A. Dazwischen schiebt sich „brütet“ mit seinem Br und zweifachen T. Dann alliterieren das ‚fegende‘ F und V. Besonders ein rauhes R kehrt ständig zurück. Bei den widersprüchlichen Worten „Werden“ und „sterbenden“ sowie bei „Ersehnte“ kommt es zu Klangparallelen, die, jeder Melodik entkleidet, den Ohren nicht angenehm sind: Das vokalisches blasse E ist immer wieder gekoppelt an scharfe Konsonanten, vor allem an R, N, D oder T. Auch die Vokale signalisieren den Wendepunkt des Geschehens: Der Grundton, das A, kehrt anfangs dreimal zurück, im übrigen haben die Laute emotionalen Klang: Ü, E, Au, O und U. – Bestürzung herrscht also im Melos.

Ein mächtiger Sprachton: „Rausch“ tritt dann durch Stabreim hervor, „Rosen“ verbinden sich ihm. Rausch ist bei Benn oft Begleiter der kreativen Inspiration (1), die Schrecken bewältigen kann, – hier also beschworen in einer Todesstunde (2). Zu Anfang waren die stabenden Laute stets weich, bezeugten zwar intensives Erleben, doch ohne Erregungston: „alte Beschwörung, Bann“, „die goldenen Herden / der Himmel“, – jetzt sind sie verschärft: „unter den ... Flügeln vor“, „den Rausch, der Rosen Du, –“.

Danach aber scheint aller Schauder vorbei: Die Trochäen setzten ein, anfangs noch wie auf der Flucht. Daß sie sich glätten und Stille gewinnen, geschieht



nicht allein durch Satzbau und Tempus im Bilde des lehnenen Sommers, ebenso durch die getragene Sprachmelodie.

der Sommer stand und lehnte
und sah den Schwalben zu, ...

Voller Ton von Vokalen umgibt den Sommer mit Ruhe, das scharfe I bleibt ausgespart. Stimmhafte Konsonanten kommen hinzu, so ein tonales S, Sch in der Verbindung mit W und ferner das L. Ohne lautlichen Anstoß gehen die Zeilen gleichmäßig fort, weitergetragen durch „und“. Dabei entfaltet das U im Wort „und“ anfangs noch keinen Anklang von Dunkelheiten und Trauer, was bald schon der Fall sein wird. Ein kurz gesprochenes U trägt zwar den Pendelschlag einer Uhr, ist aber sonst neutral. – Gleich darauf endet der Augenblick scheinbarer Ruhe:

noch einmal ein Vermuten,
wo längst Gewißheit wacht:
die Schwalben streifen die Fluten
und trinken Fahrt und Nacht.

Die Laute U und A erhalten jetzt einen veränderten Ausdruckscharakter unter dem Einfluß des Inhalts. Das lang gesprochene, klangschöne U trug schon den ersten Teil des Reims bei der Erwartung von Glück: „der Rosen Du, –“, vollendet ihn dann im Bild des ruhig lehnenen Sommers, er „sah den Schwalben zu“, weist aber schon auf „Vermuten“ und „Fluten“ voraus. Das offene A, den Ohren angenehm, erkennt man im Nachhinein als Leitton des ganzen Gedichts, achtzehnmal kommt es vor, ist häufigster Vokal. – A wies vom Titel „Astern“ an den Weg in die „Nacht“, Todesgewißheit bestimmt zuletzt den Ton. Nicht allein U und A, auch helle, erregte Vokale wie Ä, Ei und I umgeben sich mit einer harten Konsonanz, die das Gehör attackiert: „längst“, und „Gewißheit“, „streifen“ und „trinken“. Benns Melos ist stets bewußt komponiert.

2: Ausgewogener Ton: Würde der letzten Stunde

Wenn man vergleicht, was über die metrischen Formen zu sagen war, läßt sich erkennen, daß Stimmungsgehalte in Rhythmus und Ton oft nicht zur Deckung kommen. Der Klang beschwichtigt das Metrum, wo dieses unregelmäßig, also verzögernd oder besonders erregt ist. Nur wo ein Gefühl alle anderen überdeckt,



reagieren sie gleich, aufgewühlt vor Werden und Schwalben, gelöst bei ruhendem Sommer.

In der Erregung des Höhepunkts und auch zum Schluß hebt Benn die Konsonanten hervor. Sonst aber gehen die Zeilen alle melodisch zu Ende. Liedhaft geschlossene Strophen fördern den ausgeglichenen Ton. Vorwiegend herrscht also klangvolle Sprache, sie breitet Schönheit über die Sommerstunde, wirkt der versteckten Bedrohung entgegen.

So kann es sein, daß man beim mündlichen Sprechen eine Spätsommerstimmung arglos genießt, dann aber, nach erneuertem Lesen, den Unterton hört, vorausgeworfene Schatten der „Nacht“ in der Sprachmelodie. Nicht zuletzt diese Entdeckung, gerade das wohlthuend offene A sei Todesomen gewesen, wirkt dann am Schluß so schockierend. – Man weiß nicht, was überwiegt: Sterben als letzte, noch einmal bewußt erfahrbare Stunde des Lebens, gefeiert in Sprachakkorden, – oder der Kampf mit dem Tod. Schwebende Gefühle durchdringen sich.

Doch entspricht es nicht nur der Ambivalenz des augenblicklichen Empfindens, wenn meist ein ausgewogener Ton die Emotion korrigiert. Immer enthält Benns Lyrik das stoische Element. Auch Heideggers Philosophie war ihm bekannt. Sie bestätigte seine Erfahrung, daß menschliches Wissen vom Tod dem Leben die Richtung gibt und daß solches Wissen nicht von sich zu schieben, sondern bewußt anzunehmen, zum eigentlichen Selbst befreit.

Es ging um Fassung bei Benn, sie war zu gewinnen und zu bezeugen durch Kunst. Seinen Vortrag „Probleme der Lyrik“ schließt er mit Worten von Hegel: „Nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und vor der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes“ (1). – Und deshalb wahrt „Astern“ die Würde der Stunde, gestaltet als maßvoller Klang.

3: Melos und Artistik

Benn ritt engagierte Attacken gegen Beschreibung äußerer Gegenstände und Klänge durch Lautmalerei, aber auch gegen verträumte Gefühlsmelodie. Um äußere Gegenstände und allgemein-menschliche Gefühle geht es ihm nicht. Sie treten nur hervor, weil sie „Gegenstand des Autors gewesen sind“ (2), und zwar



mit Hilfe bewußt formender Artistik: „Dichter sind keine Träumer, sondern Verwerter von Träumen“ (1). „Worte“ werden „Chiffren“ des Eigenerlebens, gesucht und gewählt mit „hartem massiven Gehirn“ (2). Das gilt auch für Benns Melos in „Aster“.

Kapitel V

Die Bedeutung einer zäsierten Strophenstruktur

1: Naturerleben und inneres Wissen

Benns Vierzeilerstrophen, durch Kreuzreim zum Ganzen verbunden, sind in der Mitte zäsiert.

Erinnernd sei wiederholt: Der Nominalstil des Anfangs in Strophe eins bis drei ‚bannt‘ den Genuß an sommerlicher Natur. Im zweiten der Strophenteile folgen dann Innenvisionen, beschrieben durch ganze Sätze.

Die ersten drei dieser inneren Bilder nehmen das Visuelle zu Strophenbeginn nicht wieder auf. Man könnte zwar vermuten, auch jener brütende Vogel habe ein äußeres Vorbild gehabt, was aber unmöglich erscheint zur Zeit der ziehenden Vögel. Nur Schwalben sind wirklicher Anblick und mythische Wesen zugleich, bewusst so konzipiert: Sie erst entlarven den wahren Charakter der Wirklichkeit.

Zwar leuchtet ein: Alle Visionen gehen aus dem Naturerlebnis hervor. Benn macht dies erkennbar durch Formsignale: Realität und Bilder der Phantasie werden, wie schon gesagt, verklammert mit Zeichensetzung und Kreuzreim. Formale Koppelung ohne konkreten Bezug zielt hier auf ein Wissen hin, vor welchem die Außenwelt unwichtig wird, weil ihre Dauer täuscht.

Natur und Vision erscheinen beide in sichtbarer Anschaulichkeit, doch als Objekt verschiedener Anschauungskräfte, des äußeren und des inneren Sinns. Der Imagination, – dem Gültigen für das Ich, wird Deutlichkeit gegeben durch lückenlose Syntaktik.

Aber der Schluß erst vollzieht eine völlige Einsicht. Im Schema der vierten Strophe tritt rationales Erkennen an den bisherigen Ort empirischen Erlebens. Die Substantive werden abstrakt: „Vermuten“ und „Gewissheit“. Anfangs fehlt



wie zuvor das präzisierende Verb, denn noch herrscht Unsicherheit, „Vermuten“, also der hoffende Wunsch, ist keineswegs überwunden. Dann taucht ein korrekt vollendeter Nebensatz auf, einziger Gliedsatz im ganzen Gedicht, ebenfalls Zeichen der reflektierten Erkenntnis. Die Klarheit seiner Enthüllung verlangt grammatische Vollständigkeit:

noch einmal ein Vermuten,
wo längst Gewißheit wacht: ...

Der folgende Endsatz enthält dem Anschein nach kein innen gesehenes Bild wie bei den übrigen Strophen, beschreibt reales Geschehen. Doch diese sichtbaren Schwalben werden durch ihren Trank aus der Nacht zu Unterweltsvögeln und damit zu einer Vision, an der sich alles entscheidet:

die Schwalben streifen die Fluten
und trinken Fahrt und Nacht.

So also weicht die vierte Strophe von dem bisherigen Schema ab, entsprechend der Pointierung im Schluß. Äußere Realität macht eine „Gewißheit“ bewußt, der sie nicht standhalten kann.

2: Strophenteilung als Mittel der Mörike-Kontrafaktur

Benns Strophenaufbau diene ihm auch bei seiner Kontrafaktur:

Der Beginn jeder Strophe enthält die Verlockung, sich selbst zu betrügen. Wenn das erhobene Auge glücklich die Weite „der Himmel“ umfaßt, scheint dieses Erlebnis Mörikes Blick zu den Sternen sehr ähnlich zu sein. Vergoldete Cirrocumuliherden hoch vor der Himmelskuppel bringen den Augen Genuß. Doch stets sind sie Vorreiter kommender Wetter, das Ende des Lichts zeigt sich an. Dahinter steht unausgesprochen: Auch jenes ruhende Sternbild der Waage erscheint nur als täuschende Dauer in flüchtiger Zeit. Mit der Motivparallele zu Mörike vollzieht sich also Benns Einspruch. Es geht um verblendenden Glauben im Aufblick zu Zeichen des Himmels.

Zunächst, am Anfang der Strophen, bleibt täuschender Schein noch gewahrt, erst die Visionen machen ihn klar. All diese Bilder knüpfen bei Mörike an: Waage, Mutter-Kind-Bezug, lehrende Zeitfigur, zuletzt die Nennung der Nacht. Benn formt jedoch um, zwingt unter Zaubergewalt das sinkende Joch der Waage



zum widernatürlichen Stillstand, setzt sterbendes Werden als Brütererin ein anstelle der nächtlichen Mutter und für ihre Quellenkinder jene vom Tode belastete Brut. Darnach erscheint der Sommer, Zeitgestalt mit erkennenden Augen, Beobachter wie die Nacht, aber nicht einem ruhenden Pol zugewandt, sondern den Zeichen des Aufbruchs, dann trinken die Schwalben den Tod. Benn nennt ihn „Nacht“. – Dreifach spiegelt sich also Mörikes Nacht ohne Verheißung des kommenden Tags. Auch seine Waage ist dreimal wiederzufinden, einmal ausdrücklich genannt, sodann, was später zu untersuchen sein wird, verschlüsselt als ausgebreitete Vogelflügel.

Benns Kontrafakturen kleiden sich alle in Mythologie: Götter, nur dieser Stunde noch mächtig, die Urmutter mit ihren sterbenden Flügeln und Vögel über der Lethe, – Bilder endgültigen Untergangs.

Im Mythos tritt Mörikes heilem Denken die Tragik des Menschen entgegen, den eine genossene Stunde dem Tod näher bringt. Das Auge der Nacht bei Mörike aber blickt auf ein Zeichen, das Dauer verheißt, über die flüchtigen Tage hinaus.

Der Schluß des Gedichtes „Astern“ steht dem Refrain bei Mörike gegenüber: Wo Quellenlieder „vom Tage“ hörbarer rauschten während der Nacht, dringen nun Wasser der Nacht zerstörend in den Tag.

Benn widerlegt jenen Dichter, dem die Synthese glückte von Tagesquellen und Nacht. Daß „Astern“ als Kontrafaktur gemeint ist, wird also belegbar am Text.

Kapitel VI

Untersuchung von Einzelmotiven

1: Schwälende Tage

Dieses Kapitel wendet sich interpretierend den Einzelmotiven zu. Begonnen sei mit dem Schwälen in späten Tagen des Sommers:

Die Vorstellung herbstlich braun „schwälender“ Wälder wäre hier falsch, es ist noch zu früh im Jahr, trinkende Schwalben rüsten zur Reise, und solches geschieht gegen Ende August. In ersten Septembertagen beginnt ihre „Fahrt“. Das ungebräuchliche ‚schwälen‘, offenbar abgeleitet aus einer Verbindung von ‚schwelen‘ und ‚schwül‘, beschreibt Atmosphäre, hat den bedrohlichen Klang



zukünftiger Katastrophen, gespiegelt in der Natur. Gewitterschwüle lag bisher über dem Land, eh sich der Himmel ‚einmal noch‘ klärte, die Luft war erfüllt mit florigem Dunst, – zu Zeiten des Dichters oft ‚schwälen‘ vom Herbstrauch geblämmter Wiesen.

‚Schwälen‘ kann außerdem glühende Farben beschreiben, Beete voll Astern, flimmernd in warm vibrierender Luft, – Blüten aus Blattgedräng, spitzzüngig-rot, blau oder gelb wie verlöschende Flammen. Auch „Flor“ mag nicht nur den Himmelsdunst meinen, sondern zugleich jenen blühenden Flor, alles als eines erlebt, ungeschiedene Schleier schwebender Gefühle.

2: Astern – Initiale des Gedichtes

Die obige Deutung entspricht dem oftmals komplexen Gehalt der einzelnen Worte bei Benn. Unbestimmte Begriffe wie ‚schwälen‘ und ‚Flor‘ locken die Phantasie des Lesers, und das sollte so sein.

Anders bei Nennung der Astern: Sie werden präzise bezeichnet. Als Überschrift und Eingangsbild haben sie die Funktion, einen jahreszeitlichen Hintergrund sichtbar zu machen. Mit ihrer Zeitaussage entspricht die Bedeutung der Astern Mörikes Titel „Um Mitternacht“, doch kommt ihnen gleiche Stellung im übrigen Text nicht zu, denn Astern sind nicht die Grundlage allen Geschehens, sondern nur Erkennungsmerkmal der Stunde, um welche es letztlich geht. Diese „zögernde Stunde“ wird erst danach genannt. Anders als bei Mörike, findet man einen Schlüssel nur innerhalb des Gedichts. – „Um Mitternacht“ dagegen wäre nicht zu verstehen ohne den Schlüssel vor seiner Tür. Alles kreist um die ruhende ‚Mitte‘ der zyklisch wiederkehrenden Zeiten, auf welche der Dichter den Blick schon im Voraus hinlenkt, während Benns Stunde sich unerwartet entwickelt. ‚Zögernde Stunde‘ als Überschrift wäre banal und würde der Spannung abträglich sein.

Man ist allerdings erstaunt, daß Astern nicht mehr erscheinen. Ihr Auftritt geht gleichsam als Initiale der letzten Stunde voraus. Astern versinken wieder. Nach ihrer Nennung folgt der Gedankenstrich, er hebt sie zunächst hervor und schiebt sie dann fort, zusammen mit Ungesagtem:

Herbstliches Blühen bringt Todesnähe; kaum zum Bewußtsein gekommen, wird sie verdrängt, und auch ihre Boten sollen verschwinden.



3: Kreative Stunde in schwälenden Tagen

Benn gebrauchte oft Worte, vornehmlich Substantive, die er als „Chiffren“ verstand (1), und das bedeutet: Er unterlegte ihnen einen nur ihm persönlich bekannten Sinn, sie brachten oft eine Fülle von Assoziationen hervor, wobei auch der Anblick der äußeren Druckform eine erregende Rolle spielte.

Vielleicht versteckt sich in „Asterne“ ein ungenanntes Motiv hinter Chiffren wie „Bann“ und „Beschwörung“. Es geht um die „Bannung“ des Kreativen für die Entstehung eines Gedichts, – konkret gesagt: um die Entstehung von „Asterne“.

Vor allem das Handeln von Göttern stützt diese Hypothese. Benn gab dem „Absoluten“ (1) eine eigene Deutung: „Götter“ sind Chiffre, erwachsen im Dichter selbst als „Transzendenz der schöpferischen Lust“ (2). Der Autor greift auf Nietzsche zurück, auf dessen doppeldeutiges Bild „Olymp des Scheins“ (3). Götter erscheinen also als Korrelat des dichterischen Schaffens, sind Projektionen ins Nichts, – und dennoch „scheint“ ihr Licht, erleuchtet den Künstler als eine ihm selber entsprungene Geisteskraft. Doch das besagt auch: Ein Jenseits des Absoluten war irriige Spekulation.

Oft treten antike Gottheiten auf. Benn nahm den erhellenden „Schein“ dieser Götterwelt ernst. Die Moira spricht beständig zum Dichter (4). Das wirklich echte „Verhängnis, sein inneres Wesen mit Worten zu zerreißen“ (5), wird in der Schicksalsgöttin Gestalt. Auch wo sie „Seinsabgründe“ aufdeckt (6), ist Schöpferium Götterlicht. Probleme der Lyrik enthält den Satz: „Dichter sind letzte Reste eines Menschen, der noch an das Absolute glaubt und in ihm lebt“ (7).

Benn hörte nicht gern, wenn man sein Denken dem Nihilismus zuschlug. Er selber hat sich als Künstler verstanden, der „nach dem Nihilismus“ die „Transzendenz der schöpferischen Lust“ dem Nichts entgegenstellte (8): „Es kommt darauf an, was man aus seinem Nihilismus macht“, so heißt es in „Doppelleben“, Benns Autobiographie (9). Eher als Nihilist war er ein homo religiosus ohne Religion. Im Pfarrerssohn finden sich Züge einer sonst christlich erlebten Innerlichkeit, verwandelt zur Transzendenz in dem „Mysterium“ Kunst (10). Wer seine Stunde erfährt, „Stunde, aus der Gebilde drängen unter der formfordernden Gewalt des Nichts“ (11), – der hält die Waage an kraft göttlich verliehener Worte.



Es liegt damit nah, daß jene persönlichen Götter die Stunde für ein Gedicht, nämlich für „Astern“ bannen, und zwar in schwälenden Tagen, – eine nicht sicher nachweisbare, aber vermutlich zutreffende Interpretation.

„Astern“ entstand gegen Ende des Sommers 1935, als der Berliner Benn sich in Hannover zurückgezogen hatte, um so dem politischen Druck nahe dem Zentrum der Macht zu entgehen. Man traute dem Dichter nicht. Ein knappes Jahr später griffen Parteizeitungen der NSDAP ihn öffentlich an. Im Frühjahr 1938 erhielt er Schreibverbot. In „schwälenden Tagen“ also ist „Astern“ geschrieben worden, die „zögernde Stunde“ trieb reife Gedichte hervor. Es könnte bei Benn durchaus so gewesen sein: Befreiendes Schaffen gestaltet sich selbst im Astern-Gedicht, als Göttergeschenk erlebt bei drückendem Bewußtsein zukünftiger Gefahr.

Der Autor hat das Gedicht einem Sammelband beigefügt: „Statische Gedichte“. In dessen titelgebendem Text beschreibt er sich selber unter dem Bilde des „Weisen“, der seine Kunst noch im Sterben vollzieht, – ein Rückgriff auf das bei Astern versteckte Motiv der letzten Schöpferstunde.

Als Beispiel „wichtiger Themen“ nennt Benn in „Probleme der Lyrik“ die „Herstellung“ von Gedichten, und setzt dann hinzu, „in gewisser Weise“ klinge dies Thema überall an (12). Wie aus dem Kontext hervorgeht, deuten die Worte auf Formungsvorgänge hin, beziehungsweise auf deren Spuren im Text. Für den Artisten Benn war nicht sein Gedicht das eigentliche Kunstwerk, sondern ein formender Arbeitsprozeß (13), bei dem er sich stets beobachtet hat (14).

Die „werkende Kunst“ wurde zur Aufgabenstellung, gleichsam zum ständigen „Thema“(15), das „überall“ anklang als Durchgestaltung der Form.

4: Der beschwörende Zauber

Formgebung aber war Zaubervollzug. Der Dichter sagt dazu: „Worte ...besitzen eine latente Existenz..., die auf entsprechend Eingestellte als Zauber wirkt und sie befähigt, diesen Zauber weiterzugeben.“ (1). Gedichte werden grundsätzlich bei Benn heraufbeschworen aus „Worten“(2). Damit ergibt sich das Hauptargument für die versuchte Deutung: „Astern“ gestalte einen Zauber durch Worte über den ganzen Text. Wahrscheinlich wird der artistische Vorgang sinnfällig



umgesetzt: Beschwörung des Astern-Gedichts vor Augen und Ohren der Leser. Den Spuren hat man also zu folgen.

Astern – schwälende Tage,
alte Beschwörung, Bann,
die Götter halten die Waage
eine zögernde Stunde an.

Ein magischer Akt beginnt. Nur stockend kommen die Zeilen voran. Daß der verzögernde Rhythmus bannende Rede bezweckt, wurde schon dargelegt.

Satzlose Nomina sind in Benns Lyrik nicht allein expressive Verkürzung, sondern ein Nennen beim Namen, eine sehr „alte“ Form der Beschwörung, welche Gewalt gibt über den Gegner. – Das Märchen vom Rumpelstilzchen zeigt solche „alte“ Magie.

Die Sprache folgt den tradierten Gesetzen des so genannten Besprechens:

Da es um Bannung geht, werden Bewegungsvokabeln vermieden, solange die Waagschale steht. Jedes belebende Wort würde den Zauber entkräften. Während der Sprecher noch hofft, die Stunde aufzuhalten, kehrt dieser fixierende Ton im Nominalstil zurück, verbunden mit dreimal rituellem Befehl: „Noch einmal“. Ähnliche Formeln, die dreimal gesagt werden müssen, gehören zu aller Beschwörung. Magie geschieht durch Triaden.

Dreierfiguren finden sich auch bei der Gestaltung vergehender Zeit, deutlich in Partizipien des Präsens: „zögernde“, „schwälende“, „sterbenden“, ferner als Zeichen des baldigen Wetterumbruchs: Schwüle der Luft, Schäfchen am Himmel und Tiefflug segelnder Schwalben. All diese drohenden Omen sollen dem Stillstand der Zeit unterliegen. Doch reden die bannenden Götter selber kein Wort, führen nur willig herbei, was Dichterworte befehlen. Der ursprünglich hypothetische Ansatz erscheint nun nahezu sicher: Mit magischen Formeln beschwöre sich „Astern“ selbst.

5: Waagejoch und Vogelflügel als Leitmotiv

Von tragender Bedeutung ist das Motiv der Waage. Mörike sagt in „Um Mitternacht“:



Ihr Auge sieht die goldne Waage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn.

Das Kernwort „Zeit“ wird herausgehoben durch Enjambement. Pausen beim Sprechen umfassen dies Wort. Es kommt zur Entspannung: Mörikes Zeit ruht aus im Zenit.

Anders bei „Astern“: Artistische Mittel stören die Ruhe. Letztlich tritt keine Befreiung ein, denn die gebannte Waage steht nicht aus eigener Kraft, schon abwärts geneigt, wird sie gewaltsam gehalten. Das Metrum gestaltet nicht nur ersehntes Verweilen bei drängender Zeit, ebenso hört man darin verstörten Widerstand, ein Schwanken der Lebenswaage, mit dem sie Götterhänden begegnet. Ihre erschöpfte Natur möchte sinken, der Wille nur dehnt noch die Zeit.

Folgende Hypothese hat große Wahrscheinlichkeit: Das ‚Joch‘ einer Hängewaage, also ihr Flügelpaar, und brütende oder streifende Vogelflügel verwachsen in „Astern“ zum Leitmotiv des Gedichts, verwandt durch ihre Optik und in der Bestimmung, zu tragen und zu bewegen.

Der Vortrag „Probleme der Lyrik“ erwähnt die häufige Inspiration durch ein Leitmotiv (3). Mörikes „Joch“ kehrt also dreimal bei Benn unausgesprochen zurück: als Joch einer Hängewaage, als ausgebreitete Flügel über der Brut und schließlich im Flugbild der Schwalben, – charakteristisch für Benns Andeutungstechnik: Bei seinem zentralen Motiv wird es dem Leser anheim gestellt, Grundverwandtschaft zu sehen kraft eigener Vorstellungsbilder.

Die These mag Zweifel erwecken, nicht allein, weil der Dichter ein Joch niemals nennt, man hat auch unterschiedliche Flügelgestalten vor Augen, und Leitmotive pflegen sonst gleich zu bleiben. Aber nicht diese realen Gestalten erhalten hier Leitfunktion. Nur in der Phantasie des Sprechers wechseln die Träger von Flügeln, welche als solche das Leitmotiv sind. Am Wendepunkt des Geschehens werden sie einmal ausdrücklich genannt: „sterbende Flügel“. Ihre optische Analogie bei Mörike und bei Benn lässt sich erkennen durch folgende Skizze:



Sternbild Waage Hängewaage Vogel mit brütend gebreiteten
(reduziert auf die Grundform Flügeln und segelnde Schwalben

```

+
+++++#+++++ +++++#+++++ +++++#+++++
+++++,
+++++,
+++
++++

```

Mörikes „gleichgeschwungenes Joch“ im Sternbild der Waage hat vielleicht jene gemeinsame Jochform von Vögeln und Waage in Benn zum Bewußtsein gebracht: ‚Flügeljoch‘ hieß früher das Querholz, an dem die Waagschalen hängen, – übrigens auch ein flügelähnliches Joch, gelegt auf Nacken und Schultern zum Transportieren von Lasten.

Vor allem ist anzunehmen: Neben den Astern wurden auch Schwalben zum Auslöser für das Gedicht. Ein ‚gleichgeschwungenes‘ Segeln im Bilde ihres Flugs erinnerte plötzlich an Mörikes Waage, wobei das Wort ‚Flügeljoch‘ Brücke sein konnte.

Benn setzt gleich zu Anfang die Anwesenheit solcher Vögel voraus, noch unerwähnt wie die Nacht. Denn ohne sie käme es nicht zu den inneren Bildern des Sprechers. Schwalben assoziieren die Waage und geben dem Werden Vogelgestalt. Das vermutete Leitmotiv stammt also letztlich von Anblick der Schwalben her. Doch spiegelt sich immer, im brütenden Werden wie in den Schwalben, das Waagejoch der Zeit. Aus diesem Grunde geht die Vision der Waage allem voran.

Auch „Nacht“ hat zentrale Bedeutung in „Astern“. Anders als jenes Joch, ist sie im Laufe des Textes nicht eigenständiges Leitmotiv, sondern den Flügeln unsichtbar integriert als deren Todesnähe. Ihre Gegenwart kündigt sich an durch sterbende Flügel, doch erst ihre Nennung macht klar: Letztlich bestimmte sie das Gedicht. Wäre die ‚Nacht‘ vorzeitig zu erkennen, gäbe ihr Wesen sich preis, dies aber widersprach Benns pointierendem Plan. Um jenes Leitmotiv nennen zu können, soll es fortan hier ‚Flügeljoch‘ heißen.

Der folgende Abschnitt stellt Wesenszüge des literarischen Leitmotivs dar und macht den Versuch, sie an „Astern“ nachzuweisen:



- 1) Man spricht auch vom ‚Ding-Motiv‘, denn stets geht es um ein ‚Ding‘, also um materiale oder auch kreatürliche Umwelt, welche das Leben des Menschen mitbestimmt. – Das Flügeljoch wird bei „Astern“ zum ‚Ding‘, an dem sich die Spannung verdichtet.
- 2) Mit einer ersten Erwähnung des leitenden Motivs ist der entscheidende Knoten geknüpft. – Benn zeigt gleich zu Anfang die stehende Waage der Zeit. Wenn dann ihr Flügel sinkt, soll man sie wiedererkennen, verwandelt zu Muttervogel und Schwalben.
- 3) Das ‚Ding‘ motiviert die Personen und löst alle Vorgänge aus, ist oftmals mitbetroffen durch das, was es selber bewirkt. – So geben die Flügel der Schwalben, heimlich schon lange als Omen erblickt, der Stunde die Ambivalenz. Am Ende entlarvt ihre wahre Gestalt, was bisher verschwiegen wurde. Und dabei müssen die Schwalben aus tödlichen Fluten trinken, werden hineingezogen in menschliches Geschick.
- 4) Neben seiner Verursacherrolle kommt einem Leitmotiv Spiegelung zu. Es reflektiert die Handlung und zeigt oft Beziehung zum Wesen einer Hauptperson, hier also des Dichters. – Flügelgestalten werfen den Widerschein alles Erlebten zurück: Ein ruhendes Joch entspricht dem empfundenen Stillstand der Zeit, dann bildet sich ab, was verdrängt worden ist, im Anblick brütender Flügel. Mit der Gewissheit des Endes schießen die Schwalben nieder. Das ambivalente Erleben des Sprechers wird also wiedergegeben im wechselnden Zustand der Flügel.
- 5) Ein Dingmotiv trägt nicht zuletzt symbolischen Charakter, steht für den tieferen Grund des Geschehens. – Dies ist besonders deutlich beim Flügeljoch der Fall: Es wird zum Zeitsymbol, als solches bezeugt durch seine markante Platzierung: Anfang, Mitte und Ende der zögernden Spanne Zeit sind an sein Erscheinen gebunden.

Daß Benn jenes Flügeljoch in „Astern“ zum Leitmotiv machte, ist also zu stützen am Text.

Dessen verschlüsselte Form entspricht der beliebten Andeutungstechnik des Dichters. Aber vermutlich kommen nicht alle Leser in den Genuß des Entdeckens, – ein Beispiel wohl doch, das Benn seinen Andeutungsstil gelegentlich überzog.



6: Klimax: Blick zum Himmel und sterbendes Werden

Sobald die Waage zum Stehen gebracht worden ist, erreicht das Gedicht seinen Höhepunkt:

Noch einmal die goldenen Herden
 der Himmel, das Licht, der Flor,
 was brütet das alte Werden
 unter den sterbenden Flügeln vor?

Noch einmal das Ersehnte,
 den Rausch, der Rosen Du – ,

Dies alles gehört zusammen. Benns Darstellung einer Kulmination vollzieht sich in drei Schritten: Beglückendes Schauen endet bei Angst, sterbendes Werden geschieht unter Himmel und Licht. Dem folgt eine Abwehr des Sprechers: „Noch einmal das Ersehnte.“

Die Ambivalenz der Stunde hat sich verdichtet. Schon in den Worten „Noch einmal“ liegt Wissen um baldigen Tod. Zugleich aber leuchtet sonniger Glanz auf goldenen Schäfchenwolken. Nach dunstig schwälenden Tagen ist plötzlich der Himmel sehr hoch. Gefühle werden zum Rausch und ballen den Augenblick.

Ein heller Ton des Lichts, umschattet vom Dunkel im O, bestimmt zunächst die Sprachmelodie, „der Himmel“, als Plural, als Genitivattribut zu „Herden“ gemeint, wird sichtbar am fehlenden Komma nach „goldenen Herden“, – ein grenzenlos ausgebreiteter Raum. Das alliterierende Enjambement macht diese Himmel weit wie Mörikes tönende Sphären.

Felder aus Cirrocumulus, – stets melden sie kommende Wetter. Tagelang hatte Gewitterschwüle geherrscht, nun schiebt sich der Saum einer Wolkenfront auf, tieffliegende Schwalben verkünden am Ende den Regen. Dreimal erscheinen Zeichen des atmosphärischen Umbruchs, begleiten den Anfang der Stunde, den Gipfel und auch ihren Schluß. Sicher hat Benn hier bewusste Signale gesetzt, immer dann wahrgenommen von dem verborgenen Sprecher, ehe das leitmotivische Bild vor seinen Augen entsteht.

Dennoch, trotz tödlicher Omen, wird unter Wolken und Licht noch einmal das Glück erfahren. Selbst tiefes Erschrecken, „Verhängnis der Moira“ (1), gehört mit zu dem, was schöpferisch macht.



Wie schon gesagt: In atmosphärischer Spannung entfalten sich sehnde Wünsche mit Ängsten zugleich, erzeugen eine gespensterhafte Vision, – während die zögernde Stunde ihren Zenit überschreitet.

Der Fragesatz, im ganzen Text hier einzig gebraucht, befindet sich in der Mitte des Gedichts, ist zugleich Mitte des inneren Vorgangs, – stellt die entscheidende Frage nach Leben. Zum ersten und letzten Mal spricht „Aster“ vom Tod ohne alle Verhüllung. In den sinkenden Flügeln des Leitmotivs erscheint die verborgene „Nacht“.

Sterbendes Werden, – ein provozierender Widerspruch. Man könnte an Apokalypse denken, doch die Erwartung kommender Endzeit berührte Benn nicht. Im Vortrag „Probleme der Lyrik“ zitiert er ein biblisches Bild für Schrecken der letzten Tage und deutet es um auf eigene Art: „Sagen Sie nicht Apokalypse. Das siebenköpfige Tier aus dem Meer und das zweihörnige aus der Erde war immer da“ (1). Endzeit ist also immer. Es geht um ganz persönliche Endzeit, um Zeichen, gerichtet an einen tätigen Menschen, der sich im Werden glaubt. Er wird nun preisgegeben dem ständigen Untergang. Die sterbende Vogelgestalt erscheint der Vitalität des schaffenden Menschen sehr nah: Mit kranken Flügeln noch Leben erhoffend, alt geworden, aber nicht ‚müd‘ des ‚uralten‘ Lieds vom Tage. Diese Brüterin kommt nicht zur Ruhe, zur Traumvision von Ewigkeit wie Mörikes Nacht, sie stirbt auf der Brut.

Benn hat das Werden nicht Vogel genannt, doch unmißverständlich als solchen beschrieben. Mörikes Nachtgestalt setzt er ein kreatürliches Mutterwesen entgegen, das sich vergeblich müht. Die „gelassen“ aufgestiegene Nacht aber achtet kaum ihrer Kinder, denn sie „behalten das Wort“, ohne ihr Zutun. Bei Mörike sind die Quellen eines der Hauptmotive. Benn hat sein Analogon ‚Brut‘ nie wörtlich erwähnt, er spricht nur vom brütenden Werden. – Ungesagt bleibt ein Gedanke, an dem alle Ängste hängen: Unter den sterbenden Flügeln warte das Unheil. Hier liegt der Höhe- und Wendepunkt des Gedichts.

Die Frage nach der verschwiegenen Brut endet verkürzt, mit dem Wort „vor“ statt ‚hervor‘, drängt also zur Antwort hin. – Daß sie der Sprecher sich selber gibt, und zwar seinen Wünschen gemäß, sieht man an ihrer grammatischen Form, nämlich am Akkusativ ‚den Rausch‘. Er läßt gleichen Kasus erkennen bei „das Ersehnte“ und „der Rosen Du“, macht somit Objekte daraus in einem verb-



losen Satz, der Forderungen ausdrückt, gestellt an ein „Werden“, das stirbt. Rosen und Rausch, das ist die ersehnte, doch ungewisse Brut. Spontan erwächst dies Verlangen. Nicht nur dem Rausch als einer ‚Chiffre‘ für lustvolles Schaffen, auch Rosen gibt Benn meist Chiffregehalt. Keine der übrigen Blumen ist öfter genannt in seinem lyrischen Werk. Rosen, erhoben zum „Du“, sind Bilder für Schönheit, für alles Ersehnte schlechthin, – doch auch für dessen Vergänglichkeit. Der Hoffnung folgt keine Wirklichkeit mehr.

Bei drängender Forderung erwartet man Ausrufungszeichen. Stattdessen sind Kommata da, gefolgt vom Gedankenstrich, – eine verhaltene Interpunktion. Der Zeichengebrauch, dem Dichter grundsätzlich Mittel zur Deutung, könnte an dieser Stelle besagen: Alles „Ersehnte“, vom Alter erhofft, muß zweifelhaft werden, so enden die Wünsche im trüben Erkennen.

7: *Der personifizierte Sommer*

7 a: Erste Deutungshypothese: Der Sommer als Vertreter des Dichters

Nach Komma und Gedankenstrich innerhalb der dritten Strophe tritt plötzliche Stille ein. Der Sommer steht da in Menschengestalt. Bei seiner Beschreibung geht Benn zum ersten und einzigen Mal ins Imperfekt über. Dies könnte bedeuten: Der Sommer stand lange schon da und sah den Schwalben zu. Das ganze bisherige Gedicht ist ihm in den Mund gelegt, gleichsam in Stellvertretung des lyrischen Ichs.

Der Dichter hatte soeben durch Tod seine Frau verloren, befand sich in einer Krise, verlangte nach Aussage, nach „schöpferischem Rausch.“ Er wurde ihm gewährt mit der Entstehung von „Astern“.

Wie schon gesagt: Die Sommerbeschreibung bringt Ruhe mit durch dreifach gekettetes, parataktisches Imperfektprädikat, gleichmäßigen Rhythmus und sanfte Vokalität. In der Gestalt des Sommers tritt nun der Mensch dem Tode entgegen, wehmütig zwar, aber gefaßt:

der Sommer stand und lehnte
und sah den Schwalben zu,

noch einmal ein Vermuten,
wo längst Gewißheit wacht:



die Schwalben streifen die Fluten
und trinken Fahrt und Nacht.

Die Personifizierung weist also darauf hin, der Dichter habe nicht nur das Scheiden der Jahreszeit darstellen wollen, also nicht bloße Natur. Und dafür gibt es ein wichtiges Argument:

Natur wird von Benn erlebt als unerschöpflicher Reichtum, als ständiger Wandel durch Sterben und Werden ohne Verlust von Substanz und ohne Bewußtsein von Trauer und Tod. Bitterkeit des Vergessens in ewiger Nacht passt also nicht zur Natur, wie Benn sie verstand. Der nur natürliche Sommer stünde verständnislos vor den Schwalben, denn ihre Botschaft träfe ihn nicht. Er kehrt stets zurück mit all seiner Fülle. „Nacht“ aber meint erkanntes und irreversibles Verlöschen des Ichs.

Hier geht es um Benns Kernanliegen in seiner Mörrike-Kontrafaktur. Wenn er das Zeichen der Vögel vom anthropomorphen Sommer beobachten läßt, muß man wohl daran denken, es spiegle sich der erkennende Mensch, während ein animalisches Werden immer noch brütet, sein Ende nicht sieht, und Schwalben ahnungslos trinken. Erst einen wissenden Sommer könnte man akzeptieren als Gegenfigur zu Mörrikes Nacht, – zumindest auf den ersten Blick. Mörrikes Panorama der Bergwelt mußte hier fehlen. Keine bergeshohe Figur und Mutter rauschender Quellen, ein schon vergehendes Wesen lehnt irgendwo an, in schwindender Wirklichkeit.

Wie ebenfalls schon gesagt: Benn war geprägt von Heideggers Existenzphilosophie: Der Mensch weiß um seinen Tod als um ein „Geworfensein ins Nichts.“ Mit stoischer Selbstbehauptung baut er sich Lebensexistenz. Bei „Astern“ allerdings kommt ein „Vermuten“ auf. Gemeint ist vielleicht der Gedanke, Sterben sei doch keine Fahrt ins Nichts, – aber das hält nicht stand: Die Schwalben streifen die Lethe und trinken das Vergessen.

Der Dichter hatte den Glauben der Kindheit verloren und litt ein Leben lang daran. Man lese sein Gedicht „Verlorenes Ich.“ – Auch „Astern“ spiegelt diese Tragödie. Falls wirklich der Sommer sprechen soll, gewönne seine Rede monologischen Charakter und seine Beschreibung wäre gleichsam Regiebemerkung in einem dramatischen Text.



Der Aufbau von „Astern“ besitzt Tragödienform mit Kulmination und Katharsis. Daß diese dramatische Linie bewußter, artistischer Arbeit entsprang, ist anzunehmen bei Benn.

Zwar bleibt diese Deutung nur Hypothese, hat aber große Wahrscheinlichkeit.

7 b: Zweite Deutungshypothese: Sommer als Gegenbild zum Menschen

Obwohl Argumente für obige Auslegung sprechen, sind sie nicht unbedingter Beweis. Da Sommer an sich der Natur zugehört, muß eine Grundauffassung des Dichters hier mitbedacht werden, betreffend Natur und Mensch. Sie könnte die Deutung verändern.

Benn hat sich als Doppelwesen empfunden, zerrissen zwischen dem Geist und vitaler Natur. Besonders das Frühwerk drückt seine Sehnsucht aus, ganz in Natur zu versinken durch Tod mit dionysischer Lust, gleich Ikarus wieder zur Erde zu fallen. Aber Geist war nicht dasselbe wie emotionale Gefühle und rationales Denken, war kreative Kraft und prägte Benns Selbstverständnis.

In „Doppelleben“ hat sich der Dichter als „Dualist“ bezeichnet (1). Sein gleichsam natürliches Leben verlief im Arztberuf, war wesensmäßig geschieden vom künstlerischen Schaffen. Beide Bereiche besaßen streng „dualistisch“ geschiedene Wesenheiten. Im Tode aber erlag auch der Geist dem Zugriff der Natur. Sein Ort war nicht zu finden in der Materie vergänglichen Hirns. Von Anfang an stand dieses Wissen hinter Benns Todestrauma.

Trotzdem: Selbst das Verlöschen des Geistes zusammen mit dem naturhaften Leib hob nicht den Unterschied auf. Der Geist gehörte nicht zur Natur, doch er durchdrang sie im dichterischen Wort als „Phallus des Geistes“ (2). Das Spezifikum der Natur lag in ihrem Gesetz, alles vollzog sich notwendig. Geist aber erschuf auf andere Art. Mit Wissen und Willen erfand er Gebilde „unter der formfordernden Gewalt des Nichts“ (3).

„Probleme der Lyrik“ zitiert nach ungenannter französischer Quelle, Geist sei der „Mitvollzug eines auf den Menschen angewiesenen, ihn aber übersteigenden Werdens“ (4).

Ansonsten zählte der Mensch zur Natur. Gefühle wie Schmerz oder Lust und selbst das Denkvermögen des Hirns entstammten letztlich der Evolution. Die



Götter wirkten in ihnen nur dort, wo sie der Geist durchdrang. Dann wurde die Lust zur „schöpferischen Lust“ und rationale Artistik zum spirituellen „Rausch“. Dies alles bedeutete nicht Abwertung der Natur. Sie blieb das großartig reiche, von keinem Wissen gequälte, leidlose Gegenbild zu einem belasteten Ich, das hart an seiner Beschränkung und Endlichkeit trug. Folgender Text aus „Statische Gedichte“, also dem geistigen Umfeld von „Asterne“, kann nicht nur der Sommergestalt neue Aspekte begeben, auch jenem Aufblick zur Weite der ausgebreiteten Himmel, zum Inbild einer Natur, die „unerschöpflich“ bleibt.

Wenn etwas leicht –
Wenn etwas leicht und rauschend um dich ist
wie die Glyzinienpracht an dieser Mauer,
dann ist die Stunde jener Trauer,
daß du nicht reich und unerschöpflich bist,

nicht wie die Blüten oder wie das Licht:
in Strahlen kommend, sich verwandelnd,
an ähnlichen Gebilden handelnd,
die alle nur der eine Rausch verflicht,

der eine Samt, auf dem die Dinge ruhn
so strömend und so unzerspalten,
die Grenzen ziehn, die Stunden halten
und nichts in jener Trauer tun.

Aufgrund dieser Ich-Erfahrung könnte in „Asterne“ der Sommer anders gemeint sein, als oben vermutet. Er würde reine Naturvision, unberührt lehrende Gegenstand, enthüllt vor dem Blick eines kreativ tätigen Ichs, das sich begrenzt weiß von der Natur. Plötzliche Ruhe wäre sodann ihre Aura. Ein so verstandener Sommer ist ohne Beziehung zum leidenden Menschen und seinem Wunsch nicht geneigt, nur ruhendes Dasein, entspannt nach vollendetem Werk, gleichmütig gegen den Tod, – insofern nahe Mörikes Nacht, welche das Lied vom ‚Gewesenen‘ kaum noch beachtet unter den Sternen des Alls, – und dennoch ganz anders, nicht hingegeben an offenbarende Schau, sondern gelöst ohne Wissen und Willen, weil es die Helle der Stunde so bringt. Fahrende Schwalben bewirken kein Erschrecken, sie zeigen Natürliches an.



Grundsätzlich wird zwar in „Aster“ der sterbliche Mensch zum Einwand gegen Mörikes Lebensgefühl, doch muß dies nicht unbedingt auch der Gestalt des Sommers beigelegt sein. – Mörikes mitternächtliches Sternbild der Waage erscheint vor der Nacht als Zeichen ewiger Ordnung, welche dem christlichen Dichter mehr war als bloße Natur. Deshalb ist denkbar, Benn habe mit seinem Sommer ausschließlich das Thema Natur aufgegriffen, um jener andächtig schauenden Nacht einen Sommer entgegenzusetzen, der souverän aus sich selber ruht, über dem nichts mehr steht, zu dessen Botschaft er aufschauen müßte, der immanente Gesetze gelassen vollzieht.

Wie aber wären die Reaktionen des Dichters zu denken auf einen naturhaften Sommer? Verstummt vor der stillen Gestalt alles Erschrecken? Kehren die Wünsche zurück nach dem Versinken in unbewußte Natur? Benns häufiges Thema Tod blieb immer im Ungewissen, ob er Befreiung bringe oder den Schmerz. „Aster“ jedoch zeigt nicht solches Schwanken. Lebensverlangen prägt das Gedicht. Die letzte Strophe klingt zwar gefasst, aber erleichtert kaum. Trotz Einsicht kommt „Nacht“ wie ein Schlag. Den Anblick des Sommers begleitet kein Hoffen, die Endlichkeit der Person tritt voll ins Bewußtsein vor einer Natur, die gelassen vergeht um der Erneuerung willen.

7 c: Fazit zur unterschiedlichen Deutung des Sommers

Es ergeben sich also keine Entscheidungskriterien, wie dieser Sommer zu deuten sei. Lag vielleicht beides für Benn ‚geballt‘ (1) im Wort „Sommer“: ein Sommer der Natur neben der Idee, ihn zur Person zu erheben, in der sich ein Mensch aussagt? Das würde den assoziierten Gedankenkomplexen entsprechen, die nach dem Zeugnis des Dichters oft seine Worte begleiten. Er war kein systematischer Ordner innerer Komplexität. Auch sonst ist Benns Denken von Widersprüchen nicht frei.

Dichter können sogar über etwas hinweg, was sie grundsätzlich vertreten, wenn Phantasie den lockenden Einfall beschert, manchmal ist ihnen der Widerspruch gar nicht bewußt. Trotz des beneideten Reichtums jener Natur, die sich verwandelt und doch zugleich bleibt, enthüllt Benn vor Augen des Sommers das Schicksal der Endgültigkeit – und läßt die entstehenden Fragen beiseite.



Einen miterlebenden Leser wird solches wenig bekümmern. Er genießt jenes wunderbar ruhende Bild lehrenden Sommers und ist vielleicht eher bereit, in ihm das Unkränkbare vor sich zu sehen, den menschlichen Leiden enthoben.

Aber was man vom Sommer sonst denken mag, er bleibt außerdem eine Zeitfigur, sein Abschied bedeutet Umbruch des Jahrs. Das hat der Dichter sehr deutlich gemacht: Im spät erst enthüllten Sommer zeigt sich ‚vergangene‘ Zeit. Benutzt den Tempuswechsel als Hinweis: Anfangs erblickte man keinen leibhaftigen Sommer, sondern reale, blühende Natur am täuschend warmen Tage. Sie war ‚gegenwärtig‘, ausgewiesen durch Präsens. Man erkannte den Sommer nicht ganz, das heißt, nicht bewusst als Wende, die bald schon vorüber sein müsse, denn er war da. Und was den Betrachter umgibt, ist nicht zu erfassen wie aus der Distanz. Erst wenn sich das Auge den Schwalben zuwenden muß, wird dieser Sommer, wird seine letzte Stunde plötzlich ‚Vergangenheit‘, ausgewiesen durch Imperfekt. Gerade deshalb tritt er nun ins Bewußtsein als rückwärts gewandtes Erinnern, gewinnt Gestalt und Namen.

Auf dieser Ebene der Interpretation, die immer als möglich hinzugehört, selbst wenn man sich für eine andere Deutung entschied, bleibt zwar der Sommer Natur, kann aber zur Gegenspiegelung werden für das Vergehen menschlicher Zeit.

8. Der Tod

8 a: Schwalbenfahrt in die Nacht

In die entspannende Ruhe, welche das Sommerbild schenkt, kommt der Tod:

noch einmal ein Vermuten,
wo längst Gewissheit wacht:
die Schwalben streifen die Fluten
und trinken Fahrt und Nacht.

Der Doppelpunkt hinter der Zeile: „Wo längst Gewissheit wacht: ...“ will endgültig Antwort ankünden auf die zentrale Frage nach der vergehenden Brut. Schwalben trinken den Tod, in ihnen stirbt alles Werden. Zum letzten Mal erscheint das Leitmotiv Flügeljoch.

Die Antwort gilt ersichtlich jener vorausgegangenen Frage, doch auch dem „Vermuten“, das ohne Bestätigung blieb. Was aber dies Wort beinhalten soll, ist



schwer zu bestimmen. Am nächsten liegt allerdings, es handle sich um ein Erinnern an schwankende Hoffnung vor leuchtender Natur.

Und doch kann „Vermuten“ Konkreteres meinen. Wie schon erwähnt: Hinter der Todesstimmung steht sehr wahrscheinlich akute Bedrohung des Dichters. Emigration nach den Januartagen von 1933 hatte er abgelehnt, da er die Zeichen der Stunde nicht sah. Nun mußte Benn darum bangen, er werde für immer bald ‚totgesagt‘ sein in einem Lande, das Künstlern wie ihm Entartung bescheinigt hat. Entsprechende Andeutung könnte im Schwalbenbild liegen, und zwar als ‚vermutendes‘ Hoffen auf bessere Tage: Fahrende Vögel kehren zurück im folgenden Jahr. – Sind Schwalben Versprechensträger für spätere Zeiten wie Mörikes Quellen? „Gewißheit“ tritt dem entgegen. Verweilende Schwalben entkommen nicht mehr. Sie tranken schon aus der Flut, ihr Leben bricht vorzeitig ab, jetzt und hier, denn sie versäumten die zeitige Stunde des Aufbruchs. Fahrt rettet weder sie selber, noch das Gedenken an einstigen Sommer, er ist vergessen nach ihrem Trunk.

Im Schwalbenfluge entgleitet der Bann und mit ihm ein Daseinsgefühl, das bisher die sinkende Waage anhielt. Zum ersten Mal kommen Bewegungsvokabeln auf: „streifen“, „trinken“ und „Fahrt“, Mörike läßt das Leben spendende Urmeer erahnen hinter der Nacht: Sie stieg aus Wassern „ans Land“. Für Benn strebt jede Bewegung zum Totenwasser der Nacht.

8 b: „Astern“ als Todestragödie

Trochäen legen den Ton auf das letzte „einmal“ und dann auf das dunkle U bei „Vermuten“. So verliert sich die bannende Kraft aus den Worten. Es geht nun nicht mehr um emotionale Beschwörung, die Stimme spricht nach innen. Eine Tragödie kam an ihr Ende. Benn äußerte zwar, daß Tragik als Thema in seiner Arbeit keine Bedeutung besitze. „Astern“ aber stellt eine Tragödie dar: Abwehr des Todes, vornehmlich dann, wenn er sich angezeigt hat.

Wie schon gesagt: Der Autor bildet die klassische Linie dramatischer Spannung nach: Astern erhalten Botenfunktion wie in der antiken Tragödie. Sich abzuwenden zum blendenden Licht, ist tragisches Aufbegehren wider das Lebensgesetz, denn innerlich sagt ein sterbendes Werden die Wahrheit, ähnlich dem griechischen Seher Theiresias bei Sophokles. Es folgt das erneute Verblenden aus



wachsender Angst, Fordern und Ruhe des Scheins. Dann, plötzlich, sind Schwalben da. Ein Sterbender steht vor der Katharsis, spricht aus, was nicht wahr sein sollte, und nimmt es damit an: Verdrängtes enthüllt sich als wirklich, längst hieß die Gewissheit Tod. Nichts mehr wird abgewehrt, Wille zur Klarheit ist Katharsis.

8 c: Ewige Nacht

Bis zur Pointe enthält das Gedicht keinerlei Hinweis auf eine „Nacht“, mit der sich die christliche Hoffnung auf ewiges Leben zerstört. „Nacht“ als Metapher des Todes erfasst man sogleich, auch ihre Bindung an „Fahrt“ in sprachlicher Doppelfigur bestätigt die Todesreise. Die Prädikate „streifen“ und „trinken“ führen zur wechselseitigen Deutung ihrer Objekte „Fluten“ und „Nacht“, also zum Trank des Vergessens vom Wasser der Lethe, an deren Ufer die Nachtvögel hausten im Mythos des Altertums. Alles Bewußtsein erlischt. Leben im Jenseits gibt es nicht mehr. Das sollte der Schluß sein von „Astern“.

Wortkombinationen, die das Verschwiegene Bild werden lassen, sind voll bewußte „Montage“ bei Benn. Oft spielen die Substantive dabei eine entscheidende Rolle, Verben wurden nur selten zum Anreiz seiner Phantasie (1). Und gerade aus diesem Grunde erhalten die Zeitworte „streifen“ und „trinken“ hier Schlüsselfunktion, weil kein Umschweifen möglich sein sollte, wo es um Klarheit geht über das Ende der Zeit.

Plötzlich steht nun vor dunkler Kulisse, was mit dem Licht der Sonne auf blühenden Astern begann. Ein Schock des Erkennens tritt ein, und das hat Benn gewollt. Wenn auch vielleicht „das Ersehnte“ „noch einmal“ hervortreten konnte unter den sterbenden Flügeln, es war schon gezeichnet von Nacht. – Artistische Kunst des Dichters, welche zu neuem Lesen, zu neuer Betroffenheit führt. Denn was zu früh gesagt wird, bringt keine Betroffenheit mehr.

8 d: Zum Todesbewußtsein des Dichters

In „Astern“ kommt der Tod als hart empfundene Endgültigkeit. Doch wie schon erwähnt, Benns ständiges Fragen nach letzter Erfahrung blieb ohne Entscheid. Unter den „Statischen Gedichten“, also im Umkreis von „Astern“, wird dies besonders deutlich bei einer Text-Trilogie mit dem Titel: „Quartär“ (2). Der geologische Terminus bezeichnet die gegenwärtige Phase der planetarischen Le-



bensentwicklung. Sie brachte das späte Produkt, den Menschen hervor, ein Wesen, welches „sich selber anblickt“ und eingesponnen findet von Rätseln in Netzen der Todesspinne:

Quartäre Zyklen – Szenen,
 doch keine macht dir bewußt,
 ist nun das Letzte die Tränen
 oder ist das Letzte die Lust
 oder beides ein Regenbogen,
 der einige Farben bricht,
 gespiegelt oder gelogen –
 du weißt, du weißt es nicht. (Aus „Quartär“, Gedicht 2, Strophe 3)

Darauf erscheint im dritten Gedicht der „alte Spinnenmann“ Tod. Mit „Blicken des Spiels, des Spottes“ verfolgt er die „sich erkennende Welt“, nennt ihren Menschen ironisch „einen der Träume Gottes“ und gibt seinen Kommentar:

laß sich die Letzten quälen,
 laß sie Geschichten erzählen –
 Allerseelen –
 Finit du tout. (Aus „Quartär“, Gedicht 3, Strophe 2, Zeile 7-10)

Bei diesem Wort pflückt sich der Tod ungerührt Asphodelen und „wandert den Styxen zu“. Ein bitteres Bild. – Wenn auch das unauflösbare Rätsel umwunden wird mit den Farben des Regenbogens, – mit seinen gebrochenen Farben, – der Schluß ist: „Finit du tout“.

Im Grund war wohl immer natürliche Angst vor dem Tod bestimmend für Benn. Aber er wollte sie nicht, trat ihr mit stoischer Fassung entgegen oder mit Träumen von dionysischer Lust im Verlöschen.

Er starb, eben siebzigjährig, am 7. Juli 1956. Sein letztes Gedicht stammt vom Januar gleichen Jahres: „Kann keine Trauer sein“ (1). Benn war an Krebs schwer erkrankt. Als Abschiedsgeschenk schickte er das Gedicht an Friedrich Wilhelm Öltze, einen vertrauten Freund, der seinem Schaffen seit Jahren Begleitung gab. Zum Thema wird das Sterben bewunderter Dichter: Annette von Droste-Hülshoff, Hölderlin, Rilke, George und Nietzsche. Vom Wesenlosen der Dinge umgeben, vollzieht sich für sie ihre Stunde. Die leitmotivisch herausgehobenen Sterbebetten, das „Holz mit Tränenbächen“, werden zu einem „erbärmli-



chen Heim“. Seither sind sie nur noch Gerümpel oder längst „schmerzlos“ zerfallen und waren doch Zeugen der Qual.

„Kann keine Trauer sein“, – nach dem erschütternden Anblick prosaischen Sterbens im Alltag der Dinge muß es verwundern, daß diese Zeile erscheint und außerdem Überschrift wird. Was noch zu Anfang erregte, besagt am Ende nichts mehr, ist weder „Nein“ noch „Ja“ zur Lösung des Rätsels im Tod. Das Schicksal der Geburt, auch Körperschmerz und ungesicherter Glaube sind „namenlos“ geworden, ein flüchtiges „Wallen ... ein Huschen“, dem Dichter ferngerückt.

Bekannt sich darin eine Wende? Der Schluß des Gedichts bringt einen neuen Ton in Benns lebenslang wiederkehrende Lyrik vom Tod:

Kann keine Trauer sein. Zu fern, zu weit,
zu unberührbar Bett und Tränen,
kein Nein, kein Ja,
Geburt und Körperschmerz und Glauben
ein Wallen, namenlos, ein Huschen,
ein Überirdisches, im Schlaf sich regend,
bewegte Bett und Tränen –
schlaf ein! (Dritter Absatz)

War also zuletzt das Überirdische da? – Die Totenmaske des Dichters ist friedlich, geprägt zwar von Leidensspuren, doch liegt darüber ein Zug – fast wie ein Lächeln.

Kapitel VII

Vergleich zwischen Mörike und Benn

1: Das gemeinsame Thema: Dauer und Wandel der Zeit

Bei der bisherigen Arbeit an „Astern“ wurde „Um Mitternacht“ nur unter Einzelaspekten verglichen. Auf Mörike muß man genauer eingehen, sowohl auf sein visionäres Gedicht, wie auch auf seine Person, damit sich die Gegensätze zwischen dem Pfarrer und Arzt deutlicher zeigen können.

Gemeinsam ist beiden ihr Thema: die Zeit – und plötzlich erlebte Dichte des stehenden Augenblicks. Doch Mörikes ruhende Zeit wird selbstvergessenes



Schauen, ohne die Spannung, mit der sich bei Benn das Ende zudrängt. Über allem persönlichen Zeitmaß wie über dem einzeln vergänglichem Leben waltet ein kosmischer Rhythmus, welcher das Gleiche zurückbringen wird: Diastole und Systole, nächtliche Einkehr und rauschenden Tag, Traum und Erwachen, Tod und Leben, – was zwar die Quellen erregt beim Abschied von einem „gewesenen“ Tag, nicht aber die Nacht. Jene entspannte Gestalt und ständig aktive Quellen des Tags halten einander die Waage, verbunden vom Mutter-Kind-Bezug, sich ergänzend mit Notwendigkeit, Pole dem zyklischen Strom aller Zeit. Sphärenmusik ertönt für die Nacht, feierlich gelöst, Geplauder umrauscht die Kinder, hörbar als Trochäus und Daktylus. Die Nacht, dem Kosmischen verbunden, ist Mutter zugleich und auch Tod des flüchtigen Tags, aber sie „achtet’s nicht“, weder das eine noch das andere, entläßt den kommenden, kaum seiner Stimme bewußt, hat auch den vergangenen schon „gelassen“ eingehüllt mit ihren steigenden Schatten. Denn die zur Mitternacht ruhende Waage erschließt ihrem Auge den ewigen Grund für alle Lebensbewegung, – die ausruhen darf im Tod und trotzdem nicht untergeht.

Der andächtig hingeebenen Nacht entsprechen die optisch geschlossene Blöcke im Bilde der Schrift. Mörikes Trochäen um diese Gestalt, viertaktig beginnend, erhalten in beiden Strophen später den fünften Takt: So geht die Beschreibung der Nacht gelassen zu Ende, schwingt aus.

Anders das Quellenlied: Bewegt vom daktylischen Leben, gelegentlich konzentriert zu Trochäen, – und von dem dreimal versetzten Zeilenbeginn, von dreimal veränderter Versfußanzahl, – bis zur bedeutsamen Einhebigkeit: „Vom Tage“ (-x-). Die Worte beherrschen das optische Bild als Zentrum eigener Reihe, werden sogleich wiederholt und kommen zurück im Refrain, – verlässliche Wiederkehr also des Tags. Wo Mörike abweicht von seiner daktylischen Sprache der Quellen, handelt es sich stets, – anders als in den stockenden Rhythmen bei Benn, – um Orte glücklicher Bestätigung, Bestätigung für die Quellen:

„kecker“ / „der Nacht ins Ohr“ / „vom Tage“
 x - - x - x - x -

Das Sternenzeichen steht über den Quellen als eine Verheißung der Dauer. Erfüllt von dem Mut ihres keck vollzogenen Aufbruchs, bleiben sie dennoch gehalten, singen, im Schlaf noch erregt, das Lied ihrer Herkunft „vom heute gewe-



senen Tage“. Sie stammen aus allem, was vor ihnen war, und wissen und singen davon. Vergangenes wird zum Traum, bei dem sich Zukünftiges nährt. Gerade weil Mörikes Waage um Mitternacht „flüchtig“ nur ruht, der Mittelpunkt aber verankerter bleibt, wenn sich das Joch beschwert und entlastet, wird sie zum Zeichen, daß etwas Beständiges sei in allem, was vergeht. Gewesener Tag bedeutet nicht Ende der Zeit.

Bei Mörike ist anzunehmen, er habe nicht nur an den verlässlichen Fortgang von innerweltlichen Stunden gedacht. Sichtbar erreicht ihn ein Glanz aus zeitloser Ewigkeit, wirksam inmitten der Zeit.

Mörikes christliches Hoffen reicht über die Erde und über den Kosmos hinaus. Benn empfängt keine Zeichen mit übernatürlicher Botschaft, trotz der beschwörenden Götter. Sein Zeitempfinden ist irdisch und endhaft, bezieht sich vor allem auf seine Person. Die einzige Dauer liegt im Bewußtsein des Ichs. Eine gebannte Stunde darf man bei Benn auch verstehen als Innewerden der lebenslang statischen Identität, bis sie der Tod überkommt. Denn dieser Gedanke steht überall hinter den „statisch“ genannten Gedichten. Gerade für „Asterne“ kann ein Vergleich mit deren Einleitungstext Zusammenhänge aufzeigen zwischen dem Bann jener Stunde und Statik des Ichs. Dazu später mehr.

Doch eine gebannte Stunde bleibt wie das ganze Dasein vergängliches Jetzt und Hier, Dauer im subjektiven Empfinden, während die Zeit unmerklich schreitet. Dann ist sie plötzlich vorbei, und nach ihr kommt nichts mehr.

2: Überpersönliche Geltung und subjektiver Ausdruck

2 a: Die umfassende Bedeutung der Mörike-Vision

Zurück zu „Um Mitternacht“: Wie „Asterne“ entstand das Gedicht aus dem Naturanblick des Dichters. Vom Wasser stieg die Dämmerung auf und wanderte langsam bergan, dann völliges Dunkeln, bedeckend der Berge Wand, Rauschen von Quellen, hervorgetreten aus Lautlosigkeit, das „goldene“ Sternbild Waage vor einem klaren All, in welchem verhaltene „Bläue“ als Schwall ferner Sterne den Himmel erhellt. Dieses Gedicht, ganz lyrischer Klang, gleicht in der epischen Form einer Ballade, – was Objektivierung des nächtlich Geschauten mitbringt, die Waage zum wirklichen Zeichen erhebt. Alles wird zum Bericht, nichts ist als Sprachbild gemeint. Auch Wechsel ins Präsens nach Aufstieg der



Nacht bestätigt die Gegenwart jener Vision von überpersönlicher Geltung. Der Dichter tritt davor zurück. Trotzdem bewahrt das Gedicht seinen persönlichen Anlaß, den steigenden Abend und eine Stunde der Sterne. Denn anders als Benns Natur-Euphorie und seine gedanklichen Bilder, haben sich Außen- und Innenwelt nicht dualistisch geschieden. Das alles wurde mit Sinnen erlebt und deutete sich im Erkennen als Ewigkeitsspur inmitten der Zeit. Nicht angemessen wäre und zerstörend der subjektive Selbsta Ausdruck des Dichters.

Man könnte wohl denken, „Um Mitternacht“ sei das Produkt eines gereiften, ausgeglichenen Alters, doch Mörike zählte erst dreiundzwanzig Jahre, als das Gedicht entstand.

2 b: Eine persönliche Tragödie bei Benn

In „Astern“ nennt sich ebenfalls kein Ich, dennoch spricht Benn von sich. Selbst wenn jene Hypothese zuträfe, daß er den Sommer als Sprecher benutzt, ändert sich daran nichts. Ihm bleibt keine Zeit zum episch entspannten Ton. Mörikes objektivem Bericht setzt Benn sein persönliches Drama entgegen.

Tragik liegt gleichermaßen im Aufbegehren gegen verrinnende Zeit wie in der Einsamkeit dessen, der anders nicht kann, als um sich selber zu kreisen. „Astern“ ist Monolog. Unbewegt stehen Astern und Himmel, ruht die Natur in sich selbst. Ein Ausbruch von Wünschen durchbricht diesen Bann, verlangt nach dem Rausch, nach lebendigem Du. Das tödlich bedrohte Bewußtsein ist nur auf sich selber gestellt, unfähig Tröstung zu finden in überpersönlicher Dauer. Dem untergehenden Sommer kann es nicht helfen, daß andere Sommer folgen. Jeder stirbt für sich, und darum geht es hier.

3: Zur Person der beiden Autoren

3 a: Zur Mentalität dieser Dichter

Der Unterschied zwischen den Texten ist sowohl wesensbedingt wie durch das Weltbild ihrer Autoren. Mörikes Naturell war von Lebensbejahung bestimmt. Er kreiste nicht ruhelos um sein Ich mit jener klammernden Intensität eines Benn. Der schwäbische Dichter kannte den augenzwinkernden Abstand vom eigenen Ich:



Mein Wappen ist nicht adelig,
Mein Leben nicht untadelig.
Und was da wert sei mein Gedicht,
Fürwahr, das weiß ich selber nicht.

Dieser gelehrte, bedeutende Geist kam nie über Schwaben hinaus. Erlebnis vertrauter Nähe öffnete Weiten, das Unscheinbare des Alltags hatte Unendlichkeit, und Schönheit lag im Großen wie im Kleinen. „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“, so heißt es in dem Gedicht „Auf eine Lampe“. Der Dichter besaß ein untergründiges Wissen um das geheime Leben in Dingen. Er kann seinen Weggefährten, den längst verrotteten Kirchturmhahn, nicht unter Schrottgerümpel beim Meister Schmied liegen lassen, Mörike holt ihn heim und stellt ihn in seine Stube. Siehe das Gedicht „Der alte Kirchturmhahn“!

Bekannt ist der Märchenerzähler für Kinder mit seinem feinen Humor, – auch bei „Um Mitternacht“ spürbar in einer Kinderszene, als vorlautes Plaudern der Quellen und ungezogenes Singen ins Ohr ihrer ruhebedürftigen Mutter. Mörikes Phantasie hat sich das Wissen um Kindlichkeit immer bewahrt. Ihn charakterisierte vor allem die Neigung zum anderen Menschen. Gedichte richteten sich häufig als Widmung an eine genannte Person.

Daneben standen die Schatten im Leben des Dichters. Schon bald nachdem er in Cleversulzbach den ersten Pfarrbezirk selbstständig innehatte, begannen die Leiden seines geschwächten Körpers, so daß er sein Amt kaum noch bewältigen konnte und aufgeben mußte im vierzigsten Lebensjahr. Später, bei besserer Gesundheit, wurde er Lehrer für Literatur. Sein Unterricht brachte ihm Freude, und als er ihn niederlegte mit fünfundsechzig Jahren, war nicht dieses Alter der Anlaß, sondern erneute Krankheit.

Er hatte nicht nur zu tragen am Wechsel seines Befindens, auch an den Traurigkeiten eines Sensiblen. Gerade weil er dem Menschen zugetan war, konnte er an ihm leiden, – so an dem Unverständnis seiner Gemeinde, der Dichtung verdächtig erschien bei einem Mann Gottes.

Mörike kannte wie Benn verdunkelnde Tiefen des Seins, aber vom christlichen Dichter anders erlebt, nicht als Verhängnis der Moiren, sondern als Lieblosigkeit des Menschen, als das Zerstören durch Tat, – bis hin zu dem Peregrinazyklus aus dem Roman „Maler Nolten“, – Gedichte, beladen mit Schuld und Trauer des



Mannes vor der geliebten und trotzdem verstoßenen Frau, fortgeschickt wegen verjährten Betrugs und dann in Wahnsinn verfallen.

Doch Mörikes Trauer glich niemals der Bitterkeit Benns. Und deshalb ist es erlaubt, hinter „Um Mitternacht“ eine Bedeutung zu sehen, welche der Autor selber nicht reflektierte: Abkehrung vom eigenen Ich. Ungewollt also gibt dies Gedicht mit der entrückten Gestalt seiner Nacht das Bild eines Unbewußten, welches im Einklang blieb mit sich selbst, ohne Verwundung durch schmerzhaft Verdrängtes, Mörike trug seine Trauer zu Ende. Sicherheit bringt solcher Urgrund hervor, wird Quellort für das Bewußtsein des „rauschenden“ Tags als „träumende“ Mutter Nacht, nimmt den Gesang vom „Gewesenen“ an, ganz ohne dessen zu achten. Denn für den Dichter liegt nichts darin, was eine Seele zerstört, die Nacht kennt es längst, das „uraltalte Schlummerlied“ „vom heute gewesenen Tage“. Die Quellen nur sind erschüttert beim Fortgang des eben noch sichtbaren Tags, aber sie stehen es durch, er wird ihnen Lied und Traum. Und zugesungen dem unbewußt hörenden Ohre der Nacht, bleibt er für immer bewahrt. Weil sie dies Lied mit Gelassenheit nimmt, ‚behält er das Wort‘ als Gesang.

So unterschied sich also der Dichter von Benn, dem Humor nicht gegeben wurde und auch nicht die unbefangene Hinwendung zu einer Welt, nach der ihn trotzdem verlangte. Mit Skepsis stand er ihr gegenüber. Dem Menschen begegnete Benn an erster Stelle im eigenen Ich. Nur dort fand sich Halt. Hinter einsamer Phantasie lagen die Schatten. Todesgedanken verfolgten ihn wie ein Trauma. Früh hatten Obduktionen den Schauer erweckt, – im Mediziner, der Dichter war.

3 b: Zur Grundüberzeugung bei Mörike und Benn

Wo Benn keine Hoffnung mehr wagt, weiß Mörike von einem überpersönlichen Halt. Er wurzelte tief im christlichen Grund. Hinter „Um Mitternacht“ steht eine Glaubensgewißheit:

Ruhen der Zeiten bei Gott. Ein Lied zum beginnenden Jahr, also zu neuer Zeit wie in „Um Mitternacht“, lobt ebenfalls gläubig empfangene Zeichen: Die Füße des Engels im rosigen Morgenrot. „Monde und Sonnen an blauen Gezelten des Himmels“, bewegt von göttlicher Hand. Dieses Gedicht, als „Kirchengesang“



verfasst für eine singende Gemeinde, ursprünglich mit Melodieangabe versehen, mündet in das Gebet:

Zum neuen Jahr
Kirchengesang
Wie heimlicher Weise
Ein Engelein leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen!
Ein heilig Willkommen,
Herz, jauchze du mit.
In Ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, Du rate!
Lenk Du und wende!
Herr, Dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Auch Mörikes philosophisches Interesse brachte ihn nicht in Konflikt mit seinem christlichen Lebensgefühl. Er war Humanist, der griechischen Sprache vertraut, liebte besonders platonische Dialoge. Die Nacht, ihr Aufstieg über die Berge mit Augen, erhoben zum ruhenden Schalenpaar, bewegt und nun ausgeglichen von ewig tragender Mitte, kann auch erinnern an Platons Göttergestalten, hinaufgeritten zur Höhe der Himmelskuppel, das Reich der Ideen vor Augen in Räumen jenseits der Welt, – und über dem allen steht die Idee des Guten. Sie zu erkennen, macht Götter unsterblich, schenkt den verstorbenen Seelen, welche dem Wege der Götter zu folgen versuchen, menschliche Arete für reifere Wiedergeburt. Hier ist die Quelle des Werdens und aller Schöpferkraft. In dem Gedicht „Um Mitternacht“ käme selbst dann platonischer Geist zum Ausdruck,



wenn Mörike nicht an Platons Götter dachte, als er das Auge der Nacht dem Bilde der Waage zuwandte.

Entscheidend wird letztlich das, was ein Bewußtsein als Überzeugung bestimmt, – für Mörike die Gewissheit göttlicher Güte und Kraft, jenseits der Welt und doch wirksam in ihr, – deshalb Vertrauen zum wechselnden Tag.

Im ernüchternden Schluß von „Aster“ kommt Benns Jahrhundert zu Wort mit seiner rationalistischen Skepsis. Er sah seine eigene Antwort auf metaphysische Fragen bei kritischen Geistern bestätigt: Heidegger und Nietzsche gehörten unter vielen zu den Begegnungen Benns.

Wie schon gesagt: Besonders Heideggers Philosophie kann seine Haltung zu Leben und Tod erklären. „Geworfen“ ins „Nichts“, fand dieser Dichter sein existentielles ‚Ich‘ im Künstlertum, es bezeugte das ‚Selbstsein‘, ließ Gedanken ertragen an hoffnungslosen Tod. Doch um solche Schöpferstunden lag jene Uneigentlichkeit eines alltäglichen Daseins, in welchem die fordernde Konvention ein ‚Selbst‘ zu bedrängen vermochte.

Und nichts überstieg den Ablauf irdischer Zeit. Untergang für das Ich bedeutete wie bei Nietzsche: Untergang seiner Götter des Scheins.

4: Benns Umgang mit Mörikes Text

Benns Kontrafaktur geht ihrer Vorlage Zug um Zug nach in den einzelnen Gegenbildern. Die Sorgfalt, mit welcher er sich vertieft, und die Betroffenheit seines Tons lassen vermuten, wie sehr ihn „Um Mitternacht“ zur Auseinandersetzung gedrängt haben muß. Es gäbe wohl manches Gedicht, zu dem gleicher Widerspruch denkbar wäre, Benn aber wählte „Um Mitternacht“. Sicher bewunderte er das Gedicht als eine jener Vollendungen in der Lyrik, welche nach seinen Worten selten gelingen (1), – wobei vor allem die Form von großem Reiz sein mußte für den artistischen Dichter.

Mörikes hohe Kunst ließ ihn nicht unberührt, trotz beider Verschiedenheit. Sein Sehnsuchtslied „Weylas Gesang“ hat Benn zwar kritisiert und nicht verständlich befunden. Irrationale Sehnsucht nach göttlichen Landen passte ihm nicht, da er sie in sich selber bezwang. Trotzdem, er zählte auch dieses Gedicht zur Lyrik „ersten Ranges“(2) und ordnete es ein in die Liste seiner Lieblingsgedichte.



Benn hätte wahrscheinlich ohne Beachtung gelassen, was er nicht in besonderer Weise ernst nehmen mußte, poetisches Mittelmaß nannte er „unerlaubt“ (1). Nichts Geringeres als „Um Mitternacht“ konnte ihn inspirieren zu einem Gedicht, das dem Vollendeten ebenfalls nahe kommt. Gerade weil Mörikes Meisterwerk die eigene Mentalität so wenig ansprechen wollte, erwachte wohl das Bedürfnis, ihm würdig entgegenzutreten.

Der Dichter hat bekannt: „Bekloffen“ stand er vor Menschen mit gläubiger Zuversicht, welche er nicht zu teilen vermochte.

Kapitel VIII

„Astern“ als Teil der „Statischen Gedichte“

1: Zur Entstehung der „Statischen Gedichte“

„Astern“ entstand, als Benn im Dritten Reich persona non grata war. Man muß das Gedicht auch als Zeugnis aus diesen Jahren sehen. Wie schon erwähnt, der Dichter fühlte sich nicht mehr sicher und floh von seinem Wohnort Berlin im Frühjahr 1935. Er fand ein Unterkommen als Arzt bei der Wehrmacht mit Stationierung in Hannover. Gleich 1935 wurde dort „Astern“ verfasst. Der Dichter konnte schon bald nur noch Privatdrucke wagen. Drei Jahre später sprach man ein Schreibverbot aus. Nach 1948 gelang das Come back. Benn stellte aus dreizehn Jahren zusammen, was nicht publiziert worden war. Der Lyrik-Band „Statische Gedichte“ erschien in Zürich und in Wiesbaden. Bei dieser Sammlung nahm der Verfasser die meisten Gedichte ab 1935 auf, all das, was entstanden war durch Weiterarbeit trotz des Verdikts. Auch „Astern“ gehörte dazu. Die Einbindung des Gedichts in sein lyrisches Umfeld soll nun erörtert werden. Es bedarf also des Vergleichs mit anderen Texten. Besonders Benns Titelspruch „Statische Gedichte“ ist zu interpretieren, denn dabei erklärt sich das Wesen der Statik, welche auch „Astern“ bestimmt, und außerdem zeigen die beiden Gedichte Bezüge zueinander.



2 : *Benns Leitspruch zur statischen Lyrik und „Astern“*

2 a: *Interpretation des Titeltextes*

Statische Gedichte

Entwicklungsfremdheit
ist die Tiefe des Weisen,
Kinder und Kindeskindern
beunruhigen ihn nicht,
dringen nicht in ihn ein.

Richtungen vertreten,
Handeln,
Zu- und Abreisen
ist das Zeichen einer Welt,
die nicht klar sieht.
Vor meinem Fenster
– sagt der Weise –
liegt ein Tal,
darin sammeln sich die Schatten,
zwei Pappeln säumen den Weg,
du weißt – wohin.

Perspektivismus
ist ein anderes Wort für seine Statik:
Linien anlegen,
sie weiterführen
nach Rankengesetz –
Ranken sprühen –,
auch Schwärme, Krähen,
auswerfen in Winterrot von Frühhimmeln,
dann sinken lassen –
du weißt – für wen.

Dieses Gedicht tritt zum erstenmal auf in einem Typoskript der „Statischen Gedichte“ vom 3. 1. 1945, ist also geschrieben in schlimmsten Tagen des Kriegs. Wie schon gesagt: Die Machtergreifung der NSDAP hatte den Dichter anfangs geblendet als eine neue Entwicklung. Doch bald schon kam das Entsetzen über die Richtung, welche sie nahm. Inzwischen war daraus Krieg geworden. Verlo-



rener Kampf und verzweifelter „Handeln“ zur Aufbietung letzter Kräfte beherrschten widersinnig den Tag. Die wachsenden Schatten hatten reale Gestalt.

Benn zeichnet ein Selbstportrait. Der Wunsch nach Eremitage erscheint, nach statischer Selbsterhaltung, weitab aller Wirklichkeit. So sollte man ihn sehen: als Autor „innerer Emigration“. Dieser Begriff stammt von Benn. Ein „Weiser“ steht hinter dem Fenster der Klause, geschützt durch die statisch tragende Kraft einer Identität, die sich unlösbar verbunden weiß mit ihrem Schaffen. „Statik“ ist „Tiefe“ eigenen Wesens und genuiner Kunst, nicht zu verändern von der umgebenden „Welt“ und damit „entwicklungsfremd“.

Gedichte, hier „Ranken“ genannt, entstammen dem statischen Ich, deshalb der Name: „Statische Gedichte“. „Entwicklungsfremdheit“ gilt aber nicht nur dem Wesen der Person, sie ist auch bewusste Haltung des „Weisen“ zu den Entwicklungen jener verblendeten „Welt“. Den Mann vor wachsenden Schatten berührt die Unruhe nicht, mit der sie agiert, ihre „Richtung“ vertritt, im Willen, sie weiterzugeben an „Kinder und Kindeskinde“. Doch deren Bild „dringt nicht ein“ in den Dichter, denn seine Augen erkennen das wirkliche Ziel: Es kündigt sich an als Todesdämmern im Tal, – auch für ihn selbst.

Benn setzt nun „Statik“ mit Friedrich Nietzsches Begriff „Perspektivismus“ gleich. Der Terminus subjektivistischer Philosophie meint Stehen zur eigenen Sicht. „Linien“ der Perspektive vom bleibenden Standort her, sie „anzulegen“ und „weiterzuführen“ in formender Kunst, treibt Ranken hervor „nach Rankengesetz“. Gedichte sind Ranken, „sprühend“ entsprungen der immanenten Gesetzmäßigkeit. Diese allein hat tragende Dauer, solange das Leben währt.

Doch alle Perspektiven säumen den Weg auf ein Pappeltor zu am Eingang des Schattentals. Zwei Schlußzeilen werden ins Leere gerückt durch Abstand vom übrigen Text, ein optisch sichtbares Bild „sinkender“ Linien. Der Weise erkennt sein nahes „Wohin“.

Er begegnet gefasst seiner Stunde, wirft letzte Ranken, nun „Schwärme, Krähen“ genannt, der Morgenröte des Wintertags zu, Benn sagt: „du weißt – für wen“. Gedichte gehören allein ihrem Schöpfer und sterben mit ihm, als Todesvögel gibt er sie selber der frühroten Kälte preis.



Genugtuung ist in den Ton gelegt, in die Bewegung des Wurfs: Ranken sind kein Vermächtnis an eine verwirrte „Welt“. Das Kreative, selbst wenn es so enden muß, behauptet sich bis zuletzt: Kursivschrift hebt *„Ranken sprühen“* heraus, Benn gibt dem Handeln des Dichters damit die Dringlichkeit.

Man ist versucht, an Luthers Apfelbäumchen zu denken, das noch zu pflanzen sei, wenn morgen die Welt unterginge, nun nicht mehr aus Gottvertrauen, sondern in Wahrung eigener Würde. Aber Benn selber hat sich zu Luthers gläubigem Wort mit Ironie geäußert. Man lese sein Gedicht: „Was meinte Luther mit dem Apfelbaum?“ (1)

Der Titeltext „Statische Gedichte“ trägt die Züge der Kontrafaktur. Es kehren Worte zurück aus Nietzsches Gedicht „Die Krähen schreien“. Der Dichterphilosoph läßt einen Wanderer sprechen. Er geht durch den „Winter“, umstrichen von „Krähen“, die „Himmel“ deuten auf Schnee. Gemeint ist der Heimatlose, der sich zur „Welt“ flüchten will, nachdem er die Bindung im Glauben verlor, doch findet er „fremde“ Wüsten.

Ihr Glaubensverlust ist beiden Dichtern gemeinsam und die Enttäuschung an einer als „fremd“ empfundenen Welt, die nicht klar sieht. Aber der Weise gewinnt bei sich selbst festen Halt, steht wissend am eigenen Fenster. Draußen liegen die Winterhimmel wie über Nietzsches trostloser Welt, und Krähen sind wieder da, doch sie gehorchen dem Weisen, werden zu seinen Gedichten.

2 b: Bezüge zwischen dem Titeltext und „Asterne“

Der Leittext „Statische Gedichte“ greift auch auf „Asterne“ zurück. Grundsätzliche Motive werden jetzt weitergedacht. ‚Gebanntes‘ Verharren, entsprechend einer Bewusstheit, die Benn „Bei-sich-selbst-sein“ nannte (2), ist nun vollendet zur Statik.

In „Asterne“ noch ging es um Klärung, der Weise sieht unbeirrt klar: Aus Herbst wurde Winter. Früher schon lag alles Werden in Todesagonie. Solche Gedanken an „Kinder und Kindeskinde“ glaubt Benn nun ferngerückt, doch werden sie eher verdrängt, weil Zukunft Unheil bedeutet, zumal die Härte der Abwehr befremdet. Den Weisen darf nichts sonst bewegen, als was ihm obliegt vor dem Tod: *„Ranken sprühen“*. Ist es geschehen, – „dann sinken lassen –“.



Viele der Einzelmotive aus „Astern“ erscheinen in neuen Bildern. Dazu eine Übersicht: Beide Gedichte beschreiben den letzten Lebensvollzug. Der Bann und die ihm entsprechende Statik öffnen den Blick für den Tod. Empirisches ist zu durchschauen als steter Vorübergang, im Sommer und auch in der menschlichen Welt. Nacht steht bevor, sie schickt ihre Boten voraus: Schwalben und wachsende Schatten im Tal. Ein adäquates Motiv zum Omen der Lethevögel erscheint, denn Krähen waren von alters her ebenfalls Todesbegleiter. Die noch geschenkte Frist wird intensiv erlebt, der Blick erhebt sich zum Lichte der „Himmel“, in „Astern“ begleitet vom Wunsche nach „Rausch“, also nach schaffender Lust, und später vom „Ranken sprühen“.

So wird der Gedanke gefestigt, auch „Astern“ deute auf die Entstehung des letzten Gedichtes hin. Selbst wenn sich die Parallelen unbewußt zugedrängt hätten, würde damit noch tiefer bezeugt, daß „Astern“ ein Grundgefühl trifft. Aus der Zerrissenheit, wie sie Benn darstellt in diesem Gedicht, fand er zur inneren Statik. Und deshalb greift der erklärende Text zur statischen Lyrik auf „Astern“ zurück, bestätigt für alle Lyrik des Bandes ein Lebensgefühl, das auch die gewonnene Statik nicht aufhob, aber ertrug. „Astern“ gehört also mit zum Zentralen aus dreizehnjähriger Schaffenszeit.

3: Zur Reaktion auf Zeitumstände in den „Statischen Gedichten“

3 a: Verhüllte Bezüge auf Zeitumstände

Als 1948 die statische Lyrik des Autors herauskam, suchte man nach Bezügen zu den Geschehnissen ihrer Entstehungsjahre. Oft sah man bei „Astern“ in kommender „Nacht“ eine Prognose des Kriegs. Der Dichter selber hat seine Dichtung zwar apolitisch und ahistorisch genannt, doch ist ein Zeitbezug häufig verschlüsselt vorhanden. Für „Astern“ erscheint er zunächst wenig sicher. Man muß deshalb weitere statische Lyrik befragen, in welcher Weise politische Aussagen eingebracht sind, und dann mit „Astern“ vergleichen.

Der Titeltext spricht allgemein von dem Getriebe der Welt. Konkrete Stellungnahme wäre unmöglich gewesen, sie wurde hart bestraft als ‚Sabotage der völkischen Moral‘. Auch wenn Benns Lyrik ungedruckt blieb, nach Manuskripten konnte man suchen, Denunzianten gediehen überall. – Falls „Astern“ wirklich ein Ende andeutet, das anders nicht sein kann als katastrophal, sind bei-



de Gedichte verbunden durch die bezeichnende Art ihres Autors, auf eine „Stunde der Welt“ (1) mit Stimmungsausdruck zu reagieren, ohne den wahren Anlaß zu nennen.

Politische Anspielung hat man schon nachweisen können für „Anemone“ und „Einsamer nie –“. Wie „Astern“ stammen diese Gedichte aus Benns Hannover-scher Zeit, beginnend am 1. 4. 1935. Alle drei Texte erschienen in „Ausgewählte Gedichte“, 2. Auflage Mai 1936, sind also Produkte aus etwa einem Jahr.

Es ist bekannt, daß die August-Gedichte „Einsamer nie–“ und „Astern“ im Res-taurant auf Speisekarten verfasst worden sind, also vielleicht sogar am selben Tage!

3 b: „Einsamer nie –“ und „Astern“

„Einsamer nie –“ läßt erkennen, was Benn damals dachte, und wirft so vielleicht auf „Astern“ ein Licht:

Einsamer nie –

Einsamer nie als im August:
Erfüllungsstunde – im Gelände
die roten und die goldenen Brände,
doch wo ist deiner Gärten Lust?

Die Seen hell, die Himmel weich,
die Äcker rein und glänzen leise,
doch wo sind Sieg und Siegsbeweise
aus dem von dir vertretenen Reich?

Wo alles sich durch Glück beweist
und tauscht den Blick und tauscht die Ringe
im Weingeruch, im Rausch der Dinge –
dienst du dem Gegenglück, dem Geist.

Helle Landschaft des Sommers, – daß die Natur als Gegenbild aufgefasst ist zu einem belasteten Menschen, erinnert an „Astern“. Blüten-“Brände“, „golden“ und „rot“, entsprechen der Buntheit von glühenden Astern im Licht. Sie sind das gehütete Feuer der „Gärten“, nicht ungesehen „schwälende“ Glut, welche als Flamme hervorbrechen wird aus einer gefährdeten Welt. Anspielung auf den politischen Geist dieser Welt enthält offensichtlich das Wort „Erfüllungsstun-



de“. Denn Propaganda-Ansprachen erhoben den herrschenden Zustand zum Ziel aller deutschen Geschichte, setzten das Schlagwort in Umlauf von ihrer „Erfüllungsstunde“, bei solchen, die anderes dachten, oft bitter-ironisch gebraucht. „Erfüllungsstunde“ der reinen Natur stellt also ein Gegenbild dar auch zu den Zeit-Umständen.

Benn sieht die trughafte Sorglosigkeit, welche den Alltag weithin bestimmte als unbefangener Lebensgenuß. Das Ich wird zum Ansprechpartner, zum „Du“, denn es muß „einsamer“ bleiben, „wo alles sich durch Glück beweist / und tauscht den Blick und tauscht die Ringe“.

„Einsamer nie –“ ist ein fragendes Selbstgespräch, sucht einen Standort in täuschender Empirie. Doch werden die Fragen rhetorisch, denn längst schon ist ihre Antwort bereit: Der Dichter blieb ohne „Beweise“ vom „Sieg“ aus jenem geistigen „Reich“, das er selber vertritt. Im Schlußsatz folgt seine eigene Antwort: Er dient einem sieglosen Geist, schicksalhaft, aber bejaht.

Geist war für Benn Ananke der Dichter. Er nennt ihn hier „Gegenglück“ mit doppeldeutigem Sinn: Glücklos im Tagesgeschehen und doch ein Glück stiller „Gärten“, entgegensetzen der lauten, euphorischen Stimmung „im Weinge-
ruch, im Rausch der Dinge“, – zu einer Zeit, so ist zu ergänzen, als man das „Glück“ der Hochstimmung provozierte durch organisierte Feste, oftmals mit Fackelzügen begangen und immer mit jubelnden Massen, planmäßig aufgeboten zur rauschhaften Demonstration des angeblich ‚deutschen Erwachens‘. Auch ‚Kraft durch Freude‘ wurde erfunden. So hieß der politisch gelenkte Freizeitbetrieb, welcher die ‚Volksgenossen‘ bei Laune halten sollte. Selbst jenes Ringtauschmotiv besitzt konkreten Bezug: Eine Heiratswelle breitete sich aus, nachdrücklich propagiert, durch ‚Ehstandsdarlehen‘ angeheizt zwecks Mehrung des Volks, weil ihm ein furchtbarer Aderlaß zugedacht war, was wenige nur begriffen, denn jede Hitler-Rede beschwor seinen Willen zum Frieden. – Das also erschütterte Benn, als „Einsamer nie –“ und „Astern“ entstanden.

Die Thematik in „Einsamer nie –“ wirkt zunächst unverfänglich: Probleme des geistig Sensiblen mit einer Welt, die Derberes praktizierte. Politische Anspielung war deshalb dem Dichter nicht nachzuweisen. Wieder wird wie im späteren Titelgedicht der schützende Schleier über Benns Worte gelegt, nun aber zeitgleich ersonnen mit „Astern“. Auch dieses Gedicht könnte aus ähnlichen Grün-



den verdeckende Sprache benutzen. Die Fahrt mußte enden bei „Nacht“, wer solche Befürchtungen hatte, verstand. Es blieb nichts mehr als das Ergreifen gefristeter Zeit.

3 c: „Anemone“ und „Astern“

Nun zu dem dritten der zeitnah entstandenen Gedichte, zum Hoffnungsbild „Anemone“. „Macht“ ist hier Schlüsselwort, signalisiert die politisch gemeinte Parabel.

Anemone

Erschütterer –: Anemone,
die Erde ist kalt, ist nichts,
da murmelt deine Krone
ein Wort des Glaubens, des Lichts.

Der Erde ohne Güte,
der nur die Macht gerät,
ward deine leise Blüte
so schweigend hingesät.

Erschütterer –: Anemone,
du trägst den Glauben, das Licht,
den einst der Sommer als Krone
aus großen Blüten flicht.

Frühlingsfrost „ohne Güte“ bedrängt den zarten Keim. Und doch ist der „leise“ Blüher Träger des Hoffens auf eine Erde, der nicht mehr wie jetzt nur noch „die Macht gerät“, auf heimliche Kräfte, die Mächte „erschüttern“ und endlich besiegen werden im „Glauben“ an den erneuernden „Sommer“. – Es geht um menschliche Herrschergewalt, um Hoffnung auf Widerstand.

Wann das Gedicht geschrieben wurde, im Frühjahr 1935 oder kurz vor dem Druck vom Mai des nächsten Jahrs, ist nicht zu ermitteln und damit auch keine Reihenfolge von „Anemone“ und „Astern“. Der Eindruck entsteht jedoch, diese Gedichte seien gekoppelt mit Hilfe ihrer Titel, das heißt, mit Blütenchiffren für ungesagte Gehalte. Nach Benns Beschreibung brachte ein sinnlicher Reiz im Schriftbild und Klang von Worten, vornehmlich von Substantiven, oftmals



spontan hervor, was sich zu assoziieren vermochte. Kapitel IX wird zeigen, welch große Bedeutung diesem „Chiffrierungs“-Vorgang zukam.

Die Wortformen „Anemone“ und „Aster“ werden akustisch und optisch beherrscht von ihrem Anlaut „A“. Auch beider Schriftzuggestalt erweckt vergleichbare Optik. Der sinnliche Eindruck des später benutzten Blütennamens konnte Erinnerungen aufbringen an das zuvor verwendete Wort. Bei Benn besteht die Möglichkeit, daß er politischen Zeitbezug als das Verbindende zwischen den Texten auf diese Weise „chiffrierte“, ihn also unsichtbar nachwies, nur für ihn selber erkennbar.

Außerdem haben die Blüten ein ihnen gemeinsames Wesensmerkmal: Sie zählen zu den Charakterpflanzen in Umbruchstagen des Jahres: Frühling und Herbst. Ihr Anblick löst unterschiedliche Zukunftserwartungen aus: Hoffnung auf Sommer bei „Anemone“, Erkennen des kommenden Winters bei „Aster“.

Das dürfte darauf deuten, daß Benn die beiden Gedichte in kontrafaktischer Absicht verband. Wenn solche Annahme stimmt, wäre für „Aster“ Erwartung des Krieges sichergestellt im Bilde der Nacht durch Bindung an ein Gedicht, das zweifellos ganz politisch bezogene Aussage ist. Tiefe Bedrückung und Hoffen wechselten offensichtlich bei Benn.

Doch eins unterscheidet die Gedichte: In „Aster“ ist Hoffnung nur „ein Vermuten“, das sich sogleich widerlegt am Lethetrank der Schwalben, – bei „Anemone“ dagegen ist die „Erschütterung“ plötzliches Hoffen auf „Glaube und Licht“, – auf einen Sommer, der seine Krone „aus großen Blüten flicht“.

3 d: Das Gedicht „Aster“ und seine Entstehungszeit

Sicher ist „Aster“ auch dann, wenn Zeitbezüge im Hintergrund stehen, vor allem persönlich bezogen. Der Autor stand im fünfzigsten Jahr und damit vor einer Marke, welche die überschrittene Mitte menschlichen Daseins bewusst werden läßt. Ein Ende der Diktatur kam nicht in Sicht, sie konnte Benns Zeit überdauern. Jeder Gedanke an Zukunft und Werk mußte Unwägbares bringen. Dem Dichter fehlte an seinem Fluchtort Hannover die kulturelle Luft und Vielfalt der Metropole. Benn glich einem Verbannten, als „Aster“ entstand. Es kam zu der erwähnten Kampagne gegen ihn. Er wurde mit zotigen Schmutzvokabeln beworfen, war nun gebrandmarkt, gefährlich für jeden Verlag, – und das bedeutete:



„mundtot“ gemacht. – Was er vielleicht auf sich zukommen sah bei der Entstehung von „Asterne“, denn andere Künstler traf es bereits.

Wie schon gesagt: Im Jahre 1933 erkannte Benn nicht das Wesen des neuen Staats. Zwar hielt er sich fern von der Partei (1), bekundete aber sein Wohlwollen für den Versuch neuer Wege, auf denen er Überwindung des Dekadenten erhoffte. Er glaubte und versuchte sogar, sein Wort einzusetzen als Regulativ: „Ich kann versuchen, nach Maßgabe meiner Kräfte dahin zu leiten, wo ich es sehen möchte“ (2), so schrieb er an Klaus Mann. Dann kam der Schock, ausgelöst durch Erschießungen ohne Prozeß im so genannten Röm-Putsch 1934. Benn sah den rechtlosen Zustand des Landes. Auch hat er das Schicksal von rassistisch Verfolgten konkret miterlebt, denn jüdische Geistesverwandte zählten zu seinen Bekannten und Freunden. 1935 erschienen die Rassengesetze. Diffamierung der Juden erregte ihn tief (3). Eskalation der wahnhaften Rassenverfolgung und auch ein geplanter Krieg warfen für den, der Augen besaß, schon ihre Schatten voraus.

Im Hinblick auf solche Zeichen, die Benn allergisch machten gegen den Nationalsozialismus, ist es jetzt kaum noch wahrscheinlich, daß er nur an sich selber gedacht haben sollte bei „Asterne“: „Was brütet das alte Werden / unter den sterbenden Flügeln vor?“ Das klingt nicht so, als betreffe es nur den Verfasser, jedenfalls wurde dies später von Lesern so ausgelegt. Ein drohender Tod, dem Dichter „längst“ wache „Gewißheit“, wird unerwartetes Sterben für Brüderin und Schwalben, – ähnlich den sorglosen Paaren in „Einsamer nie –“, die ihre Ringe wechseln, wo es kein Überstehen mehr gibt.

Benns Pessimismus kommt bei der statischen Lyrik besondere Prägekraft zu, denn die Bedrohung blieb jetzt nicht mehr bloßer Gedanke, war Gegenwart, unmittelbar. Der Dichter stellte dagegen, was er zu tun vermochte: Wahrung des Geistes, der sich nicht ‚gleichschalten‘ ließ. Und dabei kam es zum wichtigsten Wendepunkt all seines Schaffens. Er hat jene streng verpflichtende Form der Artistik, die er sich selbst auferlegte, entwickelt wider den „völkischen“ Stil seiner Zeit, als eine Behauptung der Freiheit im geistigen Raum.

Allein schon aus solchen Gründen darf man Gedichte wie „Asterne“ nicht nur befragen nach subjektiven Bezügen. Ein intensives Bewußtsein für das Gesche-



hen ringsum war immer bei Benn vorhanden, während er eigene Wege beschritt in seinen „Statistischen Gedichten“.

4: Zur Rezeption der „Statischen Gedichte“ nach dem Krieg

Die Sammlung unter dem Leitbild innerer Statik wurde nach ihrem Erscheinen begierig gelesen als Zeugnis der eben durchlebten, traumatisierenden Zeit, denn viele Menschen kannten die Sehnsucht nach Halt bei sich selbst in einer realen und psychischen Trümmerwelt. Daß diese Gedichte Geschehenes nicht ausdrücklich benannten, minderte kaum solche Wirkung. Einen Zeitbezug hinter dem Ernst ihres Tons hielt man für selbstverständlich.

Besonders junge Menschen, die nach dem Krieg erst den bisher verfemten Autor entdeckten, erschütterten solche Gedichte wie „Asterne“ oft tief. Benn hatte die Worte gefunden für das, was jahrelang tägliche Gegenwart war: Dasein auf Abruf.

„Asterne“ mutet tatsächlich im Nachhinein an wie das Ergreifen der noch verbleibenden Stunde vor sehr konkretem Unheil. Und dies ist der Grund, weshalb man die Frage nach Gegenwartsanspielung ernst nehmen muß. Wiewohl eine Kriegsprognose nicht sicher nachweisbar ist, liegt sie doch nah. Selbst wenn man sich darin irrte, wäre es legitim für spätere Rezipienten, in „Asterne“ nach solchen Entstehungsspuren zu suchen. Inmitten der ‚Blut- und Boden‘-Literatur, die damals erwartet wurde, richtet der Dichter den Blick auf einen einzelnen Menschen, auf Lebensverlangen und Tod. So hebt sich aus Subjektivem das Allgemeine heraus, die schwälende Daseinsstunde schlechthin. Gerade weil Benns Gedichte Persönliches dokumentieren aus Zeiten, denen das Individuelle als unverfügbar gefährlich erschien, rufen sie in die Erinnerung, wie eine unmenschliche Welt Leben und Tod verplante.

Während des Zweiten Weltkriegs erfuhr man oft wie betäubt den täglichen Anblick des Grauens, – das Weiterleben war anders wohl kaum zu ertragen. Und eben deshalb kam nachträglich der Gedanke mit plötzlicher Deutlichkeit auf und erschütterte tief: Bei allgemeiner Not verblasse als Selbstschutz der menschlichen Natur die Vorstellungskraft für das Persönliche allen Erleidens, für jedes der furchtbaren Einzelschicksale. Menschen aus weiten Teilen der Welt erlitten die gleiche Angst und Trauer und Qual. Im Grunde war jeder alleine damit.



Deshalb vermochte „Astern“, das einsam verfasste Gedicht vom erwarteten Tod, in Nachkriegstagen so zu bewegen. – Man wird es immer lesen können mit dem Gedanken an Zeiten, durch welche weit mehr als fünfzig Millionen dem Weltkrieg zum Opfer fielen und sechs Millionen rassistisch Verfolgter dem systematischen Mord. Daß „Astern“ schon 1935 entstand, also vielleicht nur Vorahnung war, hinderte dabei nicht.

Allerdings gab es auch andere Reaktionen: Man warf Benn zu Recht seine Blindheit vor nach Proklamation des Dritten Reichs, sowie seinen späteren Rückzug ins Schweigen der inneren Emigration. Doch trifft dieser Vorwurf nicht allein Benn. Das ganze Volk lebte in panischer Angst vor grausamer Ahndung beim leisesten kritischen Wort. Die Meisten schwiegen, und so verlor dieses Volk sein reines Gesicht. – Benns blinde Äußerungen um 1933, sowie seine späteren statischen Gedichte werden für immer ein tragisches Zeitzeugnis bleiben.

Kapitel IX

Benns Lyriktheorie als Hintergrund zu „Astern“

1: Vorinformationen

Dieses Kapitel IX behandelt einige wichtige Punkte aus Benns Poetologie und stellt sodann „Astern“ unter deren Aspekte, gleichsam als pars pro toto. Meist wird der Vortrag „Probleme der Lyrik“ herangezogen. Benn hat hier Prinzipien zusammengefaßt, die seine Lyrik bestimmten. Auch „Doppelleben“, ein autobiographisches Werk, sagt etliches über sein Denken und wird deshalb mitbefragt.

Folgende Punkte sollen zur Sprache kommen:

- 1) Artistische Technik
- 2) Benns pogrammatisch vertretener Subjektivismus
- 3) Das Persönliche und Überpersönliche in Benns theoretischem Denken und in seinen lyrischen Texten
- 4) Die Stellung des Autors zum kreativen Wort



2: *Artistische Technik*

2 a: *Das Wesen der artistischen Technik*

Begonnen sei mit der Artistik. Das Wichtigste dazu ist schon gesagt. Es sei hier noch einmal kurz wiederholt und ergänzt. Dieser Begriff bezeichnet eine bewusste und kritische „Montage“ lyrischer Texte, – nach Benn das Prinzip „moderner“ Ausdruckskunst (1), welche von Frankreich her kam und europaweite Anregung brachte (2). Der Dichter resümiert: „Sie alle (die zugehörigen Künstler) sind am Prozeß des Dichtens ebenso interessiert wie am Opus selbst“ (3). „Ein Gedicht entsteht überhaupt sehr selten, ein Gedicht wird gemacht“ (4).

Benn war zwar Artist, empfing aber seine „Worte“ rauschhaft mit allen Sinnen, mit „Flimmerhaaren, über dem ganzen Organismus total (5)“. Flimmerhaare sind Sinnesorgane bestimmter Meerestiere, die Benn nicht näher benennt. – Der Arbeitsprozeß erfordert also nicht allein sachlich vollzogenes Können, immer wird er durchdrungen von „schöpferischer Lust“. Ein „dumpfer, schöpferischer Keim“ verlangt das Gedicht und gibt ihm den „Ariadnefaden“, so daß es „schon fertig ist, ehe es begonnen hat, der Autor weiß nur seinen Text noch nicht“ (6). Artistik muß eingesetzt werden, um diesen Text zu gewinnen, in Vollständigkeit und durchfeilt. Benn nimmt jedes Wort „sofort in die Hand“ (7) als das Objekt erwägender Urteilskraft.

Daß ein spontanes Entstehen nicht zwingend Voraussetzung sein muß für qualifizierte Gedichte, entspricht einer Wahrheit, die oft verleugnet wurde. Benns Nachdruck beim Thema Artistik richtet sich aggressiv gegen das gängige Bild von der sofort vollendenden Inspiration. Er selber hat schlechthin alles bei „Aster“ überprüft, was in der obigen Analyse nachweisbar wurde. Trotzdem ist die Form geschlossen, wirkt wie aus einem Guß, so daß man spontane Entstehung annehmen könnte.

2 b: *Störende Spuren einer bewussten Arbeit am Text*

Doch trotz seiner Meisterschaft gibt es in Benns Gedichten gar nicht so selten Formen, die man ‚gesucht‘ nennen möchte, – was mit der bastelnden Arbeit an Texten zusammenhängt als deren stete Gefahr. Bei einem großen Wurf wie „Aster“ enttäuscht kein massiver Störungseffekt solcher Art. Zwei Schwächen sind trotzdem vorhanden: Gesucht wirkt der Zeilensprung: „Herden / der Himmel“.



Auch am „Vermuten“ der letzten Strophe rätselt man lange herum. Im Übrigen aber ist „Asterne“ perfekt.

Anders der Titeltext des Bandes „Statistische Gedichte“. Hier gibt es eine gravierende Störung: Der rationale Satz: „Perspektivismus ist ein anderes Wort für seine Statik“ fällt aus dem bildhaften Stil des übrigen Gedichts. Mit dem Begriff Perspektivismus fängt man nichts an, sofern man ihn nicht von Nietzsche her kennt. Auch „Ranken sprühen“, – an sich ein wunderbares Bild, – wird mancher nicht erfassen als „Chiffre“ für die „Herstellung“ von Gedichten (1).

In Benns artistischer Lyrik verbergen sich Hinweise oft so geschickt, daß man sie kaum bemerkt. Häufig wird zum Verstehen die Kenntnis gedanklicher Grundkonzeptionen des Autors notwendig, welche nicht immer voraussetzbar ist. Wo aber wie bei „Asterne“ genügend übrig bleibt zum Genuß, behelligt meist kein Verstecktes. Trotzdem: Es wäre schade darum, wenn beispielsweise das Leitmotiv ‚Flügeljoch‘ unerkant bliebe oder der sprachliche Zaubervollzug, mit dem sich ein letztes Gedicht noch einmal dem Tode abringt. Sogar jenes Lethebild wird sicher als solches selten bewusst. „Nacht“ bleibt sodann nur Todesmetapher, obwohl es bei Benn um ein „Nichts“ geht darnach.

Sprache, die mehr enthält, als sie sagt, gehört zum Wesen der Lyrik, und gerade Benns Andeutungsstil hat besonderen Reiz. Nicht im Grundsätzlichen also liegt das Problem, sondern im Überziehen der Technik. Nur dieses ist hier gemeint, jene Verlockung zum eigentümlichen Wort. Man kann sich bei manchen Gedichten von Benn nicht des Gedankens erwehren, der Autor bekräftige demonstrativ ihren subjektiven Charakter, er weise dem Publikum seinen Platz an, und zwar vor der Tür.

3: Benns programmatischer Subjektivismus

3 a: Das „absolute Gedicht“ als Ausdruck des Ichs

Benn interpretiert das artistische Schaffen als l’art pour l’art, was er jedoch in l’art pour tous’ verwandelt (2), und das bedeutet: Seine Texte sind völlig (= tous) geformt vom „Ausdruck“ psychischer „Materie“ (3) des Autors, sind „Fragen nach dem Ich“ (4) , „ohne Glaube und Hoffnung“ (5), „an niemand gerichtet“ (6). „Probleme der Lyrik“ betont: „..... die Form ist ja das Gedicht“ (7). Kursivschrift hebt „ist“ hervor.



Beide Begriffe also, Form sowie Ausdruck, meinen dasselbe. Dies alles macht die Verzahnung verständlich zwischen dem l'art pour tous-Postulat, artistischer Arbeitsweise und einer subjektivistischen Grundkonzeption, der es um Allgemeines nicht geht, sondern um rauschhaft begeisternde Ich-Ausformung mit Worten.

3 b: Das Verhältnis von Inhalt und Form

Da Form das Spezifikum ist im Gedicht, führt Benn ad absurdum, daß ein gegebener Anlaß, – zum Beispiel Gefühle vor der Natur, mithin ein Lyrikinhalt, wie er bei „Astern“ vorliegt, – hinreichen könnte, um Kunst daraus zu machen (1). Die Faszination des Lesers entspringe allein der „Montage“ von Worten (2).

Bindung des Leserinteresses nur an formale Mittel dürfte dem wirklichen Leserverhalten selten entsprechen, doch liegt eine Wahrheit zugrunde: Ähnliche Inhalte wären wohl auch bei Prosatexten zu finden. Man greift zum Gedicht, weil es ein solches ist.

Wie schon gesagt: Trotz Benns Betonung der Form nimmt er den Inhalt ernst, was „Astern“ belegen kann, aber nur deshalb, weil er zum Ich-Ausdruck umgeprägt wird. Der Expressionist setzt voraus: „Es gibt keinen anderen Gegenstand für den Lyriker als den Lyriker selbst“ (3).

Darum erfaßt jeder Inhalt nur solche „Gegenstände“, welche ins Künstlerbewußtsein eingehen und dort eine Metamorphose erfahren, „die diesen Inhalt autochthon macht“, das heißt: ihn mit Innenmaterie völlig durchdringt (4). Da aber deren „Ausdruck“ sich deckt mit der Form, hat man zu folgern: Jeglicher Inhalt zählt zur Substanz des absoluten Gedichts. Benn rettet den Inhalt als Formungsmaterial durch eine Hintertür. Trotzdem weist er Fragen nach allgemeingültigem Inhalt mit großer Entschiedenheit ab. Wirklichkeit werde „zertrümmert“ vom Dichter-Erleben (5).

Aus all dem ergibt sich für „Astern“: Laut Benn geht es nicht um die Natur, nicht um ihre Eigenart. Sie ist nur berechtigt als Medium eines Bewußtseins, das seinen Tod erwartet. Deshalb beschränkt sich ihr Bild im ersten Teil aller Strophen auf wenige Einzelheiten. Durch Konzentration bis hin zur nominalen Beschwörungssprache werden reale Fakten Träger der Expression. Visionäre Bilder dagegen, also die unmittelbare Gestaltung von „psychischer Materie“ im



zweiten Teil der Strophen, sind immer syntaktisch korrekt formuliert. Hier nämlich soll Klarheit herrschen über Visionen des Dichters.

Benn geht so weit, zu behaupten, der Inhalt müsse „verlöschen zugunsten der Expression“ (1). Beim Wort genommen, führt dies zu dem Schluß: Wer sich bei einem Gedicht identifiziert, tut ihm Gewalt an und unterliegt zugleich selber der Täuschung. Denn niemand kann so erleben wie der Verfasser. Benn legitimiert auch aus diesem Grunde „Faszination“ nur durch die Form.

„Probleme der Lyrik“ zitiert Emil Staiger: „Form ist der höchste Inhalt“ (2). Doch Staigers bekannter Gestaltbegriff meint die untrennbare Einheit von Inhalt und Form. Wollte man daran etwas verändern, entstünde notwendig ein Bruch. In dieser vollendeten Ganzheit gewinnt auch das Subjektive des Inhalts ein allgemeines Interesse, – eben weil auch der Dichter ein Mensch ist und damit Menschliches aussagt.

Trotz Subjektivität, – oder darf man wohl sagen: Dank ihrer, – erreichen viele Gedichte von Benn „vollendete Gestalt“ im Sinne Emil Staigers. Daß sich ein sterbender Sommer mit Todesgedanken verbindet, dürfte wohl jedermann zugänglich sein.

4: Der überpersönliche Bezug in Benns Theorie und Praxis

4 a: Das Allgemeine bei Benn

Dem Dichter war natürlich bewusst, daß alles Persönliche notwendig ankert im objektiven Geist und daß monologische Lyrik ungewollt kommuniziert. Ein lebhaftes Temperament verführte ihn immer wieder, einseitige Thesen durch apodiktischen Ton zu vertreten.

Neben dem rein subjektiven Charakter seiner Gedichte betont er die allgemeine Substanz in den Worten. So wird Albrecht Fabri zitiert: „Ein in keiner Weise reduzierbares X hat Teil an der Autorschaft des Gedichtes, mit anderen Worten, jedes Gedicht hat seine homerische Frage, jedes Gedicht ist von mehreren, das heißt, von einem unbekanntem Verfasser“ (3).

Trotz unabdingbarem Anspruch auf originäre Sprache bestätigt Benn die Abhängigkeit von „Vorgängern in der Lyrik“. Denn alle Sprache sei schon zuvor „sinn- und stimmungsgeschwängert mit seltsam geladenen Worten“ (4).



Auch allgemeine Thematik erscheint ihm selbstverständlich: „Hinter dem modernen Gedicht stehen die Probleme der Zeit, der Kunst, der inneren Grundlagen unserer Existenz“ (1).

Am meisten erstaunt: Der Expressionist fordert vom Geist „Abstraktion“ (2), also die reinste Form der Allgemeingültigkeit. Er sagt, bei vollendeter Lyrik sei nichts Biographisches mehr zu erkennen, – was er mit „Astern“ realisiert. Der Leser darf das Gedicht für sich selber entdecken und muß gar nichts wissen von Benn. Artistische Form wird mitnichten ein isolierter Genuß, sie trägt den Gehalt und gibt ihm Gewicht.

Anspruch auf „monologische“ Rede (3) ohne den allgemeinen Bezug bleibt jedoch trotzdem bestehen, diente Benn auch zum Schutz vor oktroyierter Erwartung tradierter Wertvorstellung, die er als geistiges „Mittelmaß“ apostrophiert (4). Benn selber jedoch steht zu Gedichten, „ganz ohne Glauben und Hoffnung“ (5).

Nahezu alle Gedichte von Benn vertiefen sich zwingend zum Allgemein-Existentiellen, – was er bestätigt im Vortrag „Probleme der Lyrik“: „Noch hinter Faszination und Wort <liegen> genügend Dunkelheiten und Seinsabgründe,... um den Tiefsinnigsten zu befriedigen“ (6). Abgrund des Seins war unausweichliches Thema, „Astern“ ist ein bewegendes Beispiel dazu.

4 b: Artistische Deutungshilfe

Vermutlich hat Benn durch apodiktischen Ton den eigenen Ohren bekräftigen müssen, sein l’art-pour tous-Gedicht gehe nur ihn etwas an. Denn achtsames Vorbereiten erwünschter Rezeption läßt immer wieder erkennen, daß er den Leser nicht aus den Augen ließ. Wo theoretische Postulate Hemmschuh sein konnten, wurden sie stets souverän beiseite gesetzt. Der Dichter fand offensichtlich Gefallen an der geschickt verborgenen Lösung von Rätseln, dem Leser als Aufgabe zgedacht. Das eben erzeugt jenen Reiz, hinter ein solches Versteckspiel zu kommen, und darin lag auch Benns Zweck. Denn da der Verfasser nichts vor sich selber verbirgt, indem er es kunstvoll verschlüsselt, verlöre anders die Andeutungstechnik den Sinn.

Artistische Formen in „Astern“ sind häufig als Hinweis gemeint. Gleich Anfangs spricht das Gedicht von „schwälenden“ Tagen. Aus dem neutralen Zeitbe-



griff ‚Tag‘ wird durch den Zusatz bedrohliche Zeit, sie bringt auch die herbstlichen Asten in den Verdacht der Ambivalenz.

Benns Einspruch gegen „Um Mitternacht“ liegt ebenfalls dem Erfassen bereit durch Übernahmen aus Mörikes Text: Die „lehrende“ Hauptfigur, die Waage, der Blick zum Himmel und nicht zuletzt die „Nacht“, welche nun nicht mehr als Mutter des Tags zum Himmel aufblicken darf, sondern den Tod ankündet.

5: Das dichterische Wort

5 a: Das Worte als „Chiffre“

Nun zu Benns Aussage über das Wort. Der folgende Text gibt den Schlüssel:

Ein Wort

Ein Wort, ein Satz – : aus Chiffren steigen
erkanntes Leben, jäher Sinn,
die Sonne steht, die Sphären schweigen
und alles ballt sich zu ihm hin.

Ein Wort – ein Glanz, ein Flug, ein Feuer,
ein Flammenwurf, ein Sternenstrich –
und wieder Dunkel, ungeheuer,
im leeren Raum um Welt und Ich.

Mit dieser zitierten Form des Gedichts schloß Benn seine Arbeit an mehreren älteren Fassungen ab. „Ein Wort“ lag ihm am Herzen. Er hat über Jahre daran gefeilt. Dieses Gedicht benutzt „Worte“, die Benn als „Chiffren“ verstand, das heißt, sie konnten sich füllen mit Assoziationen der eigenen Phantasie.

Er nennt sein lyrisches Ich ein „durchbrochtes Ich“ (1), das warten mußte, bis Worte kamen, die sich chiffrieren ließen (2). Benn hat sogar in Büchern nach solchen Worten gesucht.

Am Beispiel des Substantivs „Blau“, der Lieblingsfarbe expressionistischer Dichter, beschreibt „Probleme der Lyrik“, was Worte zu geben vermochten: „Nun kann man ja den Himmel von Sansibar über den Blüten der Bougainvillen und das Meer der Syrten in seinem Herzen beschwören. Man denke dies ewige und schöne Wort! ...Es ist das Südwort schlechthin!“ (3) Doch Worte legten fast immer zuletzt den „Seinsabgrund“ frei (4). Selbst jenes „mittelmeerische“ Blau



wird „tödliches Fanal“ (1), ruft an den Küsten versunkene Völker herauf, archaische Kulturen mit ihrer „prälogischen“ Kraft zum mythischen Erleben (2).

Dem Leiden des Dichters an einer rationalistisch zergliedernden Zeit bedeutete solche Frühe ein unwiederbringliches Glück. Das alles war plötzlich da in diesem einen Wort „Blau“.

Als weiteres Beispiel für die unermeßliche Kraft des Wortes gibt Benn „Anemonenwald“ an. Es ruft auch Narzissenwiese vor Augen. Wilde Narzissen wachsen vor allem in südlichen Ländern. Mit ihnen taucht der Olivenbaum auf, dann Marmorstufen zerfallener Tempel, „Völker, Länder, Leichtsinn, Wehmut, Hoffnungslosigkeit“ (3). Die assoziierte Kette endet beim Untergang antiker Kulturen und Völker, – bei menschlicher Schuld und Verlust.

Auch „Aster“ enthält solche „Chiffren“, doch handelt es sich hier um Worte, die Benn mit einem festen Assoziationsgehalt verband: Götter erscheinen als „Transzendenz der schöpferischen Lust“, der „Rausch“ als deren Begleiter, die „Rosen“, erfüllt mit Schönheit, entblättern sich im Herbst (4), – als Chiffre der Vergänglichkeit. Hier, wo sie zum „Du“ erhoben sind, darf man vermuten, der Dichter denke auch an die Vergänglichkeit menschlicher Schönheit und Liebe. Benn wurde zweimal Witwer.

Rosen

Wenn erst die Rosen verrinnen
aus Vasen oder vom Strauch
und ihr Entblättern beginnen,
fallen die Tränen auch.

Traum von der Stunden Dauer,
Wechsel und Wiederbeginn,
Traum – vor der Tiefe der Trauer:
blättern die Rosen hin.

Wahn von der Stunden Steigen
aller ins Auferstehn,
Wahn – vor dem Fallen, dem Schweigen:
wenn die Rosen vergehn.



Die Aster stehen ebenfalls für Alter und Tod, – schon in dem frühen Gedicht „Kleine Aster“ (1). Als Benn in späten Jahren noch einmal eine Ehe einging, hat er gesagt: „Ich habe die Frau gefunden, die nun mit zarter und kluger Hand die Stunden und die Schritte und in den Vasen die Aster mir ordnet“ (2).

Zwischen zwei Todeschiffren also, „Aster“ und „Nacht“, vollzieht sich das Gedicht „Aster“.

5 b: Die äußere Wortform als Inspiration

Auch ein sensibles Erfassen der äußeren Form eines Worts gehört zu den Eigenarten des Dichters. „Probleme der Lyrik“ stellt dar: Wortklang und Anblick gedruckter Wortgestalten erweckten den Rausch aller Sinne. Der „ganze Organismus total“ „tastet“ das Wortbild heran (3). Nicht also die Begriffsaussage brachte Benns Chiffren hervor. Als Beispiel nennt er „oublier“ und „vergessen“. Der Klang dieser sinn gleichen Worte könne nie Gleiches erwirken (4). – Daß ohne ein inhaltliches Erfassen des Worts es nie zu etwas Sinnvollem käme, bleibt unerwähnt.

Da sich die psychische Innenmaterie der Wortgestalt assoziiert, bedarf es nach Benn keines konkreten Erlebens als Motivation. Der Schreibtischarbeiter Benn grenzt seine Lyrik mit großer Entschiedenheit ab von allen Erlebnisgedichten: „Hier füllet nicht mehr der Mond Busch und Tal“ (5). Wäre er selber statt Goethe Verfasser des Gedichtes: „Willkommen und Abschied“ gewesen, hätte das reizvolle „Letternbild“ ‚Mond‘ vor dessen Licht gestanden.

„Probleme der Lyrik“ beschreibt: Buchstaben lagern als „Zwischenschicht zwischen Natur und Geist, ... mit ihnen ist das Bewußtsein in einer bestimmten Richtung verbunden, ...und diese Buchstaben nebeneinander gesetzt, schlagen akustisch und emotionell in unserem Bewußtsein an“ (6). Sie „rinnen sofort zusammen zu einer stilistischen Figur“ (7).

Vorzüglich Druckschrift ist Quelle der Inspiration. Die „schwarze“ Farbe der „Lettern“ erwirkte den sinnlichen Reiz, darüber hinaus gibt der Dichter einen recht überraschenden Grund als das Entscheidende an: Er weist dem Gedruckten als solchem den Rang des „Kunstprodukts“ zu (8). Seine Begründung lautet: „Wir sehen etwas selber erst vom Geist Geprägtes“ (9). Damit ist nicht nur die geniale Erfindung der Buchdruckerkunst gemeint, sondern auch menschliche



Kunsthfertigkeit bei „Herstellung“ eines Drucks, was zu Benns Zeiten nicht maschinell geschah, sondern durch so genanntes ‚Setzen‘, das heißt, durch Handwurf metallener Lettern, auf denen sich Druckerschwärze befand, in einen Druckerkasten. Der Vorgang bedurfte großer Geschicklichkeit und geistiger Konzentration auf den Text. Deshalb besaßen also die Lettern spirituellen Charakter für Benn.

Solche durchgeistigten Lettern wirken weit hergeholt. Der Wunsch des Artisten, daß seine Sinne sich zu inspirieren vermöchten an einem „Kunstobjekt“ und damit am Kongenialen, wurde hier wohl zum Vater des Gedankens.

Daß Sinn zum Druckwort hinzukommen mußte, um es zu inspirieren, war Benn selbstverständlich bewußt, doch diese Tatsache wird übergangen. Er war, wie gesagt, ein Schreibtischarbeiter, schöpfte dort seine Erinnerung aus.

Selbst „Einsamer nie –“ und „Asterne“ entstanden nicht unter den Himmeln, die beide Gedichte beschwören, sie wurden im Restaurant auf Speisekarten verfaßt. Doch sehen die Texte kaum aus, als seien sie konstruiert aus Druckbildern schwarzer Lettern. Erinnerung gab den Chiffren ihr Leben. Benn liebte besonders die Asterne und Weite der „Himmel“ über dem Land. Ohne den langen Blick auf die Schwalben wäre das Leitmotiv ‚Flügeljoch‘ niemals zustande gekommen. – Es ist nicht so ernsthaft zu nehmen mit dem durch Lettern verschleierte Mond.

5 c: Zum Anteil des Lesers am chiffrierenden Wort:

Infolge des subjektiven Chiffrengelhalts kann man als Leser die unausgesprochenen Assoziationen wohl niemals ganz erfassen. Doch wenn man um das Vorhandensein chiffrierter Worte weiß, läßt meist der sonstige Inhalt eines Gedichts manches erkennen. Oft suggeriert auch die Sprachform, was sich in Worten verbirgt. Wie oben dargelegt: Metrum und Melos fördern bei „Asterne“ den ambivalenten Charakter der Stunde. Besonders aber „Ein Wort“ gebraucht formale Mittel als Deutungshilfe: „Steigende“ Sprachmelodie bis hin zum Wort „Sinn“. Danach tritt Ruhe ein, empfunden in statischen Verben und stabendem „S“: „Die Sonne steht, die Sphären schweigen, / und alles ballt sich zu ihm hin“. Dann, in der zweiten Strophe: Feuerausbruch! Zur Höhe strebende, stabende Laute: „Ein Wort, ein Glanz, ein Flug, ein Feuer, / ein Flammenwurf, ein Ster-



nenstrich.“ – Plötzlich ist alles vorbei: Fallende Satzmelodie, nur einmal noch unterbrochen vom Ungeheuren des Schauders, – dann: „Leerer Raum um Welt und Ich“.

Kraft dieser erhabenen Sprachmelodie beginnt der Leser zu ahnen, was hinter Benns Chiffren zu liegen vermag.

5 d: Der Vorrang des Substantivs vor Adjektiv und Verb

Benns Assoziationen chiffrieren sich vor allem in Substantiven. Zuweilen enthalten sie einen festen, stets wiederkehrenden Sinn. Mehrere Beispiele hat die Besprechung von „Astern“ ergeben: ‚den Rausch‘, ‚der Rosen Du –‘, „Astern“ und „Nacht“.

Grundsätzlich aber kann sich das Substantiv unbegrenzt füllen mit immer neuen Gehalten, ist „sinngeschwängert“ (1) von alters her. *„Probleme der Lyrik“* zeichnet ein großes Gemälde seiner geschichtlich gewachsenen Weite: „Worte, Worte – Substantive! Sie brauchen nur die Schwingen zu öffnen und Jahrtausende entfallen ihrem Flug“ (2).

Nach Darstellung Benns besaßen die Adjektive weit weniger Anregungskraft als das Nomen (3). „Astern“ benutzt sie nur in der Form des Einzelattributs, wie auch die Partizipien. Stets dienen sie also dem ‚Hauptwort‘.

Verben waren fast ganz ohne Reiz (4). Trotzdem gebraucht Benn das ‚Zeitwort‘ interpretierend in „Astern“, denn es entschleiern den wahren Charakter der Zeit: Statische Prädikate bestärken ein Dauergefühl, bewegende stellen es bloß. Drei Strophen lang „bannen“ die Verben regungslos alle Gestalten: „halten“ und „brütet“, „stand“, „lehnte“ und „sah zu“. Gewissheit aber „wacht“. Dies Wort an der Absturzschwelle macht quälende Spannung bewußt. Dann folgt die bewegte Entlarvung der Zeit, Schwalben fegen sie weg: „streifen“ und „trinken“.

Man ist zunächst erstaunt, wie viel Gewicht den minderbewerteten Verben und Adjektiven zukommt, kein einziges ist entbehrlich, denn jedes einzelne Wort erläutert ein Substantiv.

Die Herrschaft des Substantivs wird auch numerisch deutlich: Benn setzt acht Verben als Prädikate ein, dazu drei attributivische Partizipien, ferner drei Adjek-



tive. Dem steht die beachtliche Zahl gegenüber von fünfundzwanzig Substantiven.

Der Hang des Autors zum Nomen, d.h. zum chiffrierten Benennen eigener „Perspektiven“ (1), erklärt sich aus jener „Statik“ des Ichs. Verben dagegen, ‚Zeitworte‘ also, trafen bei Benn auf ein Trauma: Sie waren der Inbegriff flüchtiger Zeit. Selbst hinter den statischen Verben im Bilde des ruhenden Sommers bewegt sich im Rhythmus das Pendel der Uhr.

5 e: Wirklichkeitszertrümmerung durch Worte

Benns Rückzug auf das Formale am Wort wurde wohl mitbedingt von seinem ambivalenten Empfinden vor aller äußeren Realität. Inspiration, nur aus der Wortform gewonnen, wahrte Distanz zum Realen, zu einer Wirklichkeitswelt, bei der ein starkes Interesse im Streit lag mit pessimistischer Sicht.

Trotzdem betont „Probleme der Lyrik“: Ein jeder Lyriker sei Realist, „beladen mit Wirklichkeiten“ (2), er müsse „Nüstern“ haben für alles, denn das Gedicht komme aus allem (3). Dies mag auf den ersten Blick wie Widerspruch scheinen bei einem Künstler, der sein Gedicht ausdrücklich von innen her motiviert. Doch eben deshalb, weil auch der Trieb zur Weltteilhabe bestand, bedurfte es skeptischer „Nüstern“ für äußere „Wirklichkeiten“, das heißt, eines wachen Bewußtseins, Wahrnehmung sei nicht das Wahre. Benns Wirklichkeitsbild entsprach Heraklid, dessen bekanntem Gleichnis: „Denen, die in dieselben Flüsse hinuntersteigen, strömen andere und wieder andere Wasserfluten zu“.

Kenntnis der Realität wurde vonnöten, um ihren Trug zu „durchstoßen“ kraft innerer Hellsichtigkeit, denn Benn stand zum „Perspektivismus“. Gedichte kamen insofern „aus allem“, als sie den Schein der Welt, welche zu solchem Zwecke ständig beobachtet wurde, „zertrümmern“ wollten durch wissende Worte (4).

Dieser Gedanke ist eine der ständigen Vorgaben hinter Benns Lyrik. Er hat auch „Astern“ deutlich geprägt: „Nacht“ wird zum ballenden Wort, „zertrümmert“ vergängliche Lust am scheinbar verharrenden Sommer. Jedes der Worte für Schönheiten in dieser lichten Natur erweist sich nachträglich als längst schon zertrümmert von der entlarvenden Nacht.



Damit ist noch einmal jene zentrale Bedeutung von „Astern“ bestätigt im Umkreis der statischen Lyrik: Grundkonzeptionen des Autors haben sich hier konzentriert und umgesetzt ins Bild.

Kapitel X

Zum Dichter von „Astern“

1: Vorbemerkung

Dieses Kapitel wagt den Versuch, dem Dichter von „Astern“ in einigen Punkten näher zu kommen. Dazu werden vornehmlich Benns theoretische Äußerungen zu Werk und Arbeitsweise befragt, vor allem sein Vortrag „Probleme der Lyrik“ und seine Autobiographie „Doppelleben“

2: Zu Divergenzen in Benns Kunsttheorie

2 a: Widersprüche und Widersprechen

Mit Glättung von Widersprüchen in seinen Theorien hielt sich der Dichter nicht auf. Er lehnte es ab, „Synthesen“ zu produzieren (1), – und das nicht allein, weil er sie argwöhnisch sah als Überdeckungsversuche, sondern auch darum, weil Widerspruch Reiz für ihn war.

Die Sprache der Theorie ist immer geprägt von strömenden Bildern und Assoziation. Allein schon ein solcher Stil, der sich dem Reichtum des Einfalls überlässt, kann bis zu Widersprüchen hinführen, zu scheinbaren und auch echten. Das Interesse des Autors umfasste viele Gebiete, nicht nur in der Literatur, sowohl in den Geistes- wie bei den Naturwissenschaften. Er war mit dem Hergebrachten vertraut und suchte das Neue auf. Ein weites Spektrum stand zur Verfügung, wo immer er sprach oder schrieb. Sich um den gemeinsamen Nenner zu kümmern, wurde nicht selten dem Publikum überlassen. Aber ein solcher Geist geht eben als Gleichung nicht auf.

Aus eigener widersprüchlicher Spannung ergab sich die Freude am aktiven Widersprechen. Die „Welt“ bot willkommenen Anlaß, zum Beispiel wenn etwas zur Mode verkam im allgemeinen Bewußtsein: „Das Abendland, ... Angst will



es haben, geworfen will es sein. Zum Frühstück etwas Midgardschlange und abends eine Schnitte Okeanos, das Unbegrenzte“ (1).

Benns Temperament brauchte Materie, die sich „zertrümmern“ ließ. Auch im Gedicht genoß er die Provokation: Jenes beliebte Andeuten und Schockieren soll Stachel sein wider den Hang, sich bei der lyrischen Kunst zu erholen. „Probleme der Lyrik“ sagt: Was weiterwirke, ergebe sich „folgenreicher“ aus dem „Erregenden“, aus dessen „Faszination“, als aus dem „Gefaßten“ und dem „Gestillten“ (2).

2 b: Faszination des Ganzen vom Inhalt und Form

Benn sagte, daß der Inhalt seiner Gedichte an niemand gerichtet sei (3), Faszination erwecke die Form. Doch „Astern“ sieht nicht danach aus, als solle sein Inhalt „erlöschen“ (4). Häufig, wenn auch nicht immer, entsprach der Dichter trotz anders lautender Thesen den Wünschen nach „faszinierendem“ Inhalt. Benn kannte die Sache zu gut, um nicht zu wissen, daß gerade bei solchen Lesern, denen Gedichte vertrauter Umgang sind, die „Faszination“ des Ganzen entscheidet. Wenn das Formale sich isoliert im Bewußtsein des Lesers, beruht dies sehr oft auf negativen Gründen: Man fühlt sich gestört, etwas ist nicht in Ordnung an der unlösbaren Einheit von Inhalt und Form, oder sie sagt nichts Verstehbares aus, – was Benn zwar nicht selten in Kauf nahm zugunsten des Eigenausdrucks.

Es gibt noch einen weiteren Grund, der selbst dem Expressionisten verwehrt, sich über den äußeren Stoff erhaben zu fühlen. Kein Formalist wird leugnen, daß seine „Materialien“ die Möglichkeit ihrer Gestaltung bestimmen, so auch das „sinngeschwängerte“ Wort (5). Benn selber drückt dieses Zwingende aus: „Eine isolierte Form, eine Form an sich, gibt es ja gar nicht“ (6). Mit seinem Zitat nach T.S. Eliot: „gewisse Unreinheit“ bleibe in jedem Gedicht (7), bestätigt er, daß Inhalte neben der Ausdrucksfunktion sich Selbständigkeit bewahren.

Trotz unbezweifelten Glaubens bei Benn an eine Machbarkeit des absoluten Gedichts, ist es in Wahrheit nur Ideal, dem sich der Autor allenfalls annähern mag. „Verlöschen des Inhalts zugunsten der Expression“ kann niemals mehr sein als Utopie (8).



2 c: Drückende Tradition

Benns Widersprüche in Theorie und Praxis stammen nicht nur aus seinem Temperament, weitgehend auch aus dem Suchen nach neuen Wegen der Kunst. Er bescheinigte seiner Zeit, sofern er ihre Künstler als „Mitte“ (Mittelmaß) deklarierte, „Verfall“ des lyrischen Inhalts, ein „Wabern ins Allgemeine“ (1). Dahinter verbirgt sich: Alles war längst gesagt und bekannt, es lohnte nicht mehr. So konnte das große neue Gedicht selten gelingen. Benn spricht von der „Tragik“ zeitgenössischer Dichter: „Keiner auch der großen Lyriker unserer Zeit hat mehr als sechs bis acht vollendete Gedichte hinterlassen“ (2).

Künstler, geboren nach reichen Kunstepochen, an deren Beginn das Klassische stand, gefolgt von anderen gültigen Stimmen, stehen im Spannungsfeld normativ wirksamer Kräfte und kennen die Lähmung durch Tradition, welche nicht nur von außen her wirkt, auch aus dem Unterbewusstsein des Dichters.

Deshalb hat Benn sich vom Inhalt zu distanzieren versucht, wo immer er mehr sein wollte als Ausdruck des Ichs, – in Abwehr gegen das nun nicht mehr Originale in einer veränderten Welt. Er bekräftigte vor sich selbst, was ihm noch machbar erschien, strebte nach dem bewusst „Autochthonen“ der Form: „Dies ist dein dir zugemessener Kreis: Suche deine Worte, zeichne deine Morphologie, drücke dich aus, übernimm ruhig die Aufgabe einer Teilfunktion“, – so läßt er die Moira sagen (3).

Der oft beteuerte Satz, Gedichte seien „an niemand gerichtet“, wirkt plötzlich anders, es ist so etwas dabei wie Ausschlag von unerreichbar hoch hängenden Trauben, wohinter sicher Benns Hoffnung stand, der acht Gedichte teilhaftig zu werden, welche die Moira anderen Dichtern gewährte.

Aus all dem ergibt sich: Wenn man hineinhört, klingen Benns theoretische Widersprüche wie suchende Experimente.

2 d: „Astern“ – ein absolutes Gedicht und doch engagiert

„Astern“ soll nun ein Beispiel dafür sein, daß Benns Divergenzen im theoretischen Denken kaum Spuren hinterlassen bei solchen Gedichten, die von ihm bleiben werden. Dieser geglückte Text kann allem erreichbaren Anspruch der absoluten Lyrik genügen. Es läßt sich an „Astern“ erkennen, wie ein Gedicht aussehen sollte, welches als reiner „Ausdruck“ „an niemand gerichtet“ erscheint



und dennoch „Faszination“ zu erwirken vermag, nicht nur durch seine Form. Artistische Kunst tritt geradezu exemplarisch hervor. Und was die Erkenntnis des Autors betrifft, der Gegenstand aller Gedichte sei nur das Ich, so muß dies ebenfalls gelten. Die Antwort zu Mörikes gläubiger Schau entstammt Benns eigenen Kämpfen um metaphysische Fragen.

Gedichte enthüllen das Allgemein-Menschliche unmittelbar und notwendig gerade im ehrlichen Ausdruck des Ichs. Diese zwingende Wirkung entsteht zwar auch ohne Absicht, doch Benn widersprach bewußt Mörikes heilem Bild, weil er es nicht in Einklang brachte mit jener „schwälenden Stunde“, die „über der Erde stand (1)“ als unheilvolle politische Macht. Dieses Gedicht ist ein Memento mori, zerstört, was dem Dichter nach träumerischem Glücks-„Vermuten“ aussah.

Der Leser empfängt die Botschaft verdeckt, trotzdem ergreift ihn Miterleben, und solche Wirkung auszulösen, steht in der Macht des gestaltenden Dichters. Die bestrickende Form von „Astern“ erweist sich jedem direkten Appell überlegen, vor dem man gerne die Ohren verschließt. Daß es um Konfrontation mit Mörike geht, bleibt oft wohl ungesehen. Aber selbst dann, wenn „Um Mitternacht“ nicht in Erinnerung kommt, wird man zur Deutung geführt. Um eine erschütternde Aussage wirksam zu machen, genügt der gezielte Einsatz artistischer Waffen, gipfelnd bei „Nacht“.

So wurde aus „Astern“, dem ‚absolut‘ durchgeformten und subjektiven Ausdrucksgedicht, nicht l’art pour tous in der Art, wie Benn sie theoretisch beschrieb, kein einsames „Rankensprühen“ hinter dem Fenster des „Weisen“.

3: Der Dichter und die zerdachte Welt

3 a: Die rationale Verengung der Welt

Für einen unbefangenen Freund von Gedichten bleibt unwesentlich, wie es um ihr Verhältnis zu Theorien des Autors stehe, doch spürt er umso deutlicher die Ambivalenz der Gefühle. „Astern“ gestaltet Benns Spannung angesichts des persönlichen Todes. Aber auch dort, wo er in Theorie und Dichtung die menschliche Welt attackiert, bezeugen sich seine Leiden, – Leiden an einem „verlorenen Ich“, am Perfektionismus der Zivilisation, an ökonomischer Zweckmäßigkeit, die bis zur Kybernetik (2) und Konstruktion von nuklearen Waffen führte (3), vor allem aber die Tiefe des geistigen Raumes verengte.



In seiner Theorie treibt Benn ein widersprechendes Versteckspiel mit dem rationalen Terminus „Begriff“. Er nennt seine Worte „einen Querschnitt von Begriff (1)“, – meint damit aber nicht die Welt erfassende Logik, sondern all das, was seine Worte assoziierend in sich „begreifen“.

Frühe Kulturen erlebten, so Benn, ohne Bewußtsein der Trennung zwischen dem Ich und der Welt. Seit mit der antiken Philosophie zergliedernde Logik im Abendlande begann, entrann niemand mehr der „Verhirnung“ (2). Benns Traum, in die Natur zurückzukehren, war nicht mehr zu erfüllen.

Die Kunstepoche des Expressionismus deutet der Dichter als Abwehrversuch gegen Tendenzen, welche das Menschheitsbewußtsein geistig verengten. Moderne Dichtung bewahrte „die noch verbleibenden Reste einer prälogischen Substanz“ (3), verwandelte die Welt zum Ausdruck des Ichs, freilich nur um den Preis, sie gleichzeitig zu „zertrümmern“ (4).

Flucht vor dem Irdischen war aber nicht gemeint, nicht Spekulation auf „Allgefühle“ (5). Da das Rad der Geschichte nicht rückwärts gedreht werden konnte, stand Benn zu dem Verhängnis, in eine Entwicklung hineingeboren zu sein, von der er bekennen mußte: „Voluminöse Allheit ist ein archaischer Traum und mit der heutigen Stunde nicht verbunden“ (6).

Daß er kein „Träumer“ sei (7), demonstrierte er oft und gern durch plötzliche Wendung zum rationalistisch-prosaïschen Ton, gleichsam durch kalten Guß, so bei seinem Titelgedicht: „Statische Gedichte“: „Perspektivismus / ist ein anderes Wort für seine Statik“.

Benn hat bis zur Grenze des Alters niemals als freier Künstler gelebt, sondern mit Tätigkeiten befasst, die nüchterne Ratio verlangten im ärztlichen Beruf. Doppelleben heißt seine Autobiographie (8). Damit sind nicht nur zwei Wirkungskreise gemeint, der Dichter war schwankend bewegt zwischen dem Traum und einer gewollten Zerstörung jeglicher Illusion.

3 b: Wunschhafte Zukunftsprognose

Solche Zerrissenheit lag zwar in Benns Natur, doch da er ihre Entstehung der geistlos-rationalistischen Umwelt zuschrieb, kam es zu einem wunschhaften Zukunftsentwurf: Die Menschheit sei befähigt, sich höher zu entwickeln kraft ihrer



geistigen „Mitte“. Und auch das Abendland gehe nicht unter (1). Daneben freilich stehen Kassandrarufer vom Wachsen geistloser Hirnhaftigkeit.

Einige Züge im Bilde der projizierten Menschheitsentwicklung erinnern an Heinrich von Kleist, an dessen Aufsatz: „Über das Marionettentheater“. Beide Autoren beklagen den gleichen Verlust: Solange der Mensch in Unbefangenheit lebt, bleibt seine steuernde Mitte noch heil. Irritation kommt nach Kleist aus Bewusstwerdung auf, – bei Bann aus Ungeistigkeit. Gemeinsam ist wieder der Traum: Ein langer, beschwerlicher Weg führe am Ende über den Störungszustand hinaus zu einem Bewußtsein, das seine Spaltung hinter sich hat. Für Bann besitzt dieser Weg Evolutionscharakter: Er konstatiert die genetische „Art-Bestimmung“ bei einem Wesen, das als Spezifikum Geist in sich trägt, sein ganzes Bewußtsein mit ihm zu durchdringen. Einst werde der Geist zur Herrschaft gelangen, „emanzipiert“ sein vom „Animalischen“, vom unklaren „inneren Mystizismus“ und auch vom Vorrang zersetzender Analyse. Alles Nichtgeistige müsse sich „übersteigern“, gemeint ist: sich selbst überwinden, bis hin zur Klarheit „verschärfter Begriffe“, Bann sagt: zur „Abstraktion“, das heißt, zu einer Erkenntnis, die reine Vergeistigung ist. Dies neue Bewußtsein finde sodann seinen Ausdruck in „klaren, irdisch gebundenen Formen“ (2).

Solcherlei Utopien erwartet man nicht bei einem grundsätzlich skeptischen Geist.

4: Die metaphysische Aporie

Bann litt nicht allein an der Welt. Ein Leben lang kreiste sein Denken um Todesaporie. Dieses bekennen zu müssen in seinem Gedicht, erfuhr er als Moirenverhängnis.

Suchen nach Halt bei sich selbst bezeugt jene Ratlosigkeit, die keine Glaubensantwort mehr fand in den Wertturbulenzen der Zeit, befördert durch Umbruch auf allen Lebensgebieten. Nichts blieb mehr, wie es gewesen. Ein Gottesbezug war weithin verblasst. Die Kopernikanische Wende wurde zu Ende gedacht. Kein Schöpfer gab der Erde, die sich in Kriegen zerfleischte, besonderen Rang, ihr Mensch war auf sich verwiesen.

Versöhnung kraft christlicher Botschaft sah unrealistisch aus. Noch eh es zum Schlimmsten, zu Weltkriegen kam, brach Bann ein begonnenes Studium der



Theologie wieder ab, radikal wirkte seine Enttäuschung: „Die Mythe log“. Unfähigkeit zu glauben ging auch bei „Astern“ ein als Mörrike-Kontrafaktur. Der Pfarrerssohn Benn erlitt intensiv das metaphysische Nichts.

Sein Künstlertum suchte sich zwar zu behaupten, war jedoch ständig bedrückt von Einsamkeiten und Ängsten. Nicht allein „Astern“ beschwört Benns Befreiungsversuch: Flucht zu den ‚bannenden‘ Göttern in kreativer Stunde. Aber dahinter stand sehr bewusst der Tod. Bei allem Willen zur Fassung, die Lyrik des Dichters wurde geprägt von dieser einsamen Not. Verklärung der schaffenden Lust als Zugang zur Transzendenz musste ihn schützen vor drohender „Dunkelheit“. Uneingestanden war auch die Statik des Ichs in Gefahr, belastet vom Ungewissem.

Was Benn sonst verschweigt, sagt „Verlorenes Ich“, niedergeschrieben im dunklen Kriegsjahr 1943.

Verlorenes Ich

Verlorenes Ich, zersprengt in Stratosphären,
Opfer des Ion –: Gamma-Strahlen-Lamm –
Teilchen und Feld – Unendlichkeitschimären
auf deinem grauen Stein von Notre-Dame.

Die Tage gehn dir ohne Nacht und Morgen,
die Jahre halten ohne Schnee und Frucht
bedrohend das Unendliche verborgen –
die Welt als Flucht.

Wo endest du, wo lagerst du, wo breiten
sich deine Sphären an – Verlust, Gewinn –:
ein Spiel von Bestien: Ewigkeiten,
an ihren Gittern fliehst du hin.

Der Bestienblick: die Sterne als Kaldaunen,
der Dschungeltod als Seins- und Schöpfungsgrund.
Mensch, Völkerschichten, Katalaunen
hinab den Bestienschlund.

Die Welt zerdacht. Und Raum und Zeiten
und was die Menschheit wob und wog,



Funktion nur von Unendlichkeiten –
die Mythe log.

Woher, wohin – nicht Nacht, nicht Morgen,
kein Evoe, kein Requiem,
du möchtest dir ein Stichwort borgen –
allein von wem?

Ach, als sich alle einer Mitte neigten
und auch die Denker nur den Gott gedacht,
sie sich dem Hirten und dem Lamm verzweigten,
wenn aus dem Kelch das Blut sie rein gemacht,

und alle rannen aus der einen Wunde,
brachen das Brot, das jeglicher genoß –
o ferne zwingende erfüllte Stunde,
die einst auch das verlorne Ich umschloß.

Glaubensverlust und Sehnsucht nach dem verlorenen Christentum verbirgt sich nicht mehr, nach jener erfüllten Stunde, „die nur den Gott gedacht“, nach dem gemeinsam genossenen Abendmahl. Stattdessen: „Die Mythe log“, – „die Welt zerdacht“ – „du möchtest dir ein Stichwort borgen, – allein von wem?“ Höllische Wesen, „Chimären“, gemeißelt aus Stein am gotischen Dom, versperren den Zugang zu „deinem grauen Stein“, – zu dem, was einst „dein“ hieß, dein Eigentum war und früher Asyl geben konnte.

Es vollzieht sich ein Ausbruch der Angst, Kriege und atomare Bedrohung werden zur Konzentration bestialisches Geschehens in einem „zerdachten“ Jahrhundert. Das Denken der Zeit dient dem ‚unendlichen‘ Tod, erforscht ihm die Mittel. Anstelle eines Vergessens im Nichts treten die „Ewigkeiten“ des endlos bewussten Erleidens, sind Hölle auf Erden. Das Wort „Unendlichkeiten“ kehrt dreimal zurück und dringt in Raum und Zeit als Völker verschlingendes Ungeheuer: „hinab den Bestienschlund“ – „die Sterne als Kaldaunen“ – „der Dschungeltod als Seins- und Schöpfersgrund.“ Das Ich wird mitgerissen, es weiß nicht, wo es bleibt.

Vernichtet wurde der sichere Gang ehemals tragender Zyklen. „Morgen und Nacht, Schnee und Frucht“ verblasen in Luftschutzbunkern. Ein tiefes Entsetzen breitet sich aus vor den Errungenschaften des Menschen, die Städte und Le-



ben zerstören. „Kein Evoo, kein Requiem“, – betäubtes Empfinden, alles vergeht außer der Angst.

Der Krieg wird jetzt offen genannt: „Mensch, Völkerschlachten, Katalaunen, / hinab den Bestienschlund.“ Mit dem erfundenen Wort „Katalaunen“ meint Benn die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern.

Die Welt wird zur Flucht. Das Ich sieht sich ausgesetzt in Zwingern der Bestien, anheim gegeben dem gierigen Blick ihrer Augen, dem „ewigen Spiel“ mit einem Opfer, das ihnen nicht mehr entgeht. Es flieht an den Gittern hin und findet kein Tor.

Nichts weist auf Statik oder auf Schöpfertum, kein bannender Wille schiebt Unheil hinaus für eine erfüllte Stunde, und keine Wende zur Fassung geschieht. Dieses Gedicht bleibt verzweifelt.

Abschluß

Zauber des Worts

Man muß die Sicht des Verfassers nicht teilen, um seine Gedichte zu schätzen, vielleicht sogar manche zu lieben, – ebenso wenig wie Benn den Standpunkt Mörikes teilte, obgleich er ihn als Dichter sicher nicht verkannte und Inspiration bei „Um Mitternacht“ fand, gerade weil dieses Gedicht eigene Klärung verlangte.

Benns unausgeglichene Mentalität wird manchen befremden, das Dunkel der Lyrik den Schutz durch Ablehnung wecken. Doch das besagt nichts gegen die Faszination, welche zwar auch vom Ästhetisch-Formalen herkommt, dort aber nicht stehen bleibt und zu einer Teilhabe führt, in der sich Verwandtschaft mit allem Menschlichen wiedererkennt. Die Kraft des Wortes beweist, daß Dichtung stärker sein kann als Skepsis und Pessimismus, selbst wo sie dem tragisch verhaftet bleibt.

Und das erfuhr nicht allein der Magier selber in schöpferischer Stunde. Jener Beschwörer von Licht und vertrauten Rosen spricht nicht nur für sich. Mitsprecher ist der alternde Mensch, der einsame angesichts des Todes. Bis Benn in



„Aster“ den Sommer enthüllt, hat man sich längst schon identifiziert, kein außenstehendes Wesen verfremdet den Bann. Das sollte so sein.

Ehe das Omen der Schwalben erscheint, vollendet die späte Sommervision den mitgetragenen Gang dieser Stunde, gewährt Distanz vor den Fluten. Lebensmittel wird voll bewusst und daher sichtbar Gestalt, wenn sie vorüber ist. Noch einmal vermag eine günstige Stunde vergangene Tage zu bannen, verklärt und verzaubert sie auch, ruft das „Ersehnte“ ins Wort, in die Erinnerung, – eine Beschwörung, so „alt“ wie das Menschengeschlecht.

Dem Sommer des Lebens gehörte dies alles zu: Blühende Fülle, einstmals gewährt ohne Todesgedanken, das Glück im Licht und Weite der Himmel, selbst wo sie schwärend erschienen von Wolken und Flor, die Rosen der Liebe, der Schönheit, in rauscherfüllten Stunden der Kreativität.

Nun sind sie vorbei, – die letzte, erkannt, bewusst noch erfaßt, ist länger nicht mehr zu halten, Zeichen des Todes künden sich an. – Und doch ist bei Benn zuletzt plötzlich ein neuer Ton da im oben zitierten Gedicht: „Kann keine Trauer sein“, geschrieben auf dem Krankenbett, das Benn zum Sterbebett wurde. Die letzte der Strophen sei hier noch einmal wiedergegeben:

Kann keine Trauer sein. Zu fern, zu weit,
zu unberührbar Bett und Tränen,
kein Nein, kein Ja,
Geburt und Körperschmerz und Glauben
ein Wallen, namenlos, ein Huschen,
ein Überirdisches, im Schlaf sich regend,
bewegte Bett und Tränen –
schlaf ein!



Anmerkungsverzeichnis

Nummer Gesamtausgabe, Hsg. Dieter Wellershoff

der Limes-Vlg., Aufl. 1959-1966

Seite	Anmerkung	Fundort	Band	Seite
485	(1)	Probleme der Lyrik	I	513
486	(1)	Probleme der Lyrik	I	513-514
486	(2)	Probleme der Lyrik	I	506
487	(1)	Probleme der Lyrik	I	529
491	(1)	Probleme der Lyrik	I	512
491	(2)	Zur Problematik des Dichterischen	I	82
493	(1)	Probleme der Lyrik	I	532
493	(2)	Probleme der Lyrik	I	509-510
494	(1)	Probleme der Lyrik	I	515
494	(2)	Probleme der Lyrik	I	515
498	(1)	Zu Chiffren: Siehe Kapitel IX, Punkt 3		
498	(2)	Probleme der Lyrik	I	520
498	(3)	Probleme der Lyrik	I	500
498	(4)	Probleme der Lyrik	I	501
498	(5)	Probleme der Lyrik	I	520
498	(6)	Vortrag in Knokke	I	543
498	(7)	Probleme der Lyrik	I	524
498	(8)	Probleme der Lyrik	I	520
498	(9)	Probleme der Lyrik	I	500
498	(10)	Doppelleben	IV	159
498	(11)	Probleme der Lyrik	I	514
498	(12)	Probleme der Lyrik	I	513
499	(1)	Probleme der Lyrik	I	495-496
499	(2)	Probleme der Lyrik	I	496
499	(3)	Probleme der Lyrik	I	495
499	(4)	Probleme der Lyrik	I	495-496
499	(5)	Probleme der Lyrik	I	513-514
499	(6)	Probleme der Lyrik	I	513-514
501	(1)	Probleme der Lyrik	I	506
504	(1)	Probleme der Lyrik	I	520
505	(1)	Probleme der Lyrik	I	527
508	(1)	Doppelleben	IV	136
508	(2)	Probleme der Lyrik	I	510
508	(3)	Probleme des Lyrik	I	513



508	(4)	Probleme der Lyrik	I	525
510	(1)	Siehe dazu Kapitel IX		
513	(1)	Probleme der Lyrik	I	511
513	(2)	Gedichte	III	185
514	(1)	Gedichte	III	5
522	(1)	Probleme der Lyrik	I	505
522	(2)	Geliebte Gedichte	IV	325
523	(1)	Probleme der Lyrik	I	505
526	(1)	Gedichte	III	449
526	(2)	Gedichte	III	27
528	(1)	Gedichte	III	182
532	(1)	Doppelleben	IV	79
532	(2)	Doppelleben	IV	78
532	(3)	Doppelleben	IV	71-72
535	(1)	Probleme der Lyrik	I	524
535	(2)	Probleme der Lyrik	I	500
535	(3)	Probleme der Lyrik	I	496
535	(4)	Probleme der Lyrik	I	495
535	(5)	Probleme der Lyrik	I	511
535	(6)	Probleme der Lyrik	I	506
535	(7)	Probleme der Lyrik	I	507
536	(1)	Probleme der Lyrik	I	495
536	(2)	Vortrag in Knokke	I	548
536	(3)	Probleme der Lyrik	I	509
536	(4)	Probleme der Lyrik	I	501-502
536	(5)	Probleme der Lyrik	I	524
536	(6)	Probleme der Lyrik	I	502
536	(7)	Probleme der Lyrik	I	507
537	(1)	Probleme der Lyrik	I	507-508
537	(2)	Vortrag in Knokke	I	547
537	(3)	Probleme der Lyrik	I	510
537	(4)	Probleme der Lyrik	I	508
537	(5)	Probleme der Lyrik	I	512
538	(1)	Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts	IV	383
538	(2)	Probleme der Lyrik	I	508
538	(3)	Probleme der Lyrik	I	507
538	(4)	Probleme der Lyrik	I	518
539	(1)	Probleme der Lyrik	I	501
539	(2)	Probleme der Lyrik	I	526
539	(3)	Vortrag in Knokke	I	547
539	(4)	Probleme der Lyrik	I	505
539	(5)	Probleme der Lyrik	I	524
539	(6)	Probleme der Lyrik	I	524



540	(1)	Probleme der Lyrik	I	512
540	(2)	Probleme der Lyrik	I	512
540	(3)	Probleme der Lyrik	I	512
540	(4)	Probleme der Lyrik	I	524
541	(1)	Probleme der Lyrik	I	512
541	(2)	Probleme der Lyrik	I	512-513
541	(3)	Probleme der Lyrik	I	513
541	(4)	Gedichte	III	237
542	(1)	Gedichte	III	7
542	(2)	Doppelleben	IV	170
542	(3)	Probleme der Lyrik	I	511
542	(4)	Probleme der Lyrik	I	510-511
542	(5)	Probleme der Lyrik	I	511
542	(6)	Probleme der Lyrik	I	510
542	(7)	Probleme der Lyrik	I	511
542	(8)	Probleme der Lyrik	I	511
542	(9)	Probleme der Lyrik	I	511
544	(1)	Probleme der Lyrik	I	518
544	(2)	Probleme der Lyrik	I	513
544	(3)	Probleme der Lyrik	I	511
544	(4)	Probleme der Lyrik	I	511
545	(1)	Gedichte	III	236
545	(2)	Probleme der Lyrik	I	505
545	(3)	Probleme der Lyrik	I	524
545	(4)	Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts	IV	382
546	(1)	Doppelleben	IV	136 f
547	(1)	Probleme der Lyrik	I	521
547	(2)	Probleme der Lyrik	I	509
547	(3)	Probleme der Lyrik	I	502
547	(4)	Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts	IV	383
547	(5)	Probleme der Lyrik	I	518
547	(6)	Probleme der Lyrik	I	508
547	(7)	Probleme der Lyrik	I	509
547	(8)	Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts	IV	383
548	(1)	Probleme der Lyrik	I	518-522
548	(2)	Probleme der Lyrik	I	505
548	(3)	Probleme der Lyrik	I	520
549	(1)	Probleme der Lyrik	I	523
549	(2)	Probleme der Lyrik	I	523
549	(3)	Gedichte	III	152
550	(1)	Probleme der Lyrik	I	513



550	(2)	Nach dem Nihilismus	I	152
550	(3)	Aufbau der Persönlichkeit	I	99
550	(4)	Probleme der Lyrik,	I	512
		sowie: Lyrik des expressionistischen		
		Jahrzehnts	IV	382
550	(5)	Probleme der Lyrik	I	520
550	(6)	Probleme der Lyrik	I	520
550	(7)	Probleme der Lyrik	I	515
550	(8)	Doppelleben	IV	69-172
551	(1)	Probleme der Lyrik	I	526-527
551	(2)	Probleme der Lyrik	I	526



Band 1:

Still will ich nicht werden

Memoiren – Erzählungen aus meinem Leben.....	11
Rader Dönekes	147
Prägungen.....	199
Aufsätze	203



